This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

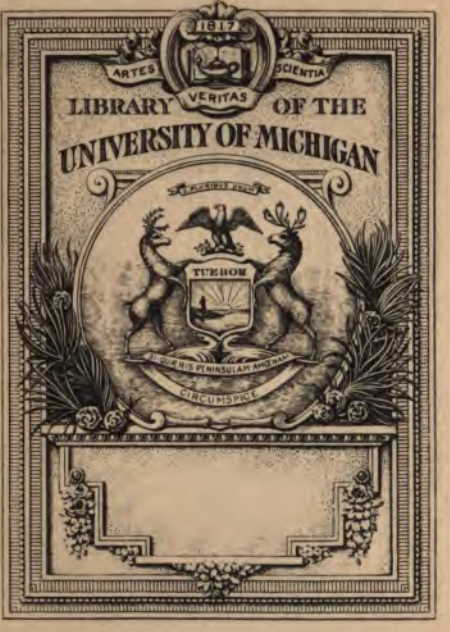
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

5 – F.

Rybička s

KRONSTADT.

Verlag von J G Calve in Prag.

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer Kenntnisse.

Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer.

Für 1846.

(Vierundzwanzigster Jahrgang.)

Mit 6 Stahltafeln.

Prag.

J. G. Calve'sche Buchhandlung.

1846.

Compl. sets
Hiersem.
5-20-30
21747

Inhalt.

Seite

Einleitung. Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen I

I. Erinnerungen aus Russland. Nach Blasius 1

II. Featherstonhaugh's Reise durch die Sklavenstaaten der Angloamerikanischen Union 132

III. Die Missionen in Ober-Californien. Nach Duflot de Mofras 196

IV. Das Gebiet Oregon. Nach Demselben 220

V. Der Tahiti-Archipel. Nach Vincendon-Dumoulin und Desgraz 263

Stahltafeln.

I. Kronstadt. (Aus dem petersburger Hofkalender.) Als Tittelkupfer.

II. Kreml von Moskau. (Aus Blasius Reise in Russland.) Zu Seite 69.

III. Senatspalast in Moskau. (Aus dem petersburger Hofkalender.) Zu S. 130.

IV. Monterey in Neu-Californien. (Aus der Reise von Duflos de Mofras.) Zu S. 218.

V. Kolonisten-Haus im russischen Amerika. (Aus demselben Werke.) Zu S. 225.

VI. Ansicht der Rhede von Papeiti. (Aus Dupetit-Thouars Reise.) Zu S. 277.

ALLGEMEINE ÜBERSICHT
DER NEUESTEN REISEN UND GEOGRAPHISCHEN ENTDECKUNGEN.

(Fortsetzung und Ergänzung zum vorigen Jahrgange.)

Afrika bleibt fortwährend der Erdtheil, wo im Gebiete der Länder- und Völkerkunde das meiste Neue zu Tage gefördert wird. Die wichtigste Entdeckung, über welche wir im vorliegenden Jahrgange zu berichten haben, ist die Enthüllung eines Erdstriches zwischen dem Aequator und 10^0 nördlicher Breite, welchen der bisher fast nur dem Namen nach bekannte westliche Quellenstrom des Nils, der *Bahr el Abiad* oder *Weisse* Nil durch-

fliesst. Wir folgen dabei dem vom Prof. *Karl Ritter* am 16. März 1844 zu Berlin im Verein wissenschaftlicher Mittheilungen gehaltenen, später als besondere Broschure mit zwei Beilagen erschienenen, Vortrage *).

Der Weisse Nil erschien auf allen neuern Karten weit aus Westen, aus dem fernen Sudan der Neger, herbeigeleitet, und überdiess zu weit nordwärts, etwa unter 10^0 Br., laufend eingezeichnet. Die neuesten Forschungen haben jedoch das Ergebniss geliefert, dass dem Hauptstrome zwar in dieser Gegend und von Westen her einige bedeutende Nebenflüsse zugehen, er selbst aber weit aus dem Süden herkommt und wahrscheinlich in der Nähe des Aequators entspringt.

Wir verdanken diese Bereicherung der geographischen Wissenschaft dem Vicekönig von Aegypten, *Mehemed Ali,* welcher

*) *Ein Blick in das Nil-Quellland* etc. Mit 1 Karte. Berlin, *1844.*

in den Jahren 1840 bis 1843 drei verschiedene Expeditionen mit bedeutenden Flotten und zahlreicher Mannschaft ausrüstete und ihnen befahl, so weit als möglich bis zu den Quellen des *Bahr el Abiad* vorzudringen. Von der ersten Expedition, welche unter der Leitung des Hauptmanns *Selim* am 27. Jänner 1840 bis 6° 30′ nördl. Br. (aber nicht bis 3° 31′, wie sie aus falschen Berechnungen und astronomischen Beobachtungen folgerte) aufwärts gelangte, hat bereits unser Taschenbuch im XIX. Jahrgange (1841) S. XXIX und XXX eine kurze Nachricht gegeben. Nicht zufrieden mit dem Erfolge dieser ersten Entdeckungsfahrt, schickte der Vicekönig noch im Laufe desselben Jahrs 1840 eine zweite Expedition ab, welcher sich, unter dem Oberbefehl zweier ägyptischen Offiziere, auch ein preussischer Gelehrter, Dr. F. *Werne*, und drei Franzosen, *Arnaud* und *Sabatier*, als Ingenieurs, und *Thibault*, als Sammler, anschlossen. Die Expedition bestand aus 4 grössern Fahrzeugen,

jedes mit 2 Kanonen, welche von Kairo gekommen waren, nebst 3 andern Fahrzeugen von Chartum, wovon eines ebenfalls mit 2 Kanonen, dann 2 kleinen Schiffen und 1 Kahn, die Mannschaft aus 250 Soldaten und 120 Matrosen und Schiffern aus Alexandrien, Nubien und Bellet-Sudan oder der Provinz, von welcher *Chartum* (unter 15° 17′ 30″ Br.) die Hauptstadt ist. Letztere wurde am 23. Nov. 1840 verlassen und hier die Fahrt auf dem Weissen Nil stromaufwärts angetreten. Unter 14° Br., wo der Strom eine Stunde breit ist, gerieth man in eine Menge von Inseln, die sich weit aufwärts im Flusse erstreckten und das herrlichste Schauspiel einer üppigen tropischen Pflanzenwelt darboten. Unter 12° 30′ zog der aus Granit bestehende Berg *Njemati*, im Lande der *Dinga*-Neger, die Blicke der Reisenden auf sich. Auf diesen folgte, unter 10° 20′, der Berg *Tefafaungh*, welchen Dr. *Werne* später bei der Rückfahrt bestieg und für einen ausgebrannten Vulkan er-

kannte, aber keine Ruinen von Pyramiden etc. darauf fand, welche nach Aussage der Türken und Araber hier anzutreffen seyn sollten. Bei 9° 11′ Br. kam man, am rechten Ufer des Stromes, zur Mündung des *Sobat*, welcher bei den dortigen Völkern *Tilfi* und *Ta*, von den Arabern auch *Bahr el makada* genannt wird. Wahrscheinlich entspringt er südöstlich, im abyssinischen Hochlande. Zwischen 9° und 10° Br. und unter 26° 47′ östl. L. (von Paris) stösst westlich an den Nil ein See von beiläufig 20 geogr. Gev. Meilen Flächeninhalt, nach *Ritters* Vermuthung der *Cuir* der arabischen Geographen des Mittelalters. Noch viele andere, unzählbare Seen und Sümpfe fanden sich zu beiden Seiten des Flusses. Das linke Ufer wird von dem grossen Volke der *Schilluk* bewohnt, die sich durch eine eigene Sprache unterscheiden. Wahrscheinlich entstehen die grossen Seen und Sümpfe durch einen von Westen kommenden grossen Fluss, dessen Bett jedoch nicht sicher nachzu-

weisen war. *Ritter* hält ihn für den *Kailak* der arabischen Erdbeschreiber, welcher vielleicht bisher für den Hauptfluss angesehen worden seyn möge. Letzterer aber wandte sich vom Cuir-See an nach Süden und weiterhin nach Südosten, in welcher Richtung ihn die Expedition nur bis 4° 42′ Br. und 29° östl. L. verfolgen konnte; denn hier begannen die Gebirge und es zog sich eine Felsbank quer durch den Fluss. Die Felsarten waren Gneus und Glimmerschiefer. Der Fluss hatte eine Geschwindigkeit von zwei Meilen in der Stunde und man sah in der Richtung von Osten nach Westen hohe Gebirgsketten. Die *Berr* oder *Bari*, in deren Lande man sich hier befand, meinten, dass man bei hohem Wasser wohl noch 30 Meilen weiter aufwärts kommen könnte, hatten aber keine nähere Kenntniss von jenen Gebirgen. Nach Aussage ihres Königs müsse man einen Monat lang gegen Süden zu reisen, und komme dann in das Land *Anjan*, wo der Fluss durch vier seichte Quellenflüsse

gebildet werde. Woher aber diese kommen, wusste er nicht anzugeben. Merkwürdig war unter Anderm, dass schon indische Handelsgegenstände, z. B. Calicos und andere Stoffe, aus Surate, einen Weg in diese Länder gefunden hatten. Auch schöne Schwerter und andere Eisenwaffen, sagten die Berr, würden ihnen durch „rothe Männer“ zugeführt, vom Marktorte *Berry*, der hinter dem gleichnamigen Gebirge 15 Tagreisen gegen Sonnenaufgang liege. Am 18. April 1841 kam die Expedition nach *Chartum* zurück. Dr. *Werne* hat eine reiche Sammlung von Gebirgsarten, Landeserzeugnissen, Waffen, Geräthschaften etc. mitgebracht, welche in den Museen zu Berlin niedergelegt worden sind.

Vom 26. September 1841 bis zum 1. Febr. 1842 wurde eine *dritte* Expedition den Weissen Nil aufwärts geschickt, welcher dieselben französischen Ingenieurs wie früher beigegeben waren. Sie kam aber nur bis 4° 52′ Br., indem auch hier

die gebirgige Beschaffenheit des Landes und das felsige Flussbett jedes weitere Vordringen unmöglich machte. „Es ist unbegreiflich“ — sagt *Ritter* — „wie gewisse, freilich nur aus der zweiten und dritten Hand gekommene, Erzählungen noch immer das *Nichtauffinden der Quellgebirge* wiederholen können. Die“ (der oben angeführten Schrift beigegebene) „Karte stellt also mit vollem Recht das nun bestätigte Daseyn des Gebirgszuges, sogar in ziemlich derselben Nähe des Aequators, wie *Ptolemäus* sich die *Mondberge* dachte und wie sie *D'Anville* mit Berücksichtigung von *Edrisi's* und *Abulfeda's* Daten in seiner *Carte d'Afrique* 1749 niederlegte, nur viel weiter ostwärts gerückt, dar. Selbst die für fabelhaft gehaltenen Schilfsümpfe und Seen des obern Laufes bei den arabischen Geographen fehlen in der Natur dieses Stromsystems nicht, in welchem aber der grosse moderne Irrthum nun berichtigt ist, dass der *Hauptstrom*

nicht von *Westen*, sondern von *Süden* und *Südosten* kommt“ *).

An der Ostküste von Afrika ist der im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuches, S. III. u. ff., besprochene Fluss *Gotschob* fortwährend ein Gegenstand von hohem Interesse für die Geographie. Der ebendaselbst S. X. erwähnte, vom brittischen Schiffslieutenant *Christopher* entdeckte und *Haines - Fluss* genannte Strom ist wahrscheinlich einerlei mit dem Gotschob. Neuere Nachrichten giebt der Bericht des brittischen See - Offiziers *Arcangelo*, welcher bereits einen beträchtlichen Theil vom Laufe dieses Flusses, den er *Dschob* und auch *Juba* nennt, im Jänner 1844 erforscht haben will und auf die Ehre Anspruch macht, der erste europäische Beschiffer desselben gewesen zu seyn. Bei den Eingebornen soll der Fluss *Gauin (Gowin)* heissen. Die s. g.

*) *Ritter*, a. a. O. S. 64. — Der französische Reisende *Arnaud Abbadie* soll 1844 in der Gebirgs-Landschaft *Kaffa*, südwestlich von Abyssinien, wirklich die Quellen des Weissen Nil *aufgefunden haben*. (S. weiter unten.)

Stadt *Dschoba*, 3 Seemeilen von der Mündung aufwärts, ist ein unregelmässiger Haufen von 150 bis 200 Hütten, auf einer Anhöhe, welche das rechte Ufer des Stromes beherrscht. Die Einwohner sind *Somalis* und leben in beständigen Fehden mit den in der Nähe nomadisirenden *Galla*-Stämmen. Letztere sind mit einem sesshaften Volke verbündet, den *Misagora* (oder *Isagora*), deren Land zehn Tagreisen von der Küste, gegen 7^0 südlicher Breite liegt. *Arcangelo* behauptet, 220 bis 240 Seemeilen den Fluss hinauf gekommen zu seyn. Die Richtung ging stets von Südost nach Nordwest, und der Fluss war auch hier noch sehr ansehnlich, indem seine Breite an 400 Meter betrug. Auf der ganzen Fahrt sah man weder Städte noch Dörfer. Das Land war im Allgemeinen kahl, nur in weiter Ferne begannen Wälder zu erscheinen. Dennoch hält sich *Arcangelo* für überzeugt, dass in gewisser Entfernung das Land stark bevölkert sei. Am Ufer sah er oft zahlreiche *Fussstapfen* von Viehheerden. Unweit von

der Stelle, wo er umkehrte, soll der Fluss, nach Aussage von Eingebornen, mehre Wasserfälle haben, worunter einer von bedeutender Höhe *).

Auch von dem teutschen Missionär *Krapf*, der früher mit *Isenberg* in *Abyssinien* **) war, sind wichtige Aufschlüsse über die innern Gegenden an der Ostseite von Nord-Afrika zu erwarten. Er fand bei seiner Rückkehr an die Küste, dass ihm die Befehle von *Sahela Selassi*, König von Schoa, allen Zugang zum Lande der *Gallas*, von Abyssinien aus, verschlossen, und nahm sich daher vor, von *Südosten* her in dasselbe einzudringen. Mit vieler Mühe und Gefahr erreichte er die *Somali-Küste*, südlich vom *Cap Guardafui*, wo ihn der Häuptling von *Brawa* freundlich aufnahm. *Krapf* hatte den Plan, längs dem Strome *Juba* (*Dschob* oder *Gotschob*) aufwärts zu gehen, und dazu war ihm die

*) *Nouvelles Annales des Voyages* etc., 1845. Febr. S. 176 u. ff., nach dem *United Service Magazine*, 1845. Febr.

**) S. den XIX. Jahrg. (1841) S. XXXIV. u. ff.

Freundschaft des erwähnten Somali-Häuptlings von grossem Werth. Zuvor aber fand er nothwendig, nach *Zanzibar* zu gehen, um mit dem daselbst jetzt residirenden Sultan von *Mascat* *) Rücksprache zu nehmen, da dieser sowohl als Besitzer des grössten Theils der Küste, als auch weil er das religiöse Haupt der dortigen Mohammedaner ist, ihm sehr behilflich oder auch hinderlich seyn konnte. Nach den letzten Berichten, vom Juni 1844, war die Aufnahme ganz nach Wunsch ausgefallen. Der Handel hat mehre Wege ins Innere von Ost-Afrika ausfindig gemacht. Der Islam verbreitet sich von der Küste nur einige Meilen landeinwärts, und die Moslim scheinen hier nicht so fanatisch zu seyn, wie in andern Ländern, was unstreitig dem vielen Verkehr mit fremden Schiffern und dem Einfluss europäischer Politik zu verdanken ist. Auch die Heiden an der Küste sind nicht so grausam und roh wie z. B.

*) S. den vorigen Jahrgang, S. 144.

in Aschanti, an der Westküste von Afrika. Die Länder der *Gallas* reichen bis etwa 4° südl. Br. „Es wird schwer seyn“ — meint *Krapf* — „eine Mission unter ihnen zu gründen; dagegen hat man den Vortheil, sich an eine Nation zu wenden, welche eine grosse Fläche bedeckt und zur Verbindung mit andern unbekannten Gegenden behilflich seyn kann. Die *Gallas* sind zwar in zahlreiche Stämme getheilt, haben aber überall einerlei Sprache und Sitten. Sie selbst nennen sich *Orma*.“ — *Krapf* besorgt, dass wenn sie nicht zum Christenthum bekehrt werden, sie sich zum Islam wenden, der rings um Abyssinien schnelle Fortschritte macht *).

Eine der merkwürdigsten Reisen ist auch diejenige, welche der französische Schiffskapitän *Jéhenne* mit der Gabarre *Prévoyante* nach der Südküste Arabiens und der nordöstlichen Küste von *Afrika* im Jahre 1843 gemacht hat. Der Haupt-

*) *Augsb. Allgemeine Zeitung*, 1845 Nr. 95. (5. April) Beilage.

zweck dieser Expedition war, von Yemen Samen und junge Pflanzen des arabischen Kaffehbaums zu bringen, welche zur Auffrischung der bereits auf der Insel *Bourbon*, so wie in *Cayenne* und auf den *Antillen* bestehenden Plantagen dienen sollten. Cap. *Jéhenne* benutzte diese Reise aber auch zu andern wissenschaftlichen Zwecken, indem er die verschiedenen Bayen von *Socotra*, die nordöstliche Küste von *Afrika*, die Inseln *Maït*, *Missasch* und *Perim* aufnahm und die Häfen von *Berbera*, *Zeïla* und *Tadschura* besuchte. Die geographische Lage der zwei Letztern ist selbst auf den neuesten Karten sehr unrichtig angegeben. Jéhennes Beobachtungen stellen die Küste auf 60 Lieues weit westlich von der Meerenge *Bab el Mandeb* ganz anders dar. *Berbera* liegt unter 10° 26′ 5″ nördl. Br. und 42° 44′ 30″ östl. L. (von Paris). Die Eingebornen sprechen den Namen *Börböra* (*Beurbeura*) aus. Der Ort ist eigentlich nur eine Art von *Lager*, welches bloss während der einige

Monate dauernden grossen Messe von 8- bis 10000 Menschen bewohnt, die übrige Zeit aber verödet ist. Auffallend war die Abwesenheit jeder Art von Obrigkeit, sowohl bürgerlicher als militärischer und religiöser. Nur das geistige Band des Islam hält die Volksmenge in den Schranken der Gesetzlichkeit und Moralität *).

Die im vorigen Jahrgange beschriebene brittische Gesandtschaft nach *Schoa*, unter Anführung des Major *Harris*, hat ausser dem dort von uns benutzten grössern Reisewerke noch drei andere kleine Broschuren hervorgerufen. Die eine ist eine Abhandlung von *Harris* selbst, über den grossen Fluss *Gotschob;* die beiden andern sind von Dr. *Kirk*, dem zweiten Arzte der damaligen Gesandtschaft. Letzterer beschreibt in der einen Broschure ziemlich umständlich die Reiseroute von *Tadschura* bis nach *Ankober*, und in der andern giebt er eine

*) *Lacroix Annuaire des Voyages et de la Géographie* etc. Paris, 1844. S. 32 u. ff.

Schilderung der kleinen Insel *Dschebel-Tir*, im Rothen Meere. Auch der bekannte abyssinische Reisende Dr. *Beke* hat in einer eigenen kleinen Schrift erklärt, dass ihm die Priorität der von *Harris* in Betreff des *Gotschob* gemachten Entdeckungen zukomme *).

Der französische Reisende *Arnaud Abbadie* ist im September 1844 aus der, südwestlich von Abyssinien gelegenen Landschaft *Narea* glücklich nach *Gondar* zurückgekommen. Er wurde vom dortigen Galla-König *Abba Ghibbo* gut empfangen und soll in *Kaffa* die Quellen des *Weissen Nils* aufgefunden haben. Abba Ghibbo hat die umliegenden christlichen Länder *Kaffa*, *Gurag* etc. theils unterworfen, theils so zerrüttet, dass sie nach allen Richtungen von räuberischen Gallas durchzogen werden, welche *Sklaven* einfangen, um damit

*) *Abyssinia.* A Statement of Facts relative to the Transactions between the Writer and the late British Mission to the Court of Choa. By *Ch. T. Beke.* London 1845; — *in den Nouv. Ann. d. Voy.*, 1845, Febr. S. 171.

das von der Küste kommende Salz und die europäischen Bedürfnisse zu bezahlen. Die südabyssinischen christlichen Provinzen sind durch die Galla-Stämme, welche sich zwischen sie und *Schoa* eingedrängt haben, von aller Hilfe der christlichen Abyssinier abgeschnitten und *Sahela Selassi* hat bis jetzt umsonst versucht, sich ihrer zu bemächtigen *).

Die Ausbreitung des europäischen Handels an der Ostseite von Nord-Afrika ist leider! auch eine Ursache der grössern Ausdehnung des *Sklavenhandels* geworden; denn je weiter die von der Küste kommenden Glasperlen etc. ins Innere dringen, desto weiter dehnt sich der Kreis der Sklavenjagden aus. In *Narea* erhält man für einen Kron- (wohl richtiger Marientheresien-) Thaler Salz, Messer oder andere europäische Waaren, zwei junge Sklaven, deren jeder in Schoa 20 und in Moccha 60 solcher Thaler werth ist. Cap.

*) *Augsb. Allg. Zeit.*, 1844, Nr. 346 (11. Dez.), Beilage.

Christopher (nicht *Haines*) hat daher der englischen Regierung vorgeschlagen, am obern Laufe des *Gotschob* Land zu kaufen und eine *europäische Ansiedlung* zu errichten, welche, durch Dampfboote mit der Küste in Verbindung stehend, den Bau von Zucker, Baumwolle und Indigo einführte und durch ihr Beispiel in den umliegenden Ländern verbreitete, um so Tauschmittel zur Bezahlung der europäischen Waaren zu verschaffen *).

Nach *Abyssinien* waren auch von der französischen Regierung 1839 die Generalstabs-Offiziere *Galinier* und *Ferret* geschickt worden, um das Land und seine Bewohner kennen zu lernen und die Handelsverbindungen zu erleichtern, welche ein französisches Schiff, der *Ankobar*, anknüpfen sollte. Am 28. Okt. reisten sie von Marseille nach *Aegypten* ab, blieben acht Monate in *Kairo*, um Arabisch zu lernen, und fuhren dann von *Suez* nach

*) *Ebendas.*

Dschidda. Hier entwarfen sie eine Karte vom *Hedschas* und *Asyr*, gingen darauf nach *Massaua*, und von hier durch die Wüste *Samahr* im Dezember 1840 nach *Aduah*, der Hauptstadt von *Tigré*, von welcher Provinz sie bis Oktober 1841 einen grossen Theil durchforschten. Als später Krieg zwischen den Fürsten von *Tigré* und *Gondar* ausbrach, wurden die Reisenden zwar in ihren Forschungen sehr beschränkt, konnten aber doch in mehre von Europäern noch nie besuchte Gegenden der Provinzen *Tigré* und *Semen*, bis 12° Breite, vordringen. Am 2. Mai 1842 kamen sie nach *Gondar*, und da hier Alles im Aufstand war, so beschlossen sie die Heimkehr über *Massaua*, schlugen aber, um nicht alle Früchte der Reise aufs Spiel zu setzen, jeder einen besondern Weg ein. Trotz dem wurde der Eine geplündert, aber die Räuber warfen die *Papiere* als nutzlos weg, so dass man sie fast alle wieder zusammenlesen konnte, und hauptsächlich nur die Sammlungen gingen ver-

loren. Von *Massaua*, wo im August 1842 Mittags 48 bis 52° Cent. Hitze im Schatten war, fuhren die Reisenden nach *Kosseir* und gingen von da zu Lande durch die Wüste nach *Theben*, und auf dem Nil nach *Alexandria*, von wo sie am 23. Jänner 1843 wieder in Frankreich eintrafen. — Sie haben den Lauf vieler Flüsse, überhaupt das ganze Flusssystem zwischen dem *Rothen Meere* und dem *Nilthal*, näher bestimmt, auch die Hauptpunkte von *Tigré* und *Semen* barometrisch nivellirt. Diese sind: *Aduah*, 1900 Meter, *Inttschau*, 2150 M., *Axum*, 2170, *Dixah*, 2200, *Add'Igret* (Hauptstadt von Agameh), 2470, und der Berg *Detschem*, 4620 M. (in Semen, unter 13° Br.). Letzterer ist nur um 200 M. niedriger als der Montblanc, auch das ganze Jahr mit Schnee bedeckt, aber abwechselnd nach den Jahreszeiten, bald auf dem südlichen, bald auf dem nördlichen Abhange, jedoch nicht auf dem Gipfel. Eine ausführliche Beschreibung *der Provinzen Tigré* und *Semen* versteht

sich von selbst. — Die französische Akademie wird die Reise bald zum Druck befördern *).

In *Aegypten* und *Nubien* sind die gelehrten Forschungen der preussischen Expedition unter Dr. *Lepsius* noch nicht beendigt. Dass sie im November 1843 bis *Korusko*, in Nubien, vorgedrungen war, meldete unser voriger Jahrgang, S. XXVII. Hier liessen die Reisenden am 8. Dez. ihr Lager unter Aufsicht und dem Schutze des preussischen Adlers zurück, begaben sich nach *Wady Halfa*, das sie am 13. erreichten, und waren am 22. wieder in *Korusko*. Die Alterthümer, welche sie in *Abu Simbal* fanden, stehen in Hinsicht des Styls weit unter denen aus der Zeit des *Menephthah* und noch mehr unter denen aus der Periode *Amunoph's III.* Die Reisenden waren genöthigt, in dem elenden Orte Korosko Weihnachten und Neujahr zu feiern, denn ihr türkischer Kawas, den

*) *Augsb. Allg. Zeit.*, 1844, Nr. 340 (5. Dez.) Beilage.

sie nach *Berber* geschickt, um Kameele zu holen, war noch nicht zurück. Mit Mühe gelang es endlich, sich acht dieser Wüstenschiffe, worunter zwei kranke und ein lahmes, zu verschaffen, und mit diesen machten sich *Lepsius* und *Abeken*, nebst Dolmetscher und Diener, am 8. Jänner 1844 wieder auf den Weg. Am 21. kamen sie nach *Elmekhegrif*, dem Hauptorte von *Dar Berber* und am 28. Abends auf einem Nilfahrzeuge nach dem Dorfe *Beggarowisch*, bei den Pyramiden von *Wady Assur*, in dem alten *Meroë*. Aber hier fanden sie nichts Ausgezeichnetes, zwar eine Menge Cartons voll altägyptischer Namen und prahlender Titel, aber Alles nur Nachahmung, im schlechtesten Style der spätern Epochen und nicht über die Periode der *Ptolemäer* hinaufreichend. Viele Cartons waren muthwillig verstümmelt. Am 29. traf der Architekt *Erbkam* mit dem Reste der Expedition ein; am 30. besuchte man *Schendy*, und am 31. *Beni Naga*, wo sich Ruinen eines Tempels und anderer Ge-

bäude mit verstümmelten Basreliefs und Inschriften befinden, aber augenscheinlich gleichfalls aus einer spätern Zeit. An den Ruinen von *Naga* oder *Dschebel Arden* sieht man deutlich den Einfluss römischer Architektur. Die Ruinen bei *Mesaurat* oder *Wady Sufra* sind ein seltsamer Haufen von Mauern, Säulen, Höfen, Treppen, Sälen, Gängen, Tempeln etc., ohne Hieroglyphen, und nur mit einigen einfachen Basreliefs. Sie scheinen der Landsitz eines Königs von Meroë gewesen zu seyn. *Lepsius* ist der festen Ueberzeugung, dass sich auf der ganzen s. g. Halbinsel Meroë keine einzige Spur *vorägyptischer* Alterthümer auffinden lässt, und dass überhaupt *Aethiopien* seine Religion, Literatur und Civilisation aus *Aegypten*, und zwar in einer vergleichungsweise späten Zeit, empfangen habe. — Am 5. Febr. gelangte die Expedition nach *Chartum* (am Vereinigungspunkte des Weissen und des Blauen Nils), machte von da kleine Ausflüge an beiden Strömen aufwärts und kehrte nach Chartum zurück,

wo am 22. März das Thermometer Mittags 105° F. (= 32⁴/₉ R.) zeigte*).

Ebenfalls in antiquarischer Hinsicht wird *Aegypten* jetzt vom Professor *Ampère* aus Paris bereist. Sein erster Bericht ist aus *Keneh* vom 19. Jänner 1845. In *Kairo* studirte er die Sammlungen des *Clot Bey*, Oberarztes der ägyptischen Armee, so wie der DD. *Abbot* und *Rousset*. Auf den mit Hieroglyphen bedeckten Brettern eines Sarkophags, welchen Clot Bey besitzt, entdeckte er den sehr seltenen Namen des Königs *Menes* mit dem ganz neuen Vornamen desselben. Die *Pyramiden* wollte Ampère erst auf der Rückreise genauer untersuchen. Vorläufig hatte er bloss die von *Meidun* bis zu einer Höhe von etwa 80 Meter bestiegen. Er spricht sich beifällig über die Meinung von *Lepsius* aus, dass die Pyramiden von innen nach aussen erbaut worden seyn mögen. — *Ampère* hat auch eine Menge Materialien für seine For-

*) *Literary Gazette*, 1844 Nr. 1432.

schungen über das häusliche und öffentliche Leben der alten Aegyptier gesammelt, und sein Wörterbuch mit mehren neuen Wörtern bereichert. Ihn begleitet der Künstler *Paul Durand* als Zeichner *).

Durch die Kriege, welche die französische Eroberung und Besitznahme von *Algerien* herbeigeführt hat, ist das Innere dieser Regentschaft von Jahr zu Jahr, und das nördliche Afrika gegenwärtig auch weit über die südlichen Gränzen von Algier hinein, immer bekannter geworden. Im März 1844 wurde der General *Marey* mit einer militärischen Sendung in das Land *Laguat (El-Aghuât)*, an der nördlichen Gränze der *Sahara* oder *Grossen Wüste*, beauftragt. Der von ihm darüber erstattete Rapport berichtigt wesentlich die unbestimmten Vorstellungen, welche man sich von dieser unermesslichen, vom Fusse des Atlas bis zum Sudan sich ausdehnenden Landstrecke bisher gemacht hat. „Der Araber,“

*) *Augsb. Allg. Zeit.*, 1845, Nr. 87 (26. März).

— sagt er, — „unterscheidet das *Tell* und die *Sahara*. Jenes ist das Land des Getraidebaues und der sesshaften Bevölkerung, diese das Land der Viehweiden und der Hirtenvölker. Die *Sahara* ist keineswegs eine *Wüste*, mit welchem Worte wir den Begriff unbewohnbarer Gegenden verbinden; sie besitzt neben mittelmässigem und schlechtem Boden auch viel treffliches Land. Wir kennen in unsern europäischen *Alpen* eine Menge hochgelegener Strecken, wo kein Getraide wächst und nur Viehweiden sind; die Araber würden sie *Sahara* nennen. Die s. g. Kleine Sahara würde, wenn sie in Frankreich läge, sehr angebaut seyn. Selbst in der Grossen Sahara sind die niedern Gegenden stark bevölkert; man baut hier eine Fülle von Obst und Küchengewächsen, und es kommt da, wo es keine natürlichen Quellen giebt, nur darauf an, sich Wasser mittelst *Brunnen* zu verschaffen. Was die höher gelegenen Gegenden betrifft, so bestehen sie nur aus Weideland. Die heisse Jahreszeit ist für

diese Länder dasselbe, was die kalte für unsern Norden ist“ *).

Die Wichtigkeit des Brunnengrabens für die Sahara war schon seit mehren Jahren von der Verwaltung eingesehen worden, aber andere Unternehmungen hatten die Ausführung verhindert. Um die Mitte des Jahres 1844 aber wurde der Civil-Ingenieur *Fournel* mit Versuchen dieser Art beauftragt, welche sehr befriedigend ausfielen. „Man mag“ — schreibt er aus *Oran* — „den (artesischen) Bohrer einsetzen, wo man will, so findet man 3 bis 4 Meter unter der Oberfläche eine Masse brakischen Wassers, welches an mehren Stellen von selbst zu Tage tritt und jene mehr oder weniger ausgedehnten Seen bildet, welche unsere Karten (der Provinz Oran) zwischen dem Meere und der in Süden die Ebene *Tlesat* begränzenden Atlas-Kette anzeigen. Es handelt sich aber bei den Bohrarbeiten darum, die obern brakischen Gewässer bis

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1845, Febr., S. 135 u. f.

in grössere Tiefen zu durchbrechen, wo man dann durch eine feste Thonschicht auf süsses Wasser kommt. ....Ich bin überzeugt, dass der Bohrer eine sehr wichtige Rolle in Algerien zu spielen bestimmt ist. So weit meine, schon im Februar und März gemachten Studien reichen, giebt es zwischen dem Meere und der Sahara, von *Constantine* ausgehend, zwei grosse artesische Becken, und wahrscheinlich ist die Wüste selbst ein drittes, wo man bald die *Oasen* nach Belieben zu vermehren im Stande seyn wird.“ ... Schon der General *Lamoricière* hatte vor längerer Zeit an den Kriegsminister geschrieben: „Schicken Sie mir Bohr-Werkzeuge; ich werde damit mehr ausrichten als mit dem Degen“ *).

Die vor mehren Jahren von der französischen Regierung nach Algerien geschickte *wissenschaftliche* Expedition war schon 1842 zurückgekehrt, hat aber erst im Jahre 1843 ihre Arbeiten herauszugeben

*) *Ebendas.*, S. 187 u. f.

angefangen. Mit der Geographie haben sich insbesondere die HH. *Carette* und *Renou* beschäftigt. Cap. *Carette* hat den Beziehungen, welche zwischen dem Boden von Algerien, hauptsächlich an den östlichen, südlichen und westlichen Gränzen, und dessen Bewohnern Statt finden, seine Aufmerksamkeit gewidmet. *Renou* war mit geologischen und *Ravergie* namentlich mit mineralogischen Forschungen beauftragt. *Carette* hat eine Abhandlung geliefert „über die Reiserouten der Araber im südlichen Theile der Regentschaften Algier und Tunis", worin hauptsächlich die *Knak* oder Rastplätze genau angegeben sind. Es erscheinen darin mehr als 20 Städte und Ortschaften, welche auf den bisherigen Karten gänzlich fehlen *).

Ein Herr *Ausone de Chancel* hat eine Denkschrift über die bisher unbekannt gewesene Oase *Tuggurt*, nach Mittheilungen, welche sich in der *Direction des Affaires*

*) *Lacroix: Annuaire etc. etc.* S. 35 u. ff.

Arabes in Algier vorfinden, ausgearbeitet, welche eine Menge eben so neuer als interessanter Nachweisungen über jenen südlich vom Auras-Gebirge, mehr als 100 Lieues weit von der Küste der Provinz Constantine, in der Sahara gelegenen Landstrich enthält. Der Scheich oder Sultan, ehemals ein Vasall von Constantine, erkennt gegenwärtig den König der Franzosen als Ober-Lehnsherrn an. Diese Oase enthält 35 Dörfer, welche malerisch in einem, von den Arabern *Wed - Righr* genannten Palmenthale liegen. Es ist ein kleines Aegypten, ein fruchtbares Thal mitten unter Sandflächen, von Fruchtgärten bedeckt, die die Einwohner durch selbst gegrabene Brunnen hervorgerufen haben und unterhalten. *Tuggurt*, der Hauptort und der Sitz des Sultans, hat 600 Häuser und steht auf der Stelle einer ältern Stadt, die wahrscheinlich das *Tekkort* der *Leo Africanus* gewesen ist, welcher hier längere Zeit lebte *).

*) *Nouv. Ann d. Voy.*, 1845, Febr. S. 142; nach einem Aufsatze der *Revue de l'Orient*, Febr. 1845. — Einen

Ein anderer französischer Reisender, *Subtil*, hat sich das Studium der Einwohner und der Handelsverhältnisse an den Gränzen der Sahara zum Geschäft gemacht. Ein Aufsatz in der *Revue de l'Orient*, Jännerheft, 1845 *), verbreitet sich über die *Karawanen* der Wüste und über die Mittel, welche anzuwenden wären, sie nach *Algier* zu ziehen. „Die verschiedenen Völker von *Nigritien*," — sagt er — „vornehmlich die an den Ufern und auf den Inseln des *Tschad*-Sees, leben fast immer in Krieg mit einander. Der Zweck dieser Kriege ist, Gefangene zu machen, die sie an die Karawanen verkaufen, welche sie als Sklaven nach den Barbaresken-Staaten bringen. In Folge dieser Kriege wandern aber auch viele Familien, ja selbst ganze Stämme, die sich nicht stark genug fühlen, aus und gründen *Niederlassungen* in den *Barba-*

---

grössern Bericht enthält, nach dem *Journal des Débats*, die Zeitschrift *Ausland*, 1845, Aprilheft, Nr. 94 bis 97.

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, a. a. O. S. 150 u. ff.

resken-Staaten, welche ihnen mehr Sicherheit darbieten. Namentlich sind die Regentschaften *Tunis* und *Tripoli* vorzugsweise ihre Zufluchtsorte. Im Süden von *Tunis* findet man mehre solche von Negern aus dem Sudan gegründete Ortschaften, am zahlreichsten aber in der Regentschaft Tripoli, wo man allein in *Cyrenaica* über 20 zählt und die Provinz *Taverga* fast ganz von Negern bevölkert ist. Dergleichen Dörfer sind jedoch nicht auf Einmal entstanden, sondern einzelne Familien haben sich zuerst Hütten gebaut, dann sind andere dazu gekommen und so haben sie sich allmählich vergrössert. Die Paschas haben die Niederlassungen dieser ruhigen und betriebsamen Leute stets begünstigt und ihnen Grundstücke angewiesen, welche sie sorgfältig bearbeiten und von welchen sie den Zehnten pünktlich entrichten. Die Dörfer sind von mannichfach angebauten Feldern und Gärten umgeben, wo entweder Getraide, Tabak und Mais gebaut, oder, wie in *Taverga*, Datteln und andere Früchte

auf weitläuftigen Pflanzungen gezogen werden. Ausserdem treiben mehre Bewohner Viehzucht und andere gehen nach *Tripoli*, wo sie als Lastträger, Dienstboten oder Commissionäre sich fortbringen. Die Frauen verfertigen Wollendecken, Matten und andere landesübliche Erzeugnisse. Jedes Dorf steht unter der Leitung eines *Marabut*, gewöhnlich eines Arabers, der zugleich weltliches und geistliches Oberhaupt ist und nöthigenfalls ihre Interessen beim Pascha vertritt oder Zwistigkeiten mit den Eingebornen vermittelt."

Von England aus ist eine neue *Niger-Expedition* unternommen und die Kosten derselben sind durch Unterzeichnungen in *London* und *Liverpool* aufgebracht worden. Den Oberbefehl hat der Capitän *Becroft*, welcher vormals in *Fernando Po* diente und jetzt zum vierten Male den Niger befährt. Auch der Ober-Ingenieur *King* hat schon früher die Reise gemacht. Schiffsarzt ist Dr. *Daniel*, der besonders in der Behandlung des afrikanischen Sumpffiebers

glücklich gewesen ist und schon mehre Schiffe nach der Westküste von Afrika begleitet hat. Sonst besteht die ganze Mannschaft aus *Negern*. Sie sind erfahrne Matrosen, und ein junger Mensch von 19 Jahren ist ein geschickter Ingenieur, der schon die letzte Expedition auf dem *Wilberforce* mitgemacht hat. Alle sind Christen, des Lesens und Schreibens kundig, und einige auch geschickte Handelsleute, die man mit Waaren auf verschiedenen Punkten am Niger aussetzen will. Das Hauptschiff der Expedition ist der *Ethiop*, welcher schon vor längerer Zeit an der afrikanischen Küste angekommen ist und sich mit der Erforschung der dortigen Strommündungen, vom *Old Calabar* bis zum *Congo* (*Zaire*) beschäftigt. Anfang Juli sollte er in den *Niger* einlaufen. Man hat von diesem neuen Versuch die besten Hoffnungen *).

In der Sitzung der *Geographischen*

*) *Augsb. Allg. Zeit.*, 1845, Nr. 95 (5. April).

Gesellschaft zu London, vom 24. Febr. 1845, wurde das Wesentlichste eines Berichtes von einem Hrn. *Duncan*, aus *Annamaboe*, vom 7. Dez. 1844, mitgetheilt. Er wollte zuvörderst die *Kong-Gebirge* bereisen, war aber bisher verhindert gewesen, nach *Kumasie* (der Hauptstadt von *Aschanti*) zu gehen. Einstweilen hatte er in Begleitung eines andern Engländers und eines eingebornen Kaufmanns einen kleinen Ausflug ins Innere gemacht. In einer kleinen Stadt, etwa eine Meile östlich von Annamaboe, wurden die Reisenden vom dortigen Könige sehr gut aufgenommen. Von hier kamen sie auf schlechten Sandwegen bei 115°F. (37°R.) Hitze, nach der niederländischen Stadt *Klein-Comartin*, welche sonst ein bedeutender Handelsplatz war und auch noch die Reste eines Forts mit einer guten Batterie aufweisen kann. Die Lage dieses Forts ist besser als die von *Cape Coast* und *Annamaboe*, und es könnte, wenn es in gutem Stande wäre, jedem auch noch

so starken Angriffe der Eingebornen Widerstand leisten. Weiter davon liegt, ebenfalls am Meere, auf einem 300 Fuss hohen Hügel die ansehnliche Stadt *Comartin*, und 5 Meilen weiter die Stadt *Ouro* oder *Salzteich*, von einem salzigen See in ihrer Mitte so genannt. Die Leute waren höflich und gastfrei. Vor der Zerstörung durch die Aschantis wurde hier starker Handel mit Salz getrieben, welches der See liefert. Ueber den Fluss *Amissa* kamen die Reisenden in die gleichnamige Stadt, wo sie beim Könige ebenfalls eine freundliche Aufnahme fanden. Von hier ging *Duncan* nach *Annamaboe* zurück. Auf eine fernere Anfrage beim Könige von Aschanti in Betreff der Reise nach dem *Kong-Gebirge*, erhielt er zur Antwort, dass ihm der Weg über *Kumasie* nicht gestattet werden könne *).

In der Sitzung vom 10. März derselben Geographischen Gesellschaft wurde

*) *Lit. Gaz.*, 1845, März, Nr. 1467.

aus *Süd-Afrika* mitgetheilt, dass ein Eingeborner von *Zanzibar* zwei Mal den grossen *See Marawi* besucht habe. Er hatte dazu 140 Tage gebraucht und davon 62 Tage jedesmal 9 oder 10 engl. Meilen zurückgelegt. Die Reise ging Anfangs südwestlich, später westlich. Der Punkt, wo er den See erreichte, ist ungefähr 8° 45′ südl. Br. und 30° östl. (von Greenwich *).

Von Afrika über das Indische Meer nach *Asien* gehend, theilen wir zuvörderst einen in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 15. Februar 1845 vorgelesenen Bericht des englischen Arztes *Malcolmson* über *Aden*, an der Südküste *Arabiens*, mit, eines Mannes, der seit der brittischen Besitznahme dieses Postens fortwährend daselbst angestellt war. Seinen geologischen Beobachtungen zufolge steht die Stadt auf dem Krater eines ehemaligen untermeerischen Vulkans, dessen

*) *Ebendas., Nr. 1470.*

Ausbrüche Alles übertroffen haben müssen, was uns von der Thätigkeit der jetzigen Feuerberge des Erdbodens bekannt ist. Nach einer unbestimmt langen, vielleicht nur nach Myriaden von Jahren zu berechnenden Periode der Ruhe, wurde dieser Vulkan von neuem thätig und bildete an der nordwestlichen Seite des Thales einen zweiten Krater. Aber auch dieser Ausbruch scheint lange vor dem Auftreten der thierischen Schöpfung auf dem Erdboden erfolgt zu seyn. Mit Ausnahme eines Basalt-Spitzberges besteht die ganze Halbinsel aus lockern Felsmassen, die sich an der Luft zerbröckeln und daher auch nicht als Baustein zu gebrauchen sind. *Malcolmson* glaubt, dass Aden ehemals eine *Insel* gewesen und dass die jetzige, sie mit dem Festlande verbindende Landenge, welche nur $^3/_4$ engl. Meilen breit und nirgends über 6 Fuss hoch ist, durch die von beiden Seiten nach der Mitte strömende Meeresfluth angeschwemmt worden ist. Von Säug*thieren hat* die Halbinsel eine kleine Zahl

scheuer Affen, welche die Araber für Leute vom Stamme *Ad* halten, die ihrer Gottlosigkeit wegen in diese Thiere verwandelt worden seien, dann einige Hyänen, viel schöne Füchse und eine ungeheure Menge Ratten. Reptilien sind Schlangen, Eidechsen und zwei Arten von Scorpionen, eine sehr grosse, aber unschädliche, von 8 Zoll Länge, und eine kleinere, die für sehr giftig gehalten wird. Von Pflanzen giebt es auf den Anhöhen vornehmlich hübsche Blumengewächse, dann einige Akazien von ansehnlicher Grösse, welche aber nebst anderm Stammholz seit der Ankunft der Engländer grösstentheils ausgerottet und als Brennstoff verwendet worden sind. — Es giebt zwei Jahreszeiten, eine heisse und eine kalte. In der heissen steigt das Therometer im Schatten bis 104° F. (32° R.), aber die Hitze ist keineswegs unerträglich. Obschon die Truppen in der ersten Zeit, aus Mangel an guter Unterkunft und passender Nahrung und weil sie grosser Anstrengung und vielem *Wachtdienste* ausgesetzt waren,

so wie von der in der Stadt herrschenden Unreinlichkeit, furchtbar litten, so ist doch jetzt der Gesundheitszustand besser als in irgend einer andern brittischen Colonie. — Als die Engländer den Platz zuerst besetzten, hatte er etwa 1000 halbnackte und halb verhungerte Einwohner; gegenwärtig zählt man wenigstens 20000, alle wohl genährt und gekleidet, ohne die auf 3500 Mann steigende Besatzung und eine ab- und zugehende Bevölkerung von 1500 Seelen. Das Wasser ist vortrefflich und kommt aus Brunnen, worin es das ganze Jahr in gleicher Höhe steht. Leider reicht es zur Bewässerung der Pflanzen nicht zu, und überdiess regnet es selten. Ohne diesen Uebelstand wäre der Boden, wie der Garten des Gouverneurs beweist, gewiss höchst ergiebig. Man findet auf der Halbinsel Reste alter Cisternen, die wahrscheinlich zu der Zeit, als man Brunnen zu graben anfing, vernachlässigt wurden. Sie haben wahrscheinlich zur Bewässerung gedient und könnten, *wenn wiederhergestellt*, neuerdings dazu

verwendet werden. Die Privathäuser bestehen aus hölzernen Stangen und Pfählen, deren Zwischenräume mit Rohrgeflecht ausgefüllt und mit Matten von Dattelpalm-Blättern überzogen werden. Sie sind kühl und bequem und dem Klima angemessener als kostspieligere Gebäude, haben aber den Nachtheil, leicht in Brand zu gerathen, wie denn vor einiger Zeit die eben so gebauten Kasernen des zehnten Regiments binnen zwei Stunden eingeäschert wurden *).

Auch der schon oben erwähnte französische Capitän *Jehenne*, Befehlshaber der *Prévoyante*, ging, auf seiner Fahrt nach Yemen, in *Aden* vor Anker. Er bemerkt, dass diese neue brittische Colonie bald das Haupt-Entrepôt des Handels zwischen *Arabien* und der Ostküste von *Afrika* seyn und *Moccha* dadurch ganz in Verfall gerathen werde **).

Unter der Ueberschrift „Lebens- und

*) *Lit. Gaz.*, 1845, Febr. Nr. 1466.

**) *Lacroix*, a. a. O. S. 33.

Landschaftsbilder aus Arabien“ giebt die treffliche Zeitschrift *Ausland* im Jännerheft 1845, Nr. 17 bis 31, Mittheilungen über *Yembo, Medina* und dessen *Umgebungen*, nach dem Englischen des *Archibald Campbell*, welche zum Theil wunderbar mit dem übereinstimmen, was *Burckhardt* in seinen *Travels in Arabia*, etc. London, 1829, von welchen wir bereits im IX. Jahrgange (1831) dieses Taschenbuches, ein Bruchstück mitgetheilt haben *), über dieselben Orte berichtet.

---

*) *Mekka und Medina, die heiligen Städte der Mohammedaner*, S. 1 bis 110. Nur Ein Beispiel. *Buckingham* sagt, S. 55: „Die vornehmste Strasse von Medina ist diejenige welche vom Kairoer Thore (*Bab el Masry*) zur grossen Moschee führt. Sie ist die breiteste und enthält die meisten Kaufläden. Auch die Strasse *El Belat*, von der Moschee bis zum Syrischen Thore (*Bab el Schamy*) ist nicht unansehnlich, hat aber viele verfallne Häuser und nur wenige Kaufläden.“ etc. Fast wörtlich so (im englischen Original vielleicht buchstäblich) heisst es bei *Campbell* (Nr. 22 des *Auslandes*): Medinas Hauptstrasse ist auch die breiteste und führt vom Kairothore zur grossen Moschee; in dieser Strasse sind die meisten Buden. Eine andere beträchtliche Strasse, El Belat genannt, läuft von der Moschee nach dem syrischen Thor; aber viele ihrer Häuser

Für die Alterthumskunde sind die Ausgrabungen von grösster Wichtigkeit, welche seit einiger Zeit der französische Consul *Botta* zu *Mossul*, an der Stelle des alten *Ninive*, der ehemaligen, schon 606 Jahr vor Christus Geburt, durch *Cyaxares* zerstörten, Hauptstadt Assyriens, zu veranstalten begonnen hat. Es handelt sich zwar nicht von der eigentlichen Entdeckung Ninive's selbst, dessen Spuren schon längst am Ufer des *Tigris*, gegenüber von *Mossul*, aufgefunden worden sind, wo jetzt ein Dorf, *Nino* oder *Nunia*, noch an die alte Capitale erinnert. Aber eine so vollständige Enthüllung eines alten Königspalastes, wie ihn *Botta* jetzt gefunden hat, war noch nicht gemacht worden. Botta hat, um ungehindert seine Forschungen betreiben zu können, das Dorf *Chorsabad*, welches an der Stelle dieses Palastes errichtet worden,

---

sind verfallen; diese hat auch einige Buden "etc.. Eben so fast gleichlautend ist, was über das *Castell*, die *Vorstädte*, das *Trinkwasser*, die *Grosse Moschee* mit dem Grabe *Mohammeds*, u. a. m. gesagt wird.

für einige Tausend Franken angekauft und beschäftigt mehr als hundert Arbeiter. Es sind Sculpturen zum Vorschein gekommen, welche unstreitig aus dem höchsten Alterthum herrühren und einzige, unschätzbare Muster altassyrischer Kunst sind. Er hat unter Anderm zwei Thore gefunden, deren jedes auf der einen Seite durch einen kolossalen Stier mit einem Menschenkopfe, auf der andern durch eine menschliche Figur mit einem Adlerskopfe und Adlersflügeln gebildet wird; beide Figuren sind 15 Fuss hoch. Diese Thore führen zu einem grossen Saale von 120 Fuss Länge. Als man die eine Wand dieses Saales, die südliche, gereinigt hatte, fand man darauf eine Reihe von Basreliefs, welche Belagerungen von Städten, Schlachten etc. darstellen. Unter den grossen Ziegeln, welche den Fussboden bedecken, sind steinerne Behälter angefüllt mit kleinen Thonfiguren von Menschen und Thieren; anderwärts fand man grosse irdene Gefässe, auf einem Ziegelboden, welche menschliche

Gebeine enthielten. Ein Basrelief stellt die Belagerung einer Stadt vor, die auf einer Insel liegt. Das Meer ist mit Schiffen bedeckt, welche Baumstämme herbeiführen, die zur Errichtung eines Dammes gebraucht werden. Stiere, wie die obigen kolossalen, sind später noch eine grosse Menge ausgegraben worden. Besonders merkwürdig sind die Alabasterplatten, welche die Mauern bedecken. Sie haben nicht nur an der Vorderseite Skulpturen und Inschriften, sondern auch dergleichen auf der Rückseite und zwar hier mit keilförmiger Schrift, von der Art, wie sie auf den Ruinen von Persepolis und anderwärts in Persien gefunden werden. Man wusste sich Anfangs nicht zu erklären, was diese Inschriften an einer Stelle, wo sie für Niemanden sichtbar gewesen, hatten bedeuten sollen, und Botta war der Meinung, dass die Platten früher zu einem andern Gebäude gehört hätten und dann hier verwendet, aber auf der leeren Seite mit Skulpturen versehen wor-

den wären. Er ist indess später von dieser Vermuthung zurückgekommen, und die rückseitigen Inschriften scheinen ihm jetzt eine religiöse, mystische Bedeutung gehabt zu haben, vielleicht eine Art Talisman gewesen zu seyn. Die Länge aller Inschriften beträgt zusammen gegen 7500 Fuss. Der Palast scheint noch vor seiner letzten Zerstörung geplündert worden zu seyn, denn man hat weder Kostbarkeiten, noch Geräthschaften u. dgl. gefunden, einige Bronzebilder von Thieren und ein Stück von einem Wagenrad ausgenommen. — Aus welcher Zeit der Palast herrührt, wird sich erst aus der Entzifferung der Inschriften ergeben. Wahrscheinlich ist er, wie ein englischer Gelehrter glaubt, zwischen 600 und 800 vor Christus gebaut worden, später schwerlich, da Ninive nach der letzten Zerstörung nicht wieder eine königliche Residenz gewesen ist. — Die französische Regierung hat einen Künstler, Hrn. *Flandin*, nach Mossul geschickt, um die Skulpturen

und Inschriften zu copiren und nach Paris zu bringen, wo er im Jänner bereits wieder eingetroffen ist. Die Kunstwerke selbst nach Frankreich zu schaffen, dürfte grosse Schwierigkeiten haben. *Botta* gedenkt sie auf hölzernen Walzen bis zu dem 5 Lieues von Chorsabad entfernten *Tigris* zu schaffen und auf diesem zur Zeit des Hochwassers nach *Bassora* zu führen, von wo sie dann ein französisches Schiff nach Paris bringen könnte. In Chorsabad und der Umgegend werden die Nachgrabungen fortgesetzt, und es lässt sich, da *Ninive*, der Bibel und Strabo zufolge, drei Tagreisen im Umfange hatte, noch manche schätzbare Ausbeute erwarten *).

Auch Major *Rawlinson* ist unermüdlich in seinen Durchforschungen persischer Alterthümer **). Er hat im Jahre 1844 einen Ausflug nach *Kurdistan* gemacht und in

*) *Lit. Gaz.*, Jahrg. 1844, Nr. 1438 und 1437; Jahrg. 1845 Nr. 1466, 1467 und 1468; — *Nouv. Ann. d. Voy.* 1845, Jänner, S. 119, und Febr., S. 184.

**) S. unsern XXI. Jahrg. (1843) S. LIV.

der Nähe von *Schahrisur* einen Feuertempel entdeckt, welchen *Ardeschir Babegan*, der Stifter der Sassaniden-Dynastie in der Absicht hatte bauen lassen, um den unter den Parthern verfallnen Cultus des *Zoroaster* wieder ins Leben zu rufen *).

Wie sehr England bemüht ist, seine Handelsverbindungen in allen Theilen der Welt immer weiter auszudehnen, und welcher Gewinn daraus auch für die Länder- und Völkerkunde hervorgeht, beweist die Fahrt, welche der brittisch-ostindische Schiffslieutenant *Selby* im Jahre 1842 von *Bassora* aus auf dem Flusse *Karun* bis *Schuster* aufwärts gemacht hat. Dieser in dem Gebirge *Zerd-i-Ku*, bei Isfahan, entspringende Fluss strömt zunächst durch die *Bachtyari*-Gebirge, verlässt diese 3 (engl.) Meilen nordöstlich von *Schuster* und fliesst dann südwestlich dem Persischen Meerbusen zu, in welchen er sich theils unmittelbar durch einen Hauptarm, theils

*) *Nouv. Ann. d. Voy.* 1845, Janner, S. 121.

mittelbar durch einen in den *Schat-el-Arab* fallenden Arm ergiesst. Etwa zwei Drittel seines Laufes aufwärts vom Meere, gegen Schuster hin, zieht sich bei *Ahwaz* (oder *Ahuar*) eine Felsenbank quer durch das Flussbett. Bis hieher war schon 1836 das Dampfboot *Euphrat* gekommen, hatte aber hier umkehren müssen. Dem Lieutenant *Selby* glückte es jedoch mit dem Dampfer *Assyria* im März 1842 diese Schranke zu überschreiten. Die Fahrt weiter fortsetzend, kam er nach der Stadt *Ab-i-Gargar*, wo sich ein künstlicher Kanal mit dem Strome vereinigt und auch, 35 Meilen von Ahwaz, der Fluss *Disful (Dizful)* in den Karun fällt. *Selby* fuhr jetzt den Kanal hinauf und kam bis etwa nur eine Meile von *Schuster*, wo sich abermals eine Bank in den Weg stellte, über die man jedoch mit Booten bis in die Stadt gelangen konnte. Nach der Rückkehr in den Hauptarm des *Karu* wurden auf diesem noch 3 Meilen zurückgelegt und dann fuhr *Selby* den *Disful* aufwärts bis jenseits *Kalah Bunder*, welchen

etwa 13 Meilen von der *Stadt Disful* entfernt ist. Hier nöthigte ihn der niedriger gewordene Wasserstand zur Rückkehr. Diese Fahrt hat gezeigt, dass man auf dem Karun ins Herz der südlichen Provinzen von Persien gelangen kann, wo das herrlichste Klima und der fruchtbarste Boden anzutreffen sind. Brennstoff (Holz) für die Dampfer ist überall zu haben und, so wie die Lebensmittel, auffallend wohlfeil *). Nicht weit vom Einflusse des erwähnten Karun-Armes in den Schat-el-Arab, 3 oder 4 Lieues von dessen Mündung in den Persischen Busen, liegt die kleine, bisher so gut wie unbekannte Stadt *Mohamrah*, welche wahrscheinlich in commercieller Hinsicht bald eine wichtige Rolle spielen dürfte. „Unter einer geordneten und verständigen Regierung“ — sagt *Selby* — „kann *Mohamrah* der Mittelpunkt und Stapelplatz alles Handels werden, welchen gegenwärtig *Indien*, *Arabien* und *Afrika*

*) *Lit. Gaz.*, 1844, Nr. 1454.

mit *Bagdad* und *Basrah* (Bassora) treiben. Durch seine herrliche Lage, vermöge welcher es mittelst des *Karun* mit den fruchtbaren Gegenden von *Kusistan*, eines Kanals mit dem *Persischen Busen*, und des *Schat-el-Arab* mit *Basrah*, *Kornah*, *Hillah* und *Bagdad*, überhaupt mit allen vom Euphrat und Tigris bewässerten Ländern, in Verbindung steht, so wie durch seine wohl unterrichtete, energische und unternehmende Handelsbevölkerung, welche wie die übrigen Einwohner weit weniger fanatisch ist als die Türken in Basrah, muss *Mohamrah* in kurzer Zeit der wichtigste Handelsplatz in ganz Mesopotamien werden. Nicht minder günstig ist seine Lage als militärischer Punkt.... Fünf Tage Schiffahrt waren mit Einschluss des Aufenthalts an den verschiedenen Punkten hinlänglich, den *Karun* von *Mohamrah* bis *Schuster* hinaufzugehen, abgesehen davon, dass ich selbst für Brennstoff zu sorgen, eine Gegenströmung, wie sie seit mehren Jahren nicht vorgekommen, zu bekämpfen und überdiess jeden Tag mit

Sonnenuntergang vor Anker zu gehen hatte. Ich bin den Hauptarm des Flusses hinaufgefahren; auf dem Seitenarme würde man mit Fahrzeugen wie die *Assyria*, wenn im voraus Niederlagen von Brennstoff errichtet wären, in drei Tagen, und mit Dampfschiffen neuerer Bauart in dritthalb Tagen, die Fahrt von *Mohamrah* bis *Schuster* zurücklegen können" *).

Von dem Freiherrn *de Bode*, dessen Reise durch die südlichen Provinzen von Persien in den vorigen Jahrgängen (1844, S. CIII. und 1845 S. XXXVIII.) besprochen wurde **), las der Secretär der Londoner Geographischen Gesellschaft in der Sitzung vom 13. März 1844 einen Aufsatz über die Turkmanen-Stämme *Jahmud* (Yahmud) und *Goklan*. Die *Goklans* be-

---

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1845, Febr. S. 162 u. ff.

**) Einen umständlichen Bericht über die Reise von *Teheran* nach *Persepolis*, *Schiras*, *Bebbehan* und *Mal Amir*, giebt die Zeitschrift *Ausland*, 1845, Febr., Nr. 46 bis 51; März, Nr. 69 bis 72; April, Nr 99 bis 106, und Mai, Nr. 122 bis 125.

wohnen das Land westlich vom *Albors* (Elburs)-Gebirge, und die *Jahmuds* die Gegenden westlich von den Goklans, bis zu den östlichen Küsten des *Kaspischen Meeres*. Die Goklans zählten noch vor einigen Jahren 12000 Familien, sind aber jetzt viel weniger zahlreich. Die Jahmuds dagegen bestehen aus 40- bis 50000 Familien. Beide Stämme sind Mohammedaner, haben Getraidefelder, Reisspflanzungen und Gemüsgärten, und besuchen die Märkte von *Asterabad*, um sowohl ihre Feldfrüchte als auch ihre Industrie-Erzeugnisse, in Filz und Wollendecken bestehend, nebst Schafen und Pferden, gegen Seide und Baumwolle auszutauschen. Ueber den Charakter der Turkmanen äussert sich der Reisende ziemlich ungünstig. Gegen ihre Kinder, welche sie theils von turkmanischen Frauen, theils von persischen Sklavinnen (Gefangenen), theils von kirgisischen Weibern, die sie von den Usbeken in China kaufen, haben, bezeigen sie sich wenig liebreich; doch geniessen

die Kinder von reiner Rasse gewisse Vorrechte, welche die halbbürtigen nicht besitzen. Die Turkmanen haben mongolische (?) Gesichtszüge und unter den jüngern Frauen soll es wahre Schönheiten geben. Die jungen Burschen heurathen schon mit 14 und 15, und die Mädchen mit 10 und 12 Jahren, müssen aber noch einige Jahre bei den Aeltern bleiben. Die grösste Achtung für Verstorbene besteht darin, dass sie gleich nach dem Verscheiden begraben werden. Unter den *Jahmuds* giebt es Einzelne, welche an 1500 Schafe, 200 Kameele, 30 Pferde (Stuten) und eben so viel Sklaven besitzen *).

Der russische Beamte v. *Chanikow*, dessen Reise nach *Bochara* im vorigen Jahrgange, S. LXV., gedacht wurde, hat der *Londoner Geogr. Ges.* eine Mittheilung über den jetzt ausgetrockneten *Tanghi-Daria*, einen ehemaligen Arm des in den Aral-See fliessenden *Sir* oder *Jaxartes*

*) *Literary Gazette*, 1844, Nr. 1418.

gemacht, welche in der Sitzung vom 11. Nov. 1844 vorgelesen wurde. Die Austrocknung dieses Flussarmes wurde in Europa zuerst durch den Baron *Meyendorff* und den Prof. *Eversmann* bekannt, welche sie der Verdünstung zuschrieben. *Chanikow* zeigt aber, dass diess nicht der Fall seyn konnte und dass es sich anders damit verhalten habe. Die *Chokanier* erfuhren im Jahr 1815, dass die *Chiwaer* eine Niederlassung an den Ufern des *Tanghi-Daria* gründen wollten. Da ihnen an der Nachbarschaft eines so unruhigen Volkes nichts gelegen war, so führten sie an der Stelle, wo der Arm den Hauptstrom verlässt, einen hohen und starken Damm auf. Diess hatte die Versiegung des Armes zur Folge, welcher schon 1820 mit einem dichten Gebüsch von Saxaul (*Anabasis aphylla*) bedeckt war. Chanikow erfuhr in Bochara, dass der (in Bochara enthauptete) Cap. *Conolly* noch mit eignen Augen den Damm gesehen und genau untersucht hatte. Der letzte euro-

päische Reisende, welcher den *Tanghi-Daria* noch als einen wasserreichen Fluss beobachtete, war der Dolmetsch der russischen Gränzberichtigungs-Commission von Orenburg; er überschritt den Fluss in den Jahren 1809 und 1810. — Auch aus dem *Amu* (*Oxus*) ist bekanntlich in früherer Zeit ein jetzt trocken liegender, über 70 geogr. Meilen langer, Arm ins *Kaspische Meer* gegangen*). Der brittische General *Monteith*, welcher der obigen Sitzung der Geogr. Ges. beiwohnte, versicherte, dass dieser Arm auf ähnliche Weise trocken gelegt worden sei, wie der *Tanghi-Daria***).

Durch das trigonometrische Nivellement, welches im Auftrage der russischen Regierung von den HH. *Fuss*, *Sawitsch* und *Sabler* in dem Lande zwischen dem *Schwarzen* (resp. Azowschen) und dem *Kaspischen Meere* gemacht worden, hat

*) Der russ. Hauptmann v. *Muraview* durchschnitt auf seiner Reise nach *Chiwa* (1819) dieses alte Flussbett an mehren Stellen. S. unsern III. Jahrgar

**) *Lit. Gaz.* 1844, Nr. 1452

sich der tiefere Stand des Letztern mit 83,6 engl. Fuss (78,4 Par. F. oder 25,4 Meter) herausgestellt. Alle drei Mathematiker haben jeder für sich gearbeitet und ihre Messungen weichen nicht mehr als etwa 1 oder 2 Fuss von einander ab. Der noch mögliche Irrthum kann höchstens 1,3 Fuss betragen *).

Von rein wissenschaftliche Zwecke verfolgenden Reisenden in Asien sind auch zwei Ungarn zu erwähnen: *Johann Jerney*, Mitglied der Ungarischen Akademie zu Pesth, und *Anton Reguly*, ein noch sehr junger Mann, der erst vor etwa drei Jahren seine Studien beendigt hat. Beide werden durch die Akademie mit Geldmitteln unterstützt. Hr. *Jerney* trat 1843 eine Reise nach *Asien* an, um die Ursitze der Ungarn zu erforschen. Nachdem er bis zum Herbste 1844 das *südliche Russland* und einen Theil des *westlichen Asiens* besucht hatte, kehrte er nach der *Moldau* zurück, wo

*) *Ebendas.*, Nr. 1432.

er den Winter 1844 bis 1845 zu verbringen gedachte, und sich mit der Sprache, dem gesellschaftlichen und sittlichen Zustande der *Csangó-Ungarn* beschäftigte. Im Frühjahr 1845 wollte er seine Reise nach *Armenien* etc. fortsetzen. — Hr. *Reguly* begab sich 1842, gleich nach Vollendung seiner Studien, auf eigene Kosten zuerst nach *Schweden* und von da nach *Finnland*, wo er, um die Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit der finnischen zu ergründen, sich dem Studium der Letztern unterzog und die Aufmerksamkeit der finnischen Gelehrten dergestalt erregte, dass ihn die Akademie von *Helsingfors* zum Mitglied erwählte. Von da ging er nach *St. Petersburg*. Für sein seltenes Sprachtalent und seinen Fleiss zeugt der Umstand, dass er in kurzer Zeit sich *sieben finnische Dialekte* eigen gemacht, *Russisch* gelernt, sich mit dem Studium der *türkischen, mongolischen* und *tatarischen Sprache* beschäftigt, ausserdem auch mit historischen Studien sich

befasst hat, und dabei sich unverdrossen allen durch seine Lage bedingten Entbehrungen und Beschwerden unterzog. Erst nachdem *Reguly* schon längere Zeit abwesend war, erfuhr die Akademie von seinem Unternehmen und seinen Leistungen, und beeilte sich ihn nach Kräften durch Geldsendungen zu unterstützen, auch sonst für ihn zu wirken. — Von *Petersburg* hatte er sich nach dem *Ural-Gebirge* begeben, wo er sich, laut seinem letzten von dort eingelaufenen Schreiben, mit dem Studium der *wogulischen Sprache* beschäftigte und bereits an **30000** Wörter derselben, nebst **30** Bogen Volkslieder gesammelt hatte *).

Hr. von *Middendorf* **) ist Anfang April **1845** von seinen Reisen in *Sibirien* glücklich nach St. Petersburg zurückgekommen. Nachdem er aus dem Taimur-Gebiet, am Eismeer, in *Jakutsk* eingetroffen

---

*) *Augsb. Allgem. Zeitung*, 1845 Nr. 100. (10. April) Beilage.
**) S. den vor. Jahrg., S. LXII. u. ff.

war, legte er der Akademie seinen Wunsch vor, eine neue Expedition nach *Südosten*, bis an die Gränze von *China*, namentlich bis zur *Udskoi-Bucht* und zu den *Schantar-Inseln*, welche öden, fast unzugänglichen Gegenden noch kein wissenschaftlicher Reisender besucht hatte, zu unternehmen. Die Akademie verwendete sich beim Kaiser für dieses Gesuch, welcher dazu 5000 Silberrubel anwies. Die Reise wurde vom April bis in den August 1844 glücklich, obwohl unter grossen Beschwerden, Gefahren und Mühseligkeiten, ausgeführt. Von Tungusen begleitet kam der Reisende am 9. Juni nach *Udskoi-Ostrog* an der *Uda*, liess hier ein Lederboot (*Baidara*) bauen und fuhr am 27. den Fluss ins Meer hinab, welches er etwa 90 Werste unterhalb Udskoi-Ostrog erreichte. Hier hatte er, unter 55° Breite, noch mit Eis zu kämpfen und musste, auch weil anhaltender Regen eintrat, bis 9. Juli verweilen, wo er die Fahrt auf dem Meere fortsetzte. Vom 5. bis 13. August blieb

er auf der grössern Insel der *Schantar*-Gruppe und kam am 14. am Westcap *Nichta* der *Tugur-Bucht* an, von wo er am 15. an den Secretär der Akademie Bericht erstattete. Er wollte sogleich seinen Gefährten mit den Sammlungen nach *Jakutsk* abfertigen, dann mit der Baidara, wenn heiteres Wetter einträte, meerwärts weiter gehen und den *Tugur-Fluss* aufwärts längs der *chinesischen* (mandschurischen) Gränze bis zur Festung *Gorbitschinskaja*, und von da über *Nertschinsk* nach *Irkutsk* reisen *).

Die brittisch-ostindischen Marine-Offiziere Cap. *Young* und Lieut. *Christopher*, welche 1843 die *Maldiven-Inseln* besucht hatten, geben über die Bewohner derselben folgende Auskunft, welche in der Sitzung der *Ethnologischen Gesellschaft* zu London, am 12. Juni 1844, vorgelesen wurde. Diese Inselbewohner sind im Allgemeinen wohl gebaut, etwa 5 Fuss 2 Zoll (engl.) gross

*) *Augsb. Allg. Zeit.*, 1845, Nr. 130 (10. Mai) Ausserord. Beilage.

und verrathen zum Theil eine Mischung mit der afrikanischen Rasse, wahrscheinlich durch Sklaven, die auf Schiffen von Maskat aus Zanzibar eingeführt werden. Unter den höhern Einwohnerklassen sieht man einige Personen von weit lichterer Farbe als das gemeine Volk, was vermuthlich persischer Abstammung zuzuschreiben ist. Die gewöhnliche Kleidung der Männer besteht in kurzen Beinkleidern, einem Stück Tuch um den Leib und einem solchen um den Kopf. Das Leibtuch wird vorn zusammengeknüpft und ausserdem durch eine Schnur um die Hüften zusammengehalten. Auch tragen die Vornehmen überdiess eine seidne oder baumwollne Schärpe und am Freitag, wenn sie in die grosse Moschee gehen, einen weissen Turban und ein bis an die Knöchel reichendes Hemd. Die Männer scheeren das Haupt, lassen aber im Gesicht die Haare frei wachsen. Die Kleidung der Weibspersonen besteht bloss in einem um den Leib gewickelten Stück Tuch, welches bis an die

Kniee reicht und mit einer Schnur zusammengehalten wird, nebst einem langen Hemd, das nur am Kopfe und Hals offen ist, und einem Kopftuch. Die Haare lassen sie lang wachsen und binden sie hinten in einen Wulst zusammen. Sie lieben allerlei Putzsachen, namentlich Ohrgehänge, und lassen sich zu dem Ende schon als Kinder die Ohren ringsum durchbohren. Abweichend von der Sitte in andern mohammedanischen Ländern, werden die Frauen nicht eingeschlossen oder sonst den Blicken der Fremden entzogen. Die Heurathen geschehen nicht in sehr frühen Jahren; aber nur wenige Männer haben mehr als Eine Frau. Liebes-Intriguen sind eben nichts Seltenes. Einer Wittwe, die einen Günstling hat, wird diess keineswegs zum Verbrechen gerechnet. Die Nahrungsmittel sind hauptsächlich Reiss, Fische, Brodfrucht, Kokosnüsse, Sago, und einige andere Pflanzenspeisen, welche, mit Ausnahme des Reisses, sämmtlich auf den Inseln wachsen. An Festtagen und bei andern Feierlich-

keiten finden öffentliche Lustbarkeiten Statt, namentlich Wettkämpfe und Ringen, welche aber in neuester Zeit, wegen mehrmals vorgekommener Unglücksfälle, verboten worden sind. Die Waffen bestehen bei dergleichen Spielen in Schwertern, Lanzen und kurzen, dicken Stäben (*Quarter-Staffs*). Die Kämpfer werden im Gebrauche dieser Waffen durch eigens dazu von den Sultanen angestellte Meister unterrichtet. Selbst vornehme Leute halten es nicht unter ihrer Würde, an dergleichen Kampfspielen Theil zu nehmen. Die Maldiven-Bewohner sind ein friedliches, gastfreies und gegen Fremde wenn auch etwas misstrauisches, doch im Ganzen freundlich gesinntes Volk, zwar unbekannt mit höhern Tugenden, aber auch in gleichem Grade mit niedrigen Lastern. Gegen einander selbst und besonders ihre Angehörigen betragen sie sich höchst liebreich und beide erwähnte Reisende sahen namentlich mit Wohlgefallen viele Beweise zarter Sorgfalt für die Kranken. — Das Uebrige des Aufsatzes enthielt Bemerkungen

über ihre Sprache, Regierungsform, Religion etc. Cap. *Young* und Lieut. *Christopher* haben mehre Monate auf einer Insel des Archipels zugebracht, bloss um dieses bisher unbekannte Volk kennen zu lernen*).

Aus *Amerika* dürfen wir vielleicht noch im Laufe dieses Jahres Nachrichten von wichtigen neuen Entdeckungen entgegensehen. Am 14. Mai ist von *England* aus eine neue *Nordpol-Expedition* unter Segel gegangen. Schon im Jahre 1843 hatte die Admiralität den Entwurf zu dieser Unternehmung gemacht und der Oberbefehl sollte Anfangs dem von der Antarktischen Expedition ruhmvoll zurückgekehrten *Sir James Ross* übertragen werden. Verschiedene Umstände hinderten jedoch die Ausführung und erst die Rückkunft des durch seine frühern Land-Expeditionen nach den amerikanischen Eismeer-Küsten ehrenvoll bekannten *Sir John Franklin* von seiner Statthalterschaft aus Vandiemens-Land gab

*) *Lit. Ges.* 1844, Nr. 1430.

der Sache einen frischen Impuls und zwar in der Art, dass *diesem* der Oberbefehl der neuen Expedition anvertraut worden ist. Die Schiffe sind dieselben, welche die Südpol-Expedition gemacht haben, nämlich der *Erebus* und der *Terror*, beide in so gutem Zustande, als im Jahre 1839, wo sie unter *Ross* England verliessen. Man hat indess für zweckmässig gefunden, bei jedem Schiffe eine kleine Dampfmaschine und eine Archimedische Schraube anzubringen, um das Fortkommen bei schwachem Winde oder gänzlichen Windstillen, wie sie im Baffins-Meere einzutreten pflegen, zu erleichtern. Den Erebus befehligt unmittelbar Capitän *Franklin* und den Terror Cap. *Crozier*, derselbe, welcher auch den Cap. *Ross* mit diesem Schiffe nach dem Südlichen Eismeer begleitet hat. Die übrigen Offiziere beider Schiffe sind: Commander *James Fitzjames*, die Lieutenants *Le Vesconte, Edward Little* und *G. H. Hodgson*. Freiwillige Matrosen sind von allen Seiten gekommen. Die Fahrt soll zunächst aus dem *Baffins-*

Meere durch die *Barrow-Strasse* westlich in das *Parry-Meer* gehen und sich hier zwischen dem *Cap Walker* und *Banke's-Land* nach dem *Festlande* von Amerika westlich von *Wollaston-Land* wenden. Die Dauer der Reise ist auf zwei Jahre, mit einer Ueberwinterung, festgesetzt, und dem gemäss sind auch die Schiffe auf zwei Jahre verproviantirt *).

Diese neue Expedition nach dem nördlichen Polarmeere hat in England an dem als Begleiter des Cap. *Back* auf der nordamerikanischen Landreise in den Jahren 1833 u. ff. bekannten Cap. *Richard King* **) einen entschiedenen Gegner gefunden. Dieser Offizier, welchen seine damals gemachten Erfahrungen, wie seine anerkannte Tüchtigkeit überhaupt, in dieser Angelegenheit eine Stimme abzugeben berechtigen, hat in drei schnell auf einander gefolgten Schreiben

*) *Lit. Gaz.* 1845. Nr. 1466 und 1468.

**) S. die Allgemeinen Uebersichten etc. der Jahrgänge 1835 1836 und 1837 unsers Taschenbuches.

an *Sir John Barrow*, den Sekretär der brittischen Admiralität, auf dessen Vorschlag und Betrieb die Expedition unternommen wird, sich mit vieler Kraft gegen dieses Unternehmen erklärt. Er zeigt, dass alle frühern *zehn* Expeditionen zur *See* (unter *Ross*, *Parry*, *Lyon*, *Beechey* und *Buchan*) im Verhältniss zu dem Aufwande, den sie der Regierung verursacht, nur schwache Resultate gehabt haben, während die *drei Land*-Expeditionen nach den Nordküsten des Festlandes (unter *Franklin*, *Back*, *Simpson* und *Dease*) ungerechnet die frühern Reisen von *Hearne* und *Mackenzie*, mit geringern Kosten verbunden und von weit grösserm Erfolge gewesen sind. Cap. *King* kommt nun zu der Folgerung, dass man jetzt eher eine *vierte Landreise* als eine *eilfte See-Expedition* hätte abschicken sollen. Da diese drei Schreiben ohne Wirkung geblieben, so hat er sie durch den Druck bekannt gemacht*).

*) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1845, Febr., S. 191 u. ff., dann S. 234 u. ff., wo alle drei Briefe vollständig mitgetheilt sind.

Insofern die Admiralität bei dieser neuen Unternehmung, wie bei den frühern, zunächst nur die Auffindung der *Nordwestlichen Durchfahrt* zum Hauptzweck gemacht hat, mag Cap. *King* nicht ganz Unrecht haben; aber er vergisst die *wissenschaftliche* Ausbeute dieser Reihe von Polarfahrten in Anschlag zu bringen. Auch diese neue Expedition wird für die Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse nicht ohne günstige Folgen bleiben.

In der Sitzung der *Ethnologischen Gesellschaft* zu London, vom 19. Juni 1844, las der Secretär derselben einen Aufsatz über den *intellectuellen Charakter der Eskimos*, in welchem gleich von vorn herein Alles, was frühere Schriftsteller, namentlich von neuern *Lord Kames*, v. *Herder* und *Prichard* über dieses Nordpol-Volk geschrieben haben, für falsch erklärt wurde. Alle Reisende, heisst es, welche sie besucht haben, sprechen sich höchst günstig über sie aus. Sie stehen in geistiger Hinsicht merklich höher als ihre amerikanischen Nachbarn,

die rothhäutigen Indier, und beurkunden diess in ihrem geselligen Betragen sowohl unter sich als gegen Fremde, in ihren Heurathsgebräuchen, ihrer Kinderzucht und der Behandlung ihrer Todten, so wie in ihren Kunstfertigkeiten und ihren Handelsverhältnissen. Die Weiber stehen in höherer Achtung als gewöhnlich bei uncivilisirten Völkern. Man sieht häufig, wie sich junge Ehepaare gegenseitig aufs zärtlichste die Nasen reiben, was bekanntlich für die grösste Liebkosung und Freundschaftsbezeigung bei den Eskimos gehalten wird. Die Vielweiberei ist allerdings gebräuchlich, aber selten hat ein Mann mehr als zwei Weiber, und wenn die erste Kinder bekommt, begnügen sie sich bloss mit dieser einen. Auch den Weibern ist gestattet, mehre Männer zu haben. In *Iglulik* und *Boothia* dürfen Geschwisterkinder sich heurathen; aber ein Mann darf nicht zwei Schwestern zu Frauen nehmen, während in *Grönland* Ehen zwischen Vettern und Muhmen sehr selten sind. Wenn ein Knabe

und ein Mädchen, obschon nicht mit einander verwandt, in derselben Familie erzogen worden sind, so werden sie als Bruder und Schwester betrachtet und dürfen sich später nicht heurathen. Bleibt eine Ehe ohne Kinder, so gereicht es beiden Theilen zur Schande, am meisten jedoch der Frau *).

In der Sitzung vom 11. Dez. 1844 derselben Ethnologischen Gesellschaft kamen zwei Aufsätze zur Kenntniss der Versammlung, einer über die Eingebornen von *Puget Sund*, der *Juan de Fuca-Strasse* und des *Georgia-Busens*, insbesondere über die *Tschinuks*, *Schimschier* und *Pilbellas*, von Hrn. *W. Stoddard;* und ein zweiter über die *Sprachen des Oregon-Gebietes*, vom Professor *Latham*. — Die *Tschinuks* wohnen an der nördlichen Seite des Columbia-Flusses. Sie sind von kurzer Statur, schwachem Körperbau und haben weibische Züge, durchstechen sich die Ohren und den Nasenknorpel, drücken den Kopf platt,

*) *Lit. Gaz.*, 1844. Nr. 1437.

begraben ihre Todten in Kähnen und leben hauptsächlich von Lachs. — Die *Schimschier* mögen an 1200 Köpfe stark seyn und bewohnen die Nordwest-Küste von Amerika zwischen 53° 30′ und 55° 30′ Breite. Sie sind, namentlich die Weiber, von etwas lichterer Farbe als die Neuseeländer. Die Mädchen tragen in der Unterlippe ein kleines nadelförmiges Stück Knochen, welches bei der Verheurathung mit einem grössern, ovalen, vertauscht wird. An den Fingern und Handgelenken tragen sie verschiedene Ringe und auch einen im Nasenknorpel. Das Haar wird sauber in einen Zopf geflochten und auch die Augenbrauen zierlich gekämmt. Die Schimschier verbrennen ihre Todten, schwärzen sich, als Zeichen der Trauer, das Gesicht und schneiden die Haare ab. — Die *Pilbellas* sind in drei Dörfer vertheilt. Es sind starke und wohlgebaute Leute. Wenn ein Häuptling stirbt, so bleibt die Leiche zwei Tage lang, mit einem weissen Hemd bedeckt, öffentlich ausgesetzt. Gewöhnlich begräbt dieser

Stamm seine Todten in einer natürlichen Höhle. Alle Glieder dieses Stammes bemalen das Gesicht mit rother Farbe und bedecken den Kopf mit weissen Flaumfedern. — Die Eingebornen am *Frasers-Flusse* ziehen eine Rasse von Wolfshunden, welchen periodisch lange weisse Haare wachsen, die zu Decken verarbeitet werden. Dieser Stamm lebt in feststehenden gutgebauten Häusern von Cedernholz. — Der Aufsatz von Prof. *Latham* verbreitete sich über die *Sprachen* der Eingebornen, von *Russisch-Amerika* südwärts bis *Neu-Californien;* er zählt deren 19 auf, sämmtlich so verschieden, dass kein Volk das andere versteht *).

Ueber die Gegenden westlich am *Mississippi* bis Neu-Orleans abwärts werden die Leser manches Minderbekannte in dem Auszuge finden, welchen wir unten, im Haupttheile dieses Jahrganges, aus *Featherstonhaughs* Reise durch die *Sklavenstaaten* der

*) *Ebendas.*, Nr. 1457.

Angloamerikanischen Union mitgetheilt haben. Auch über die *Missionen* von *Californien* und das *Oregon-Gebiet* sind Auszüge aus dem Reisewerke des Franzosen *Duflot de Mofras* hinzugefügt worden.— Sehr lesenswerthe Mittheilungen über die Länder an den westlichen Zuflüssen des *Mississippi* und des *Missuri*, so wie über die *Felsengebirge* und einen Theil des *Oregon-Gebietes*, giebt die Zeitschrift *Ausland*, 1845, Nr. 60 bis 66, und Nr. 135 bis 140. Es ist die Beschreibung einer Reise, welche der Engländer (oder Amerikaner) *Farnham*, wie es scheint in den Jahren 1843 oder 1844, durch die grossen westlichen *Prairien* und über die *Felsengebirge* (*Rocky Mountains*) nach *Fort Vancouver* am Columbia-Flusse gemacht hat *). Der Aufsatz ist zu weitläuftig, als dass wir bei den uns gesteckten Gränzen auch nur eine gedrängte Uebersicht davon geben könnten. Nur ein

*) *Travels in the great Western Prairies, the Anahuac and Rocky Mountains.*

paar kurze Schilderungen wollen wir ausheben. „*Fort William* (ein Handelsposten) am *Arkansas* gehört drei Brüdern, Namens *Bent*, aus *St. Louis* (im Staate Missuri). . . . Um einen solchen Handelsposten zu kennen, muss man ihn sehen. Eine einsame Wohnung von Menschen, die mitten unter Gefahren und Mühseligkeiten nach Reichthum streben, erhebt ihre Thürme in der unangebauten Wüste. . . . . Indische Frauen trippeln um die Brustwehren her in ihren glänzenden Mocassins und langen Rehfell-Röcken. Die Kinder, in denen das rothe Sachsenblut vordringt unter der dunkeln Färbung des Indiers, laufen unter ihnen herum und schwatzen Indisch, Spanisch, Englisch. Die ernsten Besitzer des Schlosses mit ihren Schreibern und den Handelsleuten sitzen im Schatten der Piazza und rauchen aus den langen indischen Pfeifen, die von Mund zu Mund gehen und aus denen jeder mit einigen kurzen starken Zügen sich die Lungen füllt und dann den Rauch durch die Nasenlöcher ausstösst; oder sie sitzen

um einen rohen Tisch, der mit Thee und Kaffeh, geräuchertem Büffelfleisch und Brod aus geschrotenem Weizen von Taos besetzt ist, während die alten Trappers mit ihren wettergebeizten Zügen, der halbwilde Indier und der halbcivilisirte mexicanische Diener auf dem Boden umher sitzen, vor einer grossen Zinnschüssel mit getrocknetem Fleisch und einem Wasserkrug, und sich Abenteuer erzählen, die an den Ufern der Hudsons-Bay, am Columbia-Strom oder Mackenzie .... sich zugetragen haben — das sind etwa die Bilder, die sich innerhalb der Wälle darbieten. Und fügen wir noch hinzu, wie die Thore sich öffnen an einem Wintermorgen, wie die Indier, deren Zelte ausserhalb des Forts stehen, vorsichtig hereingleiten, bis der ganze Platz sechs Fuss tief .... angefüllt ist, — wie die Handelsleute und ihre Schreiber geschäftig herumgehen, die Patrouillen auf den Wällen mit geladenem Gewehr umherspazieren und die Wachen in den Bastionen mit brennenden Lunten an den Caronaden

stehen, — dann haben wir ein ziemlich ausreichendes Bild von einem solchen Posten in der Geschäftszeit....“

„Am Abend“ (des 16. Juli) „schlugen wir unser Lager an der Mündung des *Oakley* auf, eines Nebenflusses des Arkansas, der 5 Meilen weit im Norden entspringt.... Wir befanden uns in der Nähe der riesenhaften Fels- und Schneeketten, welche in ihren rauhen Armen die prächtigsten Ströme der Welt einschliessen. Am folgenden Morgen zogen wir fort durch die tiefen Schluchten und natürlichen Vesten dieses Bergthores, wo Alles zeigte, dass hier die Naturkräfte in ihrem wildesten Zorne getobt hatten, nicht die Vulkane, sondern die Fluthen. Risse von mehren Hundert Fuss Tiefe, ungeheure inselartige Erdklumpen thürmten sich allenthalben empor, oft mit Trümmern von Bergen überdeckt; dazwischen hineingeschichtete Felsen, und Alles eine öde Wüste, ohne Blatt, ohne Blume.... Nie hatte ich etwas Wilderes gesehen....“

Die Reise über die Gebirge war mit unsäglichen Beschwerden, namentlich Mangel an Lebensmitteln, verbunden, da sich viele Tage lang kein Wild zeigte, welches erlegt werden konnte, auch nur wenige und kleine Fische gefangen wurden, und man überdiess in steter Furcht schwebte, von feindlichen Indiern überfallen zu werden. Der Weg führte, jenseits der Gränzen der Vereinigten Staaten, durch ungeheure öde Hochflächen, wo auf Hunderte von Meilen links und rechts vom *Westlichen Colorado* nur wenig Schnee und Regen fällt und der Boden nichts als wilden Wermuth und die unter dem Namen *Stachelbirne* (*Prickly Pear*) bekannte Cactus-Art hervorbringt. ..... „Reisende an diesem Strom“ (dem *Kleinen Bären-Fluss*) müssen Wasser auf weite Strecken mit sich führen, oder wo möglich mit Schöpfeimern aus der Schlucht des Stromes heraufziehen ... Nur an den Ufern des *Strengen Flusses* soll sich einiger Pflanzenwuchs, von Gras, Bäumen und *essbaren* Wurzeln, finden. Hier leben die

Piuts und die *Land-Pitsches*, die elendesten und geistig schwächsten Indier, die den Trappern bekannt sind. Sie tragen keine Kleider, bauen keine Hütten, essen Wurzeln, Eidechsen und Schnecken..... Wenn diese im Winterschnee begraben liegen, dann sollen sie sich in die Nähe von Waldung zurückziehen, hier ofenförmige Löcher in die Seiten der Sandberge graben, diese mit Feuer erhitzen, und hier fasten und schlafen, bis das Wetter ihnen wieder erlaubt, Nahrung zu suchen..... Eine gewisse Menschenklasse soll im Frühjahr, wenn sie schwach und elend sind, Jagd auf sie machen, sie dann *mästen* und die jungen in *Santa Fé* (Neu-Mexico) *als Sklaven verkaufen!* Ein hübsches Mädchen soll oft 3- bis 400 Dollars gelten; die Knaben weniger.....“

„Eine Reise in der westlichen Wildniss“ — schliesst der Verf. die erste Hälfte seines Berichtes — „lässt sich nie mit Worten schildern; man muss sie selbst erfahren; sie wirkt auf Geist und Körper

gleich niederschlagend. Die Oede, welche fast allenthalben dem Auge begegnet, das Gefühl der unermesslichen Ausdehnung verbunden mit Dürre und Unfruchtbarkeit, die erhabene Landschaft neben einer ertödtenden Kälte, die Einsamkeit mit den tausend Ursachen des Verderbens, das unaufhörliche Wandern über endlose Höhen und Thäler, durch eisige Gewässer, die halbe Zeit zu Fuss nur mit Mocassins, um die Füsse gegen die spitzigen Kiesel und die Cactus-Dornen zu schützen, der Hunger und der Durst — Alles diess spannt die Muskeln, reizt das Nervensystem zu unnatürlicher Thätigkeit und bringt in den ganzen körperlichen und geistigen Zustand eine unbeschreibliche Schwäche."

Von dem Grafen *François de Castelnau*, welcher im Auftrage der französischen Regierung *Süd-Amerika* bereist, ist unterm 23. Okt. 1844 von *Goyaz*, der Hauptstadt der gleichnamigen brasilischen Provinz ein Bericht an das Ministerium erstattet worden, *welchem zufolge* dieser Reisende damals

von einer Fahrt auf dem Fluss *Araguay* abwärts bis zur Südgränze der Provinz *Para* zurückgekommen war. Der Araguay war seit 30 Jahren von keinem Europäer besucht, und zwei Militärposten, welche die portugiesische Regierung längs seinem Laufe errichtet hatte, waren 1813 von den Wilden zerstört worden. *Castelnau* reiste am 9. Mai 1844 mit den Mitgliedern seiner Expedition, Vicomte *d'Orsery*, Dr. *Weddell* und Hrn. *Deville*, und von einer militärischen Schutzwache begleitet, ab und kam am 14. nach dem von *Chavantes-Indiern* bewohnten Dorfe *Salinas*, unweit von dem kleinen in den Araguay gehenden Flusse *Crixas*, wo sich ein Militärposten befindet und auch häufig *Carajahis-Indier* mit Tauschgegenständen, Bogen, Pfeilen, Aras etc. ankommen. Der Reisende erhielt hier durch den Befehlshaber des Postens zwei Fischerkähne, liess noch zwei andere bauen, und vertheilte auf diese vier Fahrzeuge die Gesammtzahl der Expedition, 32 Personen,

worunter alle Männer des Dorfes waren, deren Frauen und Schwestern wegen der Gefahren, die die furchtbaren Wasserfälle und Stromschnellen des Araguay darbieten, bittere Abschiedsthränen vergossen. Nach einer kurzen Fahrt von sechs Legoas auf dem *Crixas* gelangte man in den prächtigen *Araguay*, welcher mehre Hundert Meilen weit durch lauter Einöden fliesst. Am 12. Juni wurde die Südspitze der durch zwei Arme des Flusses, den *Rechten* und den *Linken Furo*, gebildeten Insel *Bananal* (auch *Sta. Anna* genannt) erreicht. Diese Insel hat eine Länge von 100 Legoas (81 bis 82 östr. Meilen) bei einer Breite von 20 bis 25 Legoas, und kann als die grösste bekannte Flussinsel betrachtet werden. Die Expedition fuhr auf dem Rechten Furo hinab. Am Linken, der nie erforscht worden ist, liegen die Dörfer der *Carajahi*-Indier. Das Schauspiel, welches der Lagerplatz auf der Südspitze der Insel darbot, war prachtvoll. *Den Hintergrund* bildeten die finstern Wäl-

der der Insel, während der über eine halbe Legoa breite Strom, die auf dem Wasser spielenden Delphine und unermessliche Schaaren von Möwen, Wasserraben etc. an die Küsten des Ozeans erinnerten. Das rechte Ufer des Furo ist von Indiern bewohnt, deren Feuer zur Nachtzeit oft sichtbar waren. Dreizehn Tage dauerte die Fahrt auf diesem Furo und während dieser ganzen Zeit war kein menschliches Wesen zu sehen; nur die mannichfaltige und reiche Thierwelt am Ufer und in dem Wasser belebte die Einöde. Am 25. Juni erreichte man das Nordende der Insel und hatte von da an bis zum 6. Juli eine Menge beschwerlicher und meistens gefährlicher Cascaden zu übersteigen. Hier lagen drei grosse Dörfer der *Carajahi*-Indier, welche alle nach einerlei Plane angelegt waren. Die aus Palmblättern errichteten Häuser sind gross und stehen im Halbkreis um eine noch weit geräumigere Hütte, die zu den öffentlichen Spielen bestimmt ist. Der ganze Stamm mag 6000 Köpfe zählen.

Beide Geschlechter gehen nackt und bemalen den Körper scharlachroth. Sie sind arbeitsam, pflanzen auf ihren Feldern längs dem Flusse Maniok, Bataten, Bananen, Zuckerrohr etc. und weben aus Baumwolle Hangematten. Ihr Benehmen gegen die Reisenden war ausgezeichnet freundlich. — Vom Fort *San Joao das Duas Barras*, an der Südgränze von Para und am Tocantines, wurde noch zu Wasser die Rückreise angetreten, von *Porto Imperial* an aber der Landweg durch eine Wüste von 150 Legoas bis *Goyaz* eingeschlagen. Graf *Castelnau* hat auf dieser ganzen Reise eine Menge Punkte geographisch bestimmt und bedeutende naturhistorische und andere Sammlungen gemacht. Er gedachte noch im Oktober nach *Cuyaba* (am gleichnamigen Nebenflusse des Paraguay, in der Provinz Matto Grosso) abzureisen und wollte versuchen, von dort in den Freistaat *Paraguay* einzudringen *).

*) *Ausland* 1845, Aprilheft, Nr. 103 bis 105, nach dem *Moniteur* vom 9. März.

Derselbe teutsche Reisende *E. Th. B.*, von welchem wir Einiges aus seiner Wanderung von *Rio Janeiro* in das *Innere Brasiliens*, im vorigen Jahrgange, S. LXVII. u. ff., mittheilten, hat abermals in der Zeitschrift *Ausland*, Nr. 1 bis 8 des Jännerhefts, und Nr. 38 bis 45 des Februarhefts, über eine Reise von der *teutschen Colonie St. Leopoldo* (in der Provinz *Rio Grande de Sul*, oder *San Pedro*) zu dem *Wasserfall des Parana*, und über seinen Aufenthalt unter den *Guarani's*, in einer Vollständigkeit berichtet, welche uns kaum eine kurze Uebersicht davon zu geben gestattet. Der Reisende hatte ausser einem Wilden vom Stamme *Tupinamba* auch einen teutschen Zimmermann, dem es in der Colonie nicht gefiel, in Dienst genommen. Der Weg ging nach Westen, durch Gegenden, wo fast nur einzelne Landhäuser waren, deren Bewohner hauptsächlich von der Viehzucht und in grossem Wohlstande leben, dessenungeachtet aber nur Halbbarbaren sind. *Sao Amaro* am schiffbaren

Jacui, unweit von *Porto Allegre*, ist ein lebhafter Handelsort, wo der Reisende einen Führer nach dem Uruguay erhielt. Klima und Boden würden überall den Ackerbau begünstigen, den man aber nicht kennt. Ein paar Tage brachte er auf einer *Fazenda* zu, deren Besitzer als Offizier den Krieg gegen *Buenos-Ayres* mitgemacht hatte und durch seine portugiesische Redseligkeit dem Gaste viel Unterhaltung gewährte. Er zeigte ihm seinen Grundbesitz, der manches kleine Fürstenthum in Teutschland an Ausdehnung übertraf, hier aber fast keinen Werth hat, da es an Menschen zur Bebauung fehlt. Am nächsten Tage brachte bei der Weiterreise ein Gewitter mit heftigem Regen eine sehr empfindliche Kälte hervor, die unter dieser geographischen Breite auffallend war. *Sta. Luzia*, ein Pfarrort, hatte viele Umwohnende, da eben Sonntag war, zur Messe versammelt, welche zu Pferde sitzend vor der Kirche hielten und so die Messe anhörten. Die *Stelle der* Glocken vertrat ein Ochsenhorn.

Der Pfarrer war zugleich Schenkwirth. Die Reise ging jetzt nordwestlich; je weiter man ins Innere drang, desto seltener wurden menschliche Wohnungen. Sonne und Compass mussten oft als Wegweiser dienen, und die Nächte brachte man gewöhnlich im Freien zu. Am 25sten Tage nach der Abreise von St. Leopoldo wurde der *Uruguay* erreicht. Auf der andern Seite dieses Flusses nahm die Gegend sehr bald einen andern Charakter an, der gegen die Einförmigkeit der bisher durchwanderten Ebene auffallend abstach; es war ein fruchtbares Hügelland, mit waldigen Gebirgsketten im Hintergrunde und von kleinen Flüssen bewässerten Thälern. Tausende von Familien aus dem übervölkerten Europa könnten hier ein zufriedenes Leben finden. Der Weg ging immer mehr nördlich und Alles erinnerte daran, dass man sich den Tropengegenden mit jedem Schritte nähere. Das Uebersetzen des *Curutiba*, eines Nebenflusses des Parana, konnte nur mittelst eines Kahnes bewerkstelligt werden, der *eigens gebaut* werden musste. Dann ging

es viele Tage durch eine Wildniss voll Sümpfe, Brüche und Weideplätze fort, wo der Reisende nur auf Gerathewohl bald diesen bald jenen Weg einschlagen musste. Unter 23° 35′ Breite traf er mit einer Zahl *Guarani*-Indier zusammen, bei denen er einige Tage, um ihre Lebensweise zu beobachten, verweilte. Bekanntlich fanden die Jesuiten unter allen Wilden Süd-Amerika's die *Guaranis* für die Civilisation am empfänglichsten, weshalb auch fast alle Missions-Colonien aus ihnen gebildet wurden. Indessen giebt es viele Horden der *Guaranis*, welche noch völlig im Urzustande leben. Mit Hilfe einiger Wegweiser dieses Stammes erreichte man nach einigen Tagen den grossen Wassersturz des *Parana*. Der mächtige Strom bildet weit oberhalb des Falles eine grosse Insel, welche ihn in zwei Arme theilt, die sich dann wieder zu einem fast eine Meile breiten Strome vereinigen. Diese ungeheure Wassermasse wird darauf in ein enges, nicht über 170 Fuss breites Felsenbett gezwängt, aus dem sie sich über eine 50° schiefe

Fläche 56 Fuss tief hinabstürzt. Nach der Rückkehr von hier trennte sich Hr. *B.* von seinen Gefährten, gab den Dienern und dem Zimmermann Empfehlungen und Geldanweisungen nach *Porto Allegre*, und kehrte zu den *Guaranis* zurück, mit welchen er dann in einem Kahne auf dem *Parana* abwärts seine Reise fortsetzte. Vorher besuchte er noch den prächtigen Wasserfall, welchen der *Curutiba* 2 Stunden oberhalb seiner Mündung in den Parana bildet. Dieser Fall befindet sich ebenfalls auf einer stark geneigten, wohl eine halbe Stunde langen Ebene. — Der Aufsatz ist besonders reich an naturgeschichtlichen Notizen.

Der preussische Naturforscher *Schomburgk* ist von seiner Reise nach dem *Brittischen Guyana**) zurückgekommen und befand sich im Febr. d. J. zu *London*, wo er seine Sammlungen niedergelegt hat und seine Reisebeschreibung auf Kosten der Regierung herausgegeben werden soll. Die

*) S. die *Allgem. Uebers.* der letzten Jahrgänge 1843, 1844 und 1845 *dieses* Taschenbuches

von ihm bearbeitete General-Charte des Brittischen Guyana enthält 174 astronomisch bestimmte Punkte. Eine Menge Abbildungen von Eingebornen, Schädel derselben und Wörterverzeichnisse befinden sich unter den Sammlungen. Der Reisende hat auch einen lebenden jungen Indier mit nach London gebracht *).

In *Australien* (*Neu-Holland*) ist man fortwährend bemüht, das noch unbekannte Innere zu erforschen, scheint aber keine sonderlichen Fortschritte zu machen. Das Wenige, was verlautet, beschränkt sich auf die Küstenländer. Ueber die Expedition, welche, unserm vorigen Jahrgange, S. CXVII., zufolge, vom *Fort Bourke*, am Flusse *Darling*, (etwa 30° südl. Br.) nach *Port Essington* an der Nordküste gehen sollte, wissen wir nichts Neueres zu berichten. Dagegen ist jetzt von einem Dr. *Leichardt* (dem Namen nach einem Teutschen) die Rede, welcher von *Brisbane* in der *Moreton-Bay* an der Ostküste, (27 $^1/_2$° Br.)

*) *Nouv. Ann. d. Voy.* 1845, Febr., S. 184; — *Lit. Gaz.*, 1844 Nr. 1454 und 1458.

ausgehend, ebenfalls *Port Essington* auf dem Landwege zu erreichen suchen will *).

In der Sitzung der *Londoner Geographischen Gesellschaft* vom 10. Febr. d. J. verlas der Secretär den Bericht des Gouverneurs *Grey* der Colonie *Adelaide*, über eine Reise, welche derselbe zur Erforschung der südöstlichen Küstengegend von Süd-Australien gemacht hat. Er fand zwischen den Flüssen *Murray* und *Glenelg* eine fast ununterbrochene Strecke des besten Landes. Das südöstlichste Ende der Küste scheint in verhältnissmässig neuer Zeit der Schauplatz vulkanischer Thätigkeit gewesen zu seyn. Mehre Krater sind beträchtlich tief und enthalten treffliches süsses Wasser. Ein grosser Theil dieses fruchtbaren Landes liegt nahe am Meere, welches hier drei Bayen bildet, deren eine sich als guter Ankerplatz für kleine Schiffe, selbst im Winter, ausgewiesen hat. Man hofft bald eine Reihe neuer Ansiedlungen zwischen

*) *Ausland*, 1845, März, Nr. 71.

Adelaide und *Port Philipp* entstehen zu sehen *).

Ein brittischer Genie-Offizier, *Frome*, hat im Juli 1843 von Adelaide aus eine Untersuchungs-Excursion nach den Gegenden am südlichen Ende des Sees *Torrens* gemacht, welcher nach den Beobachtungen *Eyre's* (1839) die *Flinders*-Gebirgskette in einem fast hufeisenförmigen Bogen von nahe an 400 engl. Meilen umschliessen soll **). *Frome* behauptet, dass sich nicht Alles so verhalte, wie *Eyre* berichtet, und dass dieser zum Theil durch Luftspiegelung getäuscht worden sei. Uebrigens bestätigt er die trostlose Unfruchtbarkeit des innern Landes, von 139° bis 141° öst. L. (von Greenwich). Die wenigen zerstreuten Oasen sind zu klein, als dass sie colonisirt zu werden verdienten ***).

Geschlossen am 3. Juni 1845.

Der Herausgeber.

*) *Lit. Gaz.*, 1845, Nr. 1465.

**) S. unsern XX. Jahrgang (1842) S. XVII.

***) *Nouv. Ann. d. Voy.*, 1845, Febr., S. 165 u. f. — *Lit. Gaz.* 1844, Nr. 1430.

I.

ERINNERUNGEN AUS RUSSLAND.

Nach Blasius*).

Die merkwürdige Reise, von welcher wir hier eine Uebersicht des Wesentlichsten geben, wurde vom Naturforscher, Prof. *Blasius*, als Mitglied einer von der russischen Regierung angeordneten Expedition unternommen, zu deren Chef der Finanzminister Graf *Cancrin* den Baron *Alexander* von *Meyendorff* bestimmt hatte. Auch die Geognosten *Murchison* und *De Verneuil* hatten sich für den

*) *Reise im Europäischen Russland*, in den Jahren 1840 und 1841. Von *J. H. Blasius*, Professor am Collegio Carolino in Braunschweig. Zwei Theile. (Mit Kupfertafeln und Holzschnitten). Braunschweig, 1844.

Norden von Russland der Expedition angeschlossen, um die ältesten Formationen, die des Uebergangsgebirges, welche Murchison in England studirte, auch in Russland kennen zu lernen. Der Hauptzweck der Reise im Allgemeinen war, eine Einsicht in die Hilfsmittel zu gewinnen, welche die Natur dauernd dem russischen Gewerbfleisse darzubieten vermöchte.

Wir übergehen die Fahrt des Verf. auf dem Dampfschiffe von *Lübeck* nach *St. Petersburg*, wo ihm ein längerer Aufenthalt eben nicht angenehm war. »Die Paläste sind Kolosse und die Häuser Paläste; aber in den langen in der Perspective verschwindenden Strassen ist ein Haus wie das andere; alle tragen Uniform, und man sieht, dass die Häuser nicht der Menschen wegen da sind, sondern eher umgekehrt. Von den blendenden granitnen Quais bis zu den mächtigen Portalen der Paläste, den Säulenreihen und goldenen Kuppeln der Dome ist doch Alles nur glänzendes polirtes Gestein, und Alles kalt, wie der Granit und Marmor, aus dem es gebaut. Wie das Licht, so werfen diese glatten Flächen auch die Wärme zurück. Es ist, als gehörte nicht Alles an den Ort, wo es steht, als stände es verlassen da, weil es seiner eigentlichen Heimath entrissen worden. Romulus und Tamerlan gehen hier Hand in Hand mit dem grossen Constantin, und wölben ein Glaubensdach über den Häuptern der Enkel Rurik's. . . . .

Was der Verf. über die Art des Reisens in Russland, die Wege, Posten, das Fuhrwerk, die Fuhrleute etc. sagt, ist grossentheils bekannt; doch hatte er als Naturforscher Gelegenheit, eigenthümliche Beobachtungen in dieser Hinsicht zu machen. »Wer West-Europa naturhistorisch bereisen will, muss zu Fuss gehen; wer die Geognosie von Teutschland ergründen will, darf an den meisten Punkten nicht sonderlich eilen, um nicht hin und wieder mit etlichen unvorsichtigen Schritten ganze Formationen zu überspringen. In vielen Gegenden Russlands aber kann man ein- bis zweihundert teutsche Meilen in gerader Richtung fortreisen, ohne dass sich die geognostische Beschaffenheit des Bodens, oder die Thier- und Pflanzenwelt merklich änderte. Wer den Bergkalkzug der Steinkohlen-Formation vom Weissen Meere bis zum Quellengebiet des Dniepr, und von hier aus wieder ostwärts bis zum südlichen Ural und nach Sibirien, weit über vierhundert teutsche Meilen ohne alle wesentliche Veränderung fortlaufend, zu Fusse verfolgen wollte, dem müsste ein vorsündfluthliches Alter gesichert seyn, oder er müsste, wie die Engländer am Rhein, nach dem »Guide« reisen. Man könnte eben so passend jahrelang das Meer befahren, um sich einen Begriff von seiner Wassermasse zu machen. Nirgends in Europa bietet die Natur eine Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung

der Massen in so riesenhaftem Massstabe dar, wie in Russland.«

Nicht minder eigenthümlich sind dem Verf. folgende Bemerkungen. »Russland hat bei seiner Einförmigkeit einen so grossen Reichthum von Quellen zur Auffindung specieller Anhaltspunkte für naturhistorische Untersuchungen, wie kein anderes Land in Westen. Sie liegen in dem rüstigen, lebensfrischen Charakter des Volks, der Bartrussen, die mit aller Energie des Geistes auf die Anschauung der Aussenwelt hingerichtet sind. Die ganze Existenz des Russen gehört der freien Natur an, und seiner aufmerksamen Beobachtung entgeht kaum eines ihrer Geheimnisse. Der Russe steht noch mit der Natur auf einem unmittelbaren Fusse, gleichsam im Verhältniss des Instinkts. Dazu kommt noch seine Rührigkeit und sein Unternehmungsgeist. Kaum findet man im Norden und im Innern ein Dorf, in dem nicht Bauern wären, die ihre beiden Hauptstädte gesehen, um ihr Getraide oder ihre getrockneten Fische dort zu verkaufen oder auf andere Art ihr Glück zu versuchen. Jeder Bauer kennt seine Umgegend auf mehr als hundert Werste hin genau, und weiss alle ihre Schätze und Merkwürdigkeiten. Auch ist er unbegränzt gefällig und mittheilsam, wenn er sieht, dass der Fremde nur harmlose Dinge, Pflanzen, Mäuse oder Petrefakten sucht. Nur gegen einen Beamten, der ihm nicht immer etwas Gutes bringt, ist er verschlossen

und verschlagen und sucht ihn irre zu leiten, vor allen Dingen, wenn er fürchtet, dass er zur Auffindung von Steinbrüchen oder Steinkohlen abgeschickt sei. Solche Entdeckungen können dem Bauer nur neue Obliegenheiten zuziehen, die seiner rüstigen Neigung zum Nichtsthun unbequem fallen.«

Die Reisenden verliessen St. Petersburg am 7. Juni und fuhren der *Neva* entlang *ostwärts*. Der Frühling stand noch in seiner ersten Jugend. Die Blätter der ohnehin sparsam vertheilten Laubhölzer waren noch nicht vollkommen entwickelt und vom Boden schoss eben erst das junge Grün empor. Vorherrschend sind einförmige Waldungen von Tannen und Kiefern. Das Laubholz beschränkt sich auf Erlen und Birken, einige Espen, Ebereschen und Traubenkirschen. »Man kann das Land ansehen« — sagt der Verf. — »als eine ausgedehnte moorige Niederung, die von trocknen Sandhügeln durchzogen ist. Die moorigthonigen Niederungen sind mit dichten Tannenwäldern bedeckt, zwischen denen sich Espen und Ellern einfinden; die sandigen Strecken sind mit Kiefern und eingestreuten nordischen Birken übersäet, ohne dass sie je eine Tanne oder Birke« (?) »aufzuweisen hätten. Es scheint aber vorzugsweise die Dichtigkeit oder Lockerheit des Bodens, die diesen bestimmten Pflanzenwuchs bedingt. Wo sich Sandstrecken in nasse Niederungen hineinziehen, folgt die Kiefer unerschrocken und stellt sich, so zu sagen, oft bis

an den Hals ins Wasser, ohne sich krank oder unheimlich dabei zu fühlen.... So bezeichnen die *Tannen* und die *Kiefern* zwei Extreme der nordischen Wald-Vegetation, die sich nicht verkennen lassen, und von denen jede dieser Arten eine Reihe zugehöriger untermischter Pflanzen mit sich zieht, welche weniger den Habitus des Ganzen bestimmen und sich auch mehr nach Oertlichkeiten richten, als die vorherrschende Art.«

Auch die Thierwelt verkündigte, dass die Gränze neuer Naturverhältnisse überschritten war. Unweit vor *Schlüsselburg* auf einer weiten sandigen, offenen, nur mit einzelnen Kiefern, Wachholdern etc. bedeckten Haide angelangt, führte den Reisenden ein lebhafter Nordostwind die Seeluft des *Ladoga* entgegen und mit dieser eine zahllose Menge von Frühlingsfliegen, *Phryganeen*, *Ephemeren* und *Mücken*, welche überall in ganzen Massen niederfielen, so dass bei der Ankunft in der Stadt der Wagen, in dem sich eine mächtige Decke von diesen lästigen Gästen abgesetzt hatte, nur mit Mühe gesäubert werden konnte. »Mit der Natur ändert auch der Mensch seinen Charakter, seine Ansichten und Bedürfnisse, und nicht allein der Lebende, sondern auch der Todte muss sich dieser Aenderung fügen. Wir sahen Gottesäcker im Freien. Ein öder Sandhügel erhebt sich am Wege, weit weg von menschlichen Wohnungen, und bepflanzt mit einsamen Kiefern und einfachen schwarzen Holz-

kreuzen. Wer begraben ist, fällt der Natur anheim. Er starb als Christ und ruht in Gottes Hand! Kein Fusssteig führt den Lebenden zum zweiten Mal zu dem einsamen kahlen Grabhügel. Hat der Wind den dürren Kranz vom Kreuze herabgeweht, so hört der Todte nur noch den schneidenden Gesang der Tannadeln und sein Grab wird nur vom Regen, nicht wieder von Thränen benetzt.«

Nachdem man hinter Schlüsselburg die *Neva* verlassen hat, ist man von allem menschlichen Treiben losgerissen. So weit das Auge reicht, ist Wald oder weites offenes Moor. Man sieht nichts als vor sich den Weg und um sich graue, langbehaarte, oft halb umgestürzte Fichtenstämme, und hört nichts als den Donner der Knüppeldämme und die schrillende Glocke der Pferde, zu der der Kutscher eine unaufhörliche, zerreissende Quinte pfeift. Erst wie man sich dem *Ladoga-Canal* nähert, wird die Gegend freier und offener. Dieser, bekanntlich von Zar Peter dem Grossen 1723 u. ff. angelegte Canal verbindet den Fluss *Wolchow* von der Stadt *Neu-Ladoga* an mit der *Neva* bei *Schlüsselburg*, und läuft 104 Werste lang fast mit der Südküste des Sees parallel. Alle Fahrzeuge ziehen in strenger Ordnung in zwei Reihen, von denen die eine zur Hauptstadt hin, die andere wieder von ihr weg führt.

Bei dem Dorfe *Putilowo* sind Steinbrüche mit

einem Kalkstein, welcher besonders reich an gut erhaltenen Versteinerungen ist. Sie gehören der von *Murchison* mit dem Namen *Silurisches System* bezeichneten ältesten Formation des Uebergangsgebirges an, welche im westlichen England vorzugsweise mannichfach entwickelt ist, aber in keinem andern (bekannten) Lande der Welt so eigenthümlich auftritt, wie im nördlichen Russland und übereinstimmend von Esthland bis zum Südufer des Ladoga-Sees.

Das Dorf *Putilivo* unterscheidet sich in der Bauart vortheilhaft von vielen andern russischen Dörfern jener Gegend. Die hiesigen Bauern haben statt aller Abgaben bloss den *Taurischen Garten* in *St. Petersburg* zu reinigen und besitzen darüber eine Urkunde von Zar Peter dem Grossen. Hiezu kommt der Erwerb, welchen die nahen Steinbrüche gewähren. Es giebt noch einige andere Dörfer in dieser Gegend, wo ähnliche alte Verpflichtungen Statt finden. Es sind meist *slavische* Ansiedelungen, welche *Peter* in Ingermanland gründete, um seine neue Hauptstadt zu fördern.

Die Stadt *Novaja Ladoga* (Neu-Ladoga) ist ungeachtet ihrer günstigen Lage für die Schifffahrt, am linken Ufer des *Wolchow*, unbedeutend; sie hat nicht über 1200 Einwohner, breite, kothige Strassen und fast nur Blockhäuser. Da gerade einige Schleusen des Canals gereinigt wurden, so stockte der Fluss von Barken und Flössen, welche

hier wochenlang still liegen mussten. Wie das auf den Verkehr wirkt, kann man sich denken, wenn man weiss, dass im Sommer hier über 15000 Barken und eben so viel Flösse mit 45 Mill. Pud (13½ Mill. Wiener Centner) die Stadt passiren. — Von der Stadt nach Osten hin bildet der *Sjas-Canal* bis zum gleichnamigen Flusse eine Fortsetzung des Ladoga-Canals. Er ist durch den *Swir-Canal* mit dem aus dem Onega-See kommenden und in den Ladoga-See gehenden Flusse Swir verbunden. Mit dem Sjas-Canal beginnt die Silurische Formation zu verschwinden und es tritt überall die des *alten rothen Sandsteins* auf.

Von *Schachnova* an wird die Gegend allmählich höher und hügelig, so wie der Boden fester und lehmiger. Ueberall auf den Höhen liegen *erratische Blöcke*, (nordische Geschiebe aus Finnland). »Es will den Anschein nehmen, als ob die Erde sich hier dem Menschen freundlicher erweisen könne... Nach Norden hin ist noch Alles mit Diluvial-Land und einer unübersehbaren Waldfläche bedeckt, die dunkelblau in der Ferne gegen den Horizont abschneidet. Zusammenhangende Sümpfe durchziehen diese Fläche nach allen Richtungen.... Ueber den (in den Swir gehenden) Fluss *Pascha* fuhren wir in einer schönen Nacht. Der Himmel war in Norden mit einem lichten, blendenden Roth bedeckt, dessen Wiederschein den Fluss in ein tief eindringendes Feuer hüllte und scharf von dem dunkeln

Walde links und von den beschatteten Fischerdörfern rechts abschnitt. Einzelne Kähne durchschnitten den Fluss und etliche Schiffe liessen sich auf der breiten Fläche geräuschlos hinuntertreiben. Es war schon nach Mitternacht und noch Alles lebendig. Aus allen Dörfern erscholl in der Ruhe der Nacht weither ein fröhlicher Gesang, und klare Flageolet-Töne von einem Instrument, das sich die Bewohner selbst aus Birkenrinde verfertigen, begleiteten, wie ungerufen, die fremdartigen Tonfolgen der menschlichen Stimmen. Dass die helle Nacht hier keine Gränze zwischen den Tageszeiten setzt, war mir noch immer ein neues Gefühl. Das Licht, die Ruhe und Heiterkeit der Nacht und die Fröhlichkeit, die über die Menschen ausgegossen schien, trennten uns von aller Ferne, und wir hätten uns ruhig stundenlang den Schiffen nach mit dem Strome abwärts treiben lassen mögen.«

Der Raum erlaubt nicht, das viele Neue und Anziehende, was der Verf. über die Naturverhältnisse der Statthalterschaft *Olonetz*, wie sie sich dem Reisenden längs dem Swir darstellten, auch nur im Auszuge mitzutheilen. Doch möge Einiges folgen, was über das hiesige Landvolk gesagt wird.

»Wer fragen wollte, wie für die Bequemlichkeit und das Fortkommen der Reisenden in diesen Gegenden gesorgt sei, erhielte die einfachste Antwort von der Welt: Gar nicht! Zwar findet man Pferde überall und die Wege werden für vorkom-

mende Fälle gebessert; auch die Menschen sind unbedingt gefällig; aber Alles, was sie thun können, bezieht sich auf das Anspannen der Pferde. Von Lebensmitteln erhält man nur zuweilen Eier und etwas Milch und warmes Wasser, aus dem man sich Thee bereitet, den man mit sich führt, wie das etwa zu verzehrende Fleisch. Eine etwaige Schlafstätte existirt nur auf dem blossen Boden, in Städten auch wohl auf einem glänzend schmutzigen, zerrissenen ledernen Sofa, das man mit Wanzen, Schaben und anderm Ungeziefer redlich theilen muss, wenn man nicht, wie wir, auch des Nachts immer im Freien seyn will.«

Die Bauernhäuser sind ziemlich übereinstimmend gebaut. Man sieht nur Blockhäuser, deren horizontale Fichtenstämme ausschliesslich mit der Axt bearbeitet und in einander gefügt werden. Der Grad der Wohlhabenheit ist aus der Sorgfalt, mit der die Balken auf einander gepasst sind, oder aus dem Reichthum der Verzierungen an Dachgesimsen, Fenstern, Fensterladen und Thüren zu ersehen. Alle diese Verzierungen sind mit einem einfachen Messer aus freier Hand gearbeitet und zeugen von entschiedenen technischen Anlagen. Schliessen die Baumstämme nicht dicht an einander, so werden die Lücken mit Moos verstopft. Der grösste, meist in Städten angewandte Luxus ist der, dass die Stämme noch von Aussen und Innen mit Brettern verschlagen werden. Die wohlhabenden Bauern

zeichnen sich im Norden vorzugsweise durch Reinlichkeit aus. Thüren, Fenster und Fussböden (?Decken?) sind bei ihnen mit Oelfarbe bemalt. Die Häuser haben einen überbauten Eingang, der in den zweiten Stock, in die Wohnzimmer führt. Das Erdgeschoss ist theilweise unbenutzt, theilweise zu Viehställen oder Schlafstätten eingerichtet und wird nicht bewohnt. Der bewohnte Stock enthält zwei oder drei Stuben mit einem grossen Vorhaus. In der gemeinsamen Ecke dieser Stuben steht der grosse russische Steinofen, der alle Stuben heizt und zugleich als Feuerheerd und als Schlafstelle benutzt wird und auch im Sommer nicht erlischt, so dass die Sommerhitze mit der Ofenhitze vereint die Luft in den Häusern vollkommen unerträglich macht. Die Wohnstube hat einen starken Tisch, einige einfache Stühle, und rings an den Wänden eine zusammenhangende Bank. Bei wohlhabenden Bauern findet man sogar schöne Sofas, gepolsterte Stühle, Mahagony-Schränke etc. Nie fehlt im Wohnzimmer der Russen, dem Eingange gegenüber, das dunkelbraune, in Gold und Silber eingehüllte Heiligenbild, der Hausgott, vor dem jeder Eintretende erst seine Knie beugt und sein Kreuz schlägt, ehe er ein menschliches Wesen in der Stube, und wäre es der Selbstherrscher selber, beachtet. Je nach dem Vermögen vermehren sich diese Heiligenbilder, von denen man zwischen Gold- und Silbergewändern aus getriebenem Metall nur den braunen

Kopf und die mumienähnlichen, braunen magern Hände sieht. Man findet Bauern, die von solchen Heiligen viele Dutzend und an Werth für viele Hunderte von Rubeln besitzen. Dass das Feuer häufig an diesen Blockhäusern seine zerstörende Wuth auslässt, ist natürlich. Es scheint daher eine strenge polizeiliche Feuerordnung eingeführt zu seyn, die dem Einzelnen wenig Willkür übrig lässt. Ueber jeder Hausthüre sieht man die Feuerverpflichtung des Hausherrn schwarz auf weiss angemalt: eine Leiter, einen Feuereimer, einen Feuerhaken u. s. w., was jedes Mal der Hausbewohner zur Brandstätte mitzubringen hat.«

So wie man sich dem *Onega-See* nähert, hören die bewaldeten Berge allmählich auf. Man gelangt abwärts in ein mit Roggenfeldern und fast nur *russischen* Dörfern (welche die ursprünglichen *finnischen* immer mehr verdrängen) dicht besäetes, nur von kleinen niedrigen Waldstrecken durchzogenes, Hügelland. Sobald man die *Maegra* überschritten hat und sich vom See nach *Wytegra* hin zu entfernen beginnt, erhebt sich der Boden zu einer unebenen Fläche, welche mit Ackerland und niedrigem Gebüsch bedeckt ist. Mitten in dieser Fläche, etwas über eine Meile westlich von Wytegra, erscheint in dieser Richtung zuerst die *Steinkohlen-Formation.* Am 12. Juni, Mittwochs, trafen die Reisenden in *Wytegra* ein und liessen sich in der

von der Behörde ihnen zugewiesenen grossen, geräumigen Wohnung für einige Zeit häuslich nieder.

Die Umgebung dieser etwa 10 Werst südöstlich vom Onega-See, an dem *Flusse Wytegra* gelegenen Stadt ist, als die gemeinschaftliche Gränze zwischen den drei grossen Wassergebieten Russlands, eine der merkwürdigsten Gegenden. Vom Matko-Osero laufen die Flüsse nordwestlich nach der *baltischen*, und südöstlich nach der *wolgaischen* Abdachung, und dicht in der Nähe sind Wasser, die nach Nord und Nordost durch den Fluss Onega ins *Weisse Meer* geführt werden. Die Stadt ist erst mit der 1811 erfolgten Gründung des *Marien-Canals* entstanden und hat ein vollkommen russisches Ansehen, obschon sie mitten unter finnischer Bevölkerung liegt. Der Verkehr ist in schnellem Wachsen. Im Jahre 1820 passirten hier auf dem Canal 6 Mill. Pud, jetzt schon 12 bis 15 Mill.

Am folgenden Tage wurde mit Begleitern, Kähnen und Fischern, die der Polizeimeister dazu befehligt hatte, ein Ausflug nach dem Onega-See gemacht. Der s. g. Kleine See, an der Südküste des Grossen, ist ringsum mit kleinen, zerstreuten, ärmlichen Fischerdörfern umgeben, die meist von Finnen bewohnt sind. Der See war mit Schaaren schwimmender Seeenten, Seetaucher, Möwen und Seeschwalben, das Ufer mit Strandläufern, Brachvögeln und Regenpfeifern bedeckt. Von lebenden Fischen, die gefangen wurden, gab es bei weitem

nicht so viele Arten, als der *Ladoga-See* enthält; doch waren es meist Fische von ausgezeichnetem Geschmack. Noch ärmer ist die Klasse der Amphibien, von denen nur der braune Grasfrosch, die Eidechse und die Kreuzotter anzutreffen sind. Nach vollbrachter Fischerei wurden die Reisenden in eine Blockhütte eingeladen, wo man ihnen Fische, Eier und Milch vorsetzte. Die Hütte war schmutzig und übermässig heiss, so dass man, um Schatten zu haben, die Mahlzeit vor der Stallthüre einnahm. »Wie erquickend würde in dieser Sonnenhitze der Schatten eines Baumes seyn! Doch sieht man kaum einen grünen Ast in einem solchen Dorfe. Schatten ist genug im nahen Urwalde; und wer sehnt sich dann hier nach solchen weichlichen, künstlichen Zuständen! Ein Sohn des Nordens muss sich von Temperatur-Unterschieden zwischen + 30° und — 30° R., und vollends von glühendem Sonnenschein nicht afficiren lassen.«

Eine andere Excursion war die nach einem wenige Meilen entfernten kleinen Seitenthal der Wytegra, zu der Umgebung des Dorfes *Wytegorsk*. Dieses russische Dorf scheint ein sehr hohes Alter zu haben. Eine der beiden Kirchen ist von so auffallender Bauart, dass man sie schwerlich für ein christliches Gotteshaus ansehen sollte. Der erste Gedanke ist wohl der, es möge ein Rest aus der Zeit der Mongolen seyn, falls diese so weit nach Norden gekommen sind. »Erst nachdem man weiter

im Innern, unter den Moskowitern Anknüpfungspunkte gefunden, kann man den Sinn dieses Gebäudes würdigen.... Es sieht aus, wie ein unförmlicher winkeliger Steinhaufen von gleichen Dimensionen, dessen unregelmässig gewölbtes und gewelltes Dach mit 25 Thürmen und breiten wasserköpfigen Zwiebelkuppeln versehen ist. An Fenstern und Dachgiebeln ist wohl ein letzter Rest byzantischen Gefühls zu vermuthen; doch noch deutlicher sprechen die seltsamen Biegungen und Rundungen der Kuppeln, die sich weit über die Breite der niedrigen Thürme ausdehnen, mongolische Erinnerungen aus. Die Thürme bilden einen dichten Wald und stehen so gedrängt, dass sie anfangs nur das Gefühl der Verwirrung hervorrufen. Erst allmählich sieht man, dass sie regelrecht zu vier und acht, in einer Umfangslinie in verschiedenen Etagen über einander nach der mittlern Hauptkuppel ansteigen. In der Wiederholung dieser unförmlichen Kuppeln liegt naiver Kindersinn des religiösen Standpunktes. Das Haus ist für einen Gott gebaut, der seine Freude hat an der Quantität und am Glanz und an Prunk; so wird ohne andern Zweck ein Thurm neben den andern gestellt, wie Figuren auf dem Schachbrett, und mit grellen Farben geschmückt. Es ist ein Haus, in welchem der Mensch nicht sein innerstes religiöses Bedürfniss befriedigen, sondern mit dem er seinem Gott ein buntes, spielendes Vergnügen machen will.«

Am 21. Juni verliess Prof. Blasius Wytegra, um sich nach *Kyrillow* in der Statthalterschaft Nowgorod zu begeben. Beim Eintritt in dasselbe zeigten sich auf der weiten ebenen Fläche zahlreiche Sümpfe, welche grösstentheils mit weiten Tannenwaldungen überzogen und an den Rändern mit niedrigem Gebüsch bedeckt waren, worin Strauchweiden und Bergellern vorherrschten. Die Dörfer waren klein und ärmlich und lagen weit von einander. Auf das Sumpfland folgten Diluvial-Anhöhen mit Ackerfeldern und Wällen von erratischen Blöcken, und die Wälder verschwanden. Schon war überall das Ackerland gedüngt, um mit Roggen besäet zu werden und die Weiber pflügten bis tief in die Nacht hinein. »Als wir auf der letzten Anhöhe standen« — heisst es — »lag der *Weisse See (Bjelo Ozero)* im Scheine der Abendröthe vor uns. Es war ein ruhig ergreifender Anblick. Dicht vor uns auf der Anhöhe eine weite Fläche mit wogendem Korn; weiter hin in der Tiefe dunkle Waldmassen, wie Streifen hinter einander hervortretend, bis zum Ufer; hinter diesen Wäldern die grosse, weite Fläche des Sees in röthlichem Silberlicht; am jenseitigen Ufer die Ferne in immer blassern Linien hinter einander verschwindend; und rings um den See aus der Stadt und den dunklen tristen Dörfern wie ein Perlenkranz hervorleuchtend die weissen, reinlichen Kirchen mit ihren hellglänzenden, silbernen und goldenen Kuppeln und freundlichen

grünen Dächern, noch allein vom feurigen Abendroth aus dem Norden beschienen. Es war das erste Mal, dass ich in Russland eine weite, bebaute Fläche vor mir sah, in der der Mensch sich mit der Natur auf einen dauernden festen Fuss gestellt hat.« ...

Die Stadt *Kyrillow* ist zwar schon von der Kaiserinn *Katharina II.* angelegt, aber erst mit der Gründung des dicht vorbeiführenden Kanals, der die *Scheksna* mit dem *Kubensky-See* und dadurch die *Wolga* mit der *Dwina* verbindet, ins Leben getreten. Sie besteht auch jetzt noch meist aus grossen Plätzen, breiten Strassen und zerstreuten Blockhäusern, welche grösstentheils aus älterer Zeit herrühren und daher noch, wie in jedem Dorfe, regellos gruppirt sind. Bloss einige Beamtenwohnungen und Kaufmannshäuser sind von Stein gebaut. Nur das *Kloster* des *heil. Cyrillus* hat von einer wichtigen Vergangenheit zu reden. Noch immer deuten seine starken und hohen Doppelmauern mit ihren Schiessscharten, Kanonen und festen Thürmen darauf hin, dass dieses Kloster nicht bloss ein friedliches Mönchsleben geführt, sondern auch thätig in das Leben des Staates eingegriffen habe. Es ist von *Cyrill*, dem Apostel des nördlichen Russlands, gestiftet worden, welcher früher Archimandrit des Simonowschen Klosters in Moskau gewesen war. Er versammelte gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts hier am Weissen

See, wo damals und noch später nur unzugängliche Wildniss herrschte, eine Anzahl frommer Männer zu einer Gemeinschaft, welcher er eine feste Klosterregel gab. Das Kloster erhielt von Zaren, Fürsten und andern Grossen so viele Vorrechte, Geschenke und Vermächtnisse, dass es bald zu den reichsten des Landes gehörte. Nicht nur verbreitete sich von hier aus das Christenthum in diesen nördlichen Gegenden, sondern das Kloster wurde auch der Zufluchtsort für Verfolgte; in seinen Mauern fanden die Kranken Pflege und die Armen Speise. Auch hat es mehrmals die Feinde Russlands, welche bis hieher vorgedrungen waren, mit Waffengewalt empfangen und manche Belagerung vereitelt. Die Fürsten und Gewalthaber sahen bald, wozu diese starken Mauern in den Wüsten am Weissen See dienen könnten und legten nicht allein, wie *Ivan der Schreckliche*, ihre Schätze hier nieder, sondern verwandelten auch das Kloster in ein Staatsgefängniss, als welches es noch im Jahre 1680 benutzt wurde.

Gegenwärtig ist es kaum ein Schatten vergangener Grösse. Nur die Gräber so vieler Bischöfe, Fürsten und Bojaren, die ihre Tage hier beschlossen, erinnern an eine mächtige Vergangenheit. Auch der Kirchenschatz, fast der reichste aller russischen Klöster, ist Zeuge davon, dass es einst gewaltige Freunde und Mittel besessen. Im Jahre 1764, als *Katharina II.* alle Klostergüter ein-

zog, hatte Kyrillow ausser vielen andern Einkünften, 21600 leibeigene Bauern; jetzt leben nur noch etwa 30 Mönche darin.

Die Reisenden besuchten das Kloster, und gingen in eine Kirche, wo gerade Gottesdienst war, um den Gesang zu hören, um dessentwillen Kyrillow vorzüglich berühmt ist. Während der russischen Predigt, von der unser Verf. nichts verstand, stellte er Betrachtungen an über den seltsamen überladenen Sonntagsstaat der hiesigen Frauen. »Grössere Contraste der Kleidung« — sagt er — »sind nicht leicht an einem Menschenleibe anzubringen. Alles, was glänzt und Werth hat, strebt möglichst nach Oben, symbolisch, wie die Bogen und Thürme eines teutschen Doms; das Irdische, d. i. das, was ohnehin mit der schmutzigen Erde in Berührung steht, ist unbegreiflich vernachlässigt. Der Kopf ist mit Gold und Silber geziert, mit hohen Kämmen, die aber vorn angebracht sind, bepflanzt und mit zahlreichen Perlen umwickelt. Goldketten und Perlenschnüre bedecken den Hals und hangen tief auf den Busen herab. Seidene Kleider hüllen Leib und Glieder ein, und dabei gehen die Menschen barfuss, oder tragen auch hin und wieder eine Fussbedeckung, die noch weniger vortheilhaft erscheint, als ein gänzlicher Mangel an Schuhwerk. Von Strümpfen kann natürlich gar nicht die Rede seyn. Die Kleider sind dicht unter den Schultern zusammengeschnürt, so dass die Brust sich unter-

halb der Taille ganz frei befindet und dadurch ein russisches Weib in der Höhe der westeuropäischen Wespentaillen am breitesten und rundesten erscheint. Die Russinnen scheinen das Missverhältniss, das ein Wespen-Corsett gegen die antike Venus zeigt, durch das entgegengesetzte Extrem ausgleichen zu wollen..... In der Alltagskleidung ziehen es viele als bequemer vor, unter der freien Brust eine Schärpe um den Leib zu legen, was die Missgestalt meist noch erhöht. Trifft die Bäuerinnen in ihrer Sonntagstracht ein Regen unterwegs, so wird à tout prix das seidene Kleid trocken erhalten und mit dem Unterkleide, so weit es geht, über den Kopf gezogen, und auf diese Weise geschützt; weiter ist nichts zu verderben.«

Die Reisenden wurden vom Abte im Kloster herumgeführt, zuerst nach der ursprünglichen Wohnung des heiligen Cyrill, einer elenden, niedrigen Blockhütte, in der man kaum aufrecht stehen konnte; dann in die Hauptkirche des Heiligen, welche vom Boden bis zur Decke mit Gold, Silber, Edelsteinen und heiligen Malereien bedeckt war; auch sah man hier den reichen Sarg von Gold und Silber, worin die Gebeine des Stifters ruhen, denen man Wunderkräfte zuschreibt; ferner in die Rüstkammer, wo noch viele alte Waffen, Panzerhemden etc. zu sehen waren. Die Bibliothek hat sonst eine Menge historisch wichtiger Handschriften besessen, die aber jetzt grösstentheils nicht mehr vorhanden sind.

Mit dem Kloster ist auch ein Priester-Seminar verbunden.

Am 24. Juni wurde ein geognostischer Ausflug gemacht und zugleich das in der Nähe von Kyrillow an der Scheksna gelegene *Nonnenkloster* besucht, welches gegen 300 Nonnen enthält, von denen aber nur etwa 50 der strengen Observanz der Ordensregel unterworfen sind. In der Kirche interessirte der Gottesdienst durch den schönen Gesang der Nonnen. Der gemeinschaftliche Speisesaal enthielt einige Hundert Gedecke und ausserdem einen offenen Tisch mit 30 Gedecken für etwa eintreffende Arme. Auf die Arbeiten, die im Kloster angefertigt werden, legte die Aebtissinn besondern Werth. Grosse Schränke und Zimmer voll Messgewänder wurden gezeigt, Sammt und Seide, mit Gold, Silber und Perlen gestickt, die Grundfarbe überall roth, die Lieblingsfarbe der Russen. Eben so mussten die besten Malerinnen unter den Nonnen die von ihnen gemalten Heiligenbilder vorzeigen. »Man kann« — sagt der Verfasser — »a priori nicht geneigt seyn, Erzeugnisse von künstlerisch vollkommen ungebildeten russischen Mädchen, die von Kindheit an von jedem lebendigern geistigen Impuls abgeschnitten, ohne Kenntniss des mannichfach gestalteten Lebens, auf ihre engen Klostermauern beschränkt geblieben sind, mit den Produkten einer äusserlich frei entwickelten Kunstepoche zu vergleichen. Aber hier kann man

mit Ueberzeugung sagen: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!« .... Die Menge der Bilder, die auf diese Weise von zahllosen Nonnen und Mönchen in den russischen Klöstern zum öffentlichen Gottesdienst und zum religiösen Privatgebrauch angefertigt werden, geht ins Unglaubliche. Man muss nur bedenken, dass es in Russland gegen 400 Mönchsklöster und an 100 Nonnenklöster giebt, die für ihre eignen und die übrigen 100000 Kirchen, und auch für 60 Millionen Privatleute die Heiligenbilder anzufertigen haben, und dass in Russland die ärmste Bauernstube mindestens Ein Heiligenbild, oft deren einige Dutzend besitzt, und die meisten Kirchen ausser ihrer Bilderwand auf dem Chor noch überall Bilder anbringen, wo es angeht, und soweit die Bilder für die Frommen erreichbar sind ohne Gefahr des Lebens.« ....

Die Reisenden erhielten, mit Ausnahme unsers Verf., dem man es ansehen mochte, dass er ein Ketzer sei, Heiligenbilder zum Geschenk, und überdiess ein Frühstück, welches, obschon nur aus Fastenspeisen, Fischen und Fischsuppe, bestehend, ausgiebig genug war. Der auf fünffache Weise zubereitete russische Leibfisch, der *Sterlett (Acipenser Ruthenus)*, bildete nur einen kleinen Theil dieser Fastenmahlzeit.

Von Kyrillow setzten die Reisenden ihre Fahrt nach *Wologda* fort. Auf diesem Wege bot der

Blick auf die weite, lang ausgezogene Fläche des *Kubensky-Sees* den einzigen landschaftlichen Reiz dar. Die Ufer sind dicht mit schönen, weissen Kirchen besetzt. Am Westufer allein führte die Strasse, ausser an vielen Dörfern, an vier Klöstern vorbei, worunter sich das *Steinerne Heilandskloster*, 1260 gegründet, besonders auszeichnete. Diese Gegenden müssen unter die fruchtbarsten und bebautesten im Innern von Russland gezählt werden. Die Bauern sind alle wohlhabend und gehören meist der Krone an. Die Dörfer haben eine regelmässige Anlage; namentlich zeichnet sich in dieser Hinsicht, so wie durch Wohlhabenheit der Einwohner das Dorf *Kubensky*, am südlichen Ende des Sees aus. Von den drei Kirchen stehen zwei in der Mitte des Dorfes dicht neben einander, eine heizbare für den Winter und die andere für den Sommer, und zwischen beiden ein hoher Glockenthurm mit etwa 20 Glocken. Die Bauern haben hier selbständig eine ganz eigenthümliche Schuleinrichtung getroffen. Sie halten sich einen Lehrer, der für jedes Kind 10 Rubel erhält, aber nicht eher, als bis er erklärt, dass das Kind ausgelernt habe. Diese Privatschule zählte damals 25 Schüler. »Eine solche Schulanstalt« — sagt Prof. Blasius — »ist hier um so auffallender, als weit und breit im Norden die Bauern alle Schulbildung hassen, Lesen und Schreiben für Zauberkünste und irrreligiöse Beschäftigungen ansehen und lieber ihre Kinder in

den Tod schicken (möchten) als in die Schule. Der Sinn für Schulkenntnisse unter diesen Bauern war, nach dem Urtheil der Verständigen, nur dem wohlthätigen Einfluss der Gutsherrschaft« (einer Dame aus der Familie *Jakowlev*) »dem unbedingten Zutrauen in deren Aussprüche und Wünsche, so wie dem Wohlstande und sorgenfreien Leben der Bauern zuzuschreiben.«

Der Anblick von *Wologda*, der Hauptstadt der gleichnamigen Statthalterschaft, deutet auf glanzvolle Erinnerungen hin, auf die bedeutende Rolle, welche es seit dem Mittelalter in Nord-Russland gespielt hat, indem es der Mittelpunkt alles Handels zwischen dem Innern des Reiches, Sibirien und dem Weissen Meere war. Jetzt hat die Stadt kaum 15000 Einwohner und nicht über 100 Steinhäuser, wohl aber noch 56 Kirchen mit mehr als 200 Thürmen. Vor der Eroberung Sibiriens war Wologda ein stark benutzter Verbannungsort und wird auch jetzt noch als ein Filial von Sibirien angesehen. Unsere Reisenden fanden hier mehre Polen aus der Zeit des letzten Aufstandes von 1830. An der Mittagstafel im Gasthofe zur Stadt London, dem ersten russischen, seitdem die Reisenden Petersburg verlassen, hatte der Verf. Gelegenheit, sich über die ungeheure Ausdehnung der Statthalterschaft Wologda, etwa 408000 Quadratwerst (8160 Quadratmeilen) und über die Folgen davon, dass die obern Verwaltungsbehörden sich im süd-

östlichen Winkel derselben befinden, anschaulich zu belehren. Der grösste Theil des Gebietes ist mit Waldungen bedeckt, von welchen ein ansehnlicher Theil der Krone gehört. Da sollte man nun glauben, dass die Gouvernements-Verwaltung von deren Ausdehnung genaue Kunde haben müsse. An der Tafel speisten die beiden *Directoren* der *Forsten* und *Domainen* und stritten darüber, ob die Kronwaldungen 30 Millionen oder nur 12 Millionen Dessjätinen (7600 oder 3030 geogr. Quadratmeilen) betrügen! Es war daher nicht zu verwundern, dass, wie erzählt wurde, im Osten des Gouvernements, an der Witschegda, eine vornehme Gutsbesitzerinn seit 20 Jahren ununterbrochen habe Holz fällen und flössen lassen, als wirthschafte sie auf offenkundigem Eigenthum, dass es sich aber später ausgewiesen, dass sie weit und breit in der Gegend nichts besitze. Auch ist es vorgekommen, dass in den jährlichen Forstberichten in andern Gouvernements seit Menschengedenken an bestimmten Stellen ausgedehnte, zum Schiffbau taugliche Wälder aufgeführt worden sind, und dass, als die Marine-Beamten diese Wälder in Augenschein und Benutzung haben nehmen wollen, sich kaum ein einziger Baum mehr vorgefunden hat. Dieser Art von Forstverwaltung ist es zuzuschreiben, dass die brauchbarsten und besten Holzarten jetzt aus den nordischen Wäldern fast ganz verschwunden sind. Man findet im Allgemeinen einen gesunden, unser-

störten Urwald erst viele Meilen von den Flüssen und Ortschaften entfernt, wo es keinen Vortheil gebracht hat, das Holz im Grossen zu benützen. Der einzige Nutzen, den der Staat aus dem Innern der sehr unzugänglichen Wälder zieht, besteht in der Gewinnung von Kohle, Harz, Terpenthin und Birkentheer zur Juchtenbereitung.

Am 28. Juni wurde die Reise von Wologda nach *Totma* und *Ustjug weliki* längs und auf dem Flusse *Suchona* angetreten. Die Gegend zwischen Wologda und dem Flusse ist sehr bewohnt und bebaut. Die Dörfer liegen dicht beisammen. Viele sind regelmässig gebaut. Auf die Verzierung und bunte Färbung der Wohnhäuser, die noch immer aus Holz bestehen, ist viel Fleiss verwandt. Man sieht selbst Baumpflanzungen bei einzelnen Häusern. Alles verkündigt Wohlstand und Behaglichkeit. Unter den Mädchen und Weibern sieht man schon häufiger regelmässige und hübsche Gesichter als früher. Auch ihre Trachten sind gefälliger als in Olonetz und Nowgorod. Auffallend ist es, neben Dörfern dieser Art andere zu sehen, wo man ausser dem, was die nothwendigen Bedürfnisse fordern, keine Spur von einem freien Sinn für die Verschönerung des Lebens wahrnimmt. Sogar der Habitus der Menschen wird hier ein anderer. Alle schweren Arbeiten verrichten grösstentheils die Weiber. Die Töchter werden, so lange sie ledig sind, ebenfalls damit verschont; aber sobald sie in

den Ehestand getreten, was in der Regel sehr früh geschieht, trifft sie dasselbe harte Loos; in wenig Jahren ist aller Jugendreiz verschwunden, und man sieht in den meisten russischen Dörfern äusserlich wenig Unterschied zwischen einer Frau von 20 und einer von 50 Jahren. Die Männer gehen nicht über das Bedürfniss des Augenblicks hinaus. Was der Bauer heute verdient, trägt er, ohne an den folgenden Tag zu denken, in den *Kabak*. Diese privilegirten und durch hohen Pacht der Krone sehr einträglichen Branntweinschenken sind das Verderben des Volkes, und die Kennzeichen davon sind den Gestalten der Menschen, ihren Wohnungen und ganzen Dörfern deutlich aufgeprägt. Es sind Dörfer, die Privat-Besitzern gehören. Von den wohlhabenden und gut gebauten Dörfern gehören viele einer dritten Klasse von Bauern, welche in grösserer Ausdehnung erst durch die Kaiser *Alexander* und *Nikolaus* ins Leben gerufen worden ist. Es sind *freie Bauern*, denen der Gutsbesitzer oder auch die Krone mit der Freiheit zugleich ein Eigenthum geschenkt hat.

An der Suchona beginnen die Wälder sich immer mehr auszudehnen und das angebaute Land tritt zurück. Der rothe Mergelboden der jüngern rothen Sandstein-Formation, die hier auf viele hundert Werste weit die herrschende ist, bringt meist *Tannen*, nebst wenigem aber gesundem Laubholz hervor. In der Nähe des Flusses selbst erscheinen

wieder mächtige Alluvial-Bildungen und auf dem lockern Sandboden tritt theils in geschlossenen Wäldern theils in Morästen die *Kiefer* auf. Zum ersten Male sieht man hier wieder Moorflächen, die für den Norden, jedoch meist in grösserem Massstabe, so charakteristisch sind. Die noch vorkommenden Ackerfelder sind, ausser Getraide, mit Hanf, Flachs und etwas Hopfen bepflanzt. Alles zeigt immer deutlicher, dass die bebaute fruchtbare Gegend vom *Weissen See* bis *Wologda* nur als eine Oase in der unübersehbaren Waldfläche des Nordens zu betrachten ist.

In der Nähe von der Stadt *Totma* wurde der Boden unebener und die Zahl der Ackerfelder grösser. Die Dörfer sind fast alle Eigenthum der Krone. Ihre Nähe verkündigen Viehheerden, die, mit Glocken versehen, ohne Hirten im Walde herumgehen und nur selten des Nachts im Freien beaufsichtigt werden. Die Pferde zur Post werden im Augenblick des Gebrauchs eingefangen und nach der Rückkehr wieder ins Freie gelassen. Bei den wenigen Bedürfnissen der Bauern, und den geringen Abgaben, gehen sie selten darauf aus, sich ein dauerndes Vermögen zu erwerben. Ist die kurze Zeit zur Bestellung des Ackers verflossen und die Aerndte noch nicht vor der Thür, so sieht man ganze Dörfer ohne Beschäftigung. Nur einsehne Weiber gehen in die Wälder, um Pilze, Himbeeren, Heidel- und Preusselbeeren etc. zu

sammeln. Sind die Männer im Freien, so bringen die Weiber auch die Pferde für die Postreisenden, spannen selbst ein und fahren. Die Post ist hier eine drückende Last für die Bewohner, obschon nur jährlich etwa zehn Mal Reisende, fast nur Kronbeamte, passiren. Jeder Bewohner in den am Wege liegenden Dörfern muss alle Augenblicke gewärtig seyn, dass seine Pferde in Anspruch genommen werden. Lässt ein Beamter die Pferde vorausbestellen, so warten oft, wenn er nicht pünktlich eintrifft, auf einer Reihe von Stationen Hunderte von Pferden tagelang vergeblich. Diess ist doppelt drückend, wenn es in der Zeit der Saat oder der Erndte eintrifft. Die Bauern suchen dann die Verpflichtung, warten zu müssen, mit Geld abzukaufen.

Bei *Totma* wird der Boden, wie schon gesagt, auffallend uneben. Die Stadt erhebt sich malerisch auf mehren Hügeln am linken Ufer der Suchona; ihre zahlreichen weissen und freundlichen Kirchen mit grünen Kuppeln und hohen Thürmen von mannichfacher Gestalt sprechen für ihr hohes Alter. Betritt man das Innere der Stadt, so sieht man ausser den Kirchen nur niedrige Holzhäuser, breite, todte Strassen und wüste Plätze mit einigen Ruinen alter Steinhäuser. Die hiesigen *Salzsiedereien*, nördlich von der Stadt, in einem Seitenthale der Suchona, sind berühmt. »Bei einem Beamten der Saline« — erzählt der Verf. — »fanden wir die übri-

gen Beamten der Stadt und Umgegend zu einem Besuche versammelt. Er empfing uns am Eingange, stellte uns in dem grossen Saale die feuerrothen, stämmigen Söhne, die mit dem Popen (ihrem Lehrer) Arm in Arm hier lustwandelten, vor, und führte uns dann in die Seitengemächer, zur Frau vom Hause und einer Reihe von Töchtern von einigen und zwanzig bis drei oder zwei Jahren. Ein junger Beamter aus der Stadt, der der glückliche Bräutigam der ältesten Tochter zu seyn schien, vergnügte die Gesellschaft durch Handhabung einer grossen Drehorgel.... Eine andere öffentliche oder Privatmusik für vorkommende Fälle giebt es hier nicht, wenn der Zufall keine Zigeuner so weit verschlägt.... Die Töchter des Hauses sollten, wie wir hörten, Teutsch sprechen, ohne es jedoch zu wagen. Eine Pseudo-Gouvernante aus Hamburg, deren eigene Sprache einen starken Beigeschmack von der edlen Kochkunst besass, hatte dabei zum Muster gedient und schien sich sehr über die Fortschritte ihrer Schülerinnen zu gefallen.«....

Die Salinen wurden in Augenschein genommen. Das Salzwasser wird durch Pumpen aus der Erde geholt und durch hoch in der Luft verlaufende Röhren in die Siedepfannen gebracht. Gradirhäuser sind keine vorhanden. Auf des Verf. Erkundigung bemerkte der Director mit der klügsten Miene von der Welt, die Luft sei hier so feucht, dass das Wasser gar nicht verdunste. Er erklärte

aufs bestimmteste, dass er deshalb die unwidersprechlichsten Versuche gemacht habe, wollte jedoch nichts Näheres darüber mittheilen. In der jüngsten Zeit waren Bohrversuche auf mehre Hundert Fuss Tiefe angestellt worden und man war durch Schichten von Thon, Sandstein und Gyps auf Steinsalz gekommen. Aus den erhaltenen Produkten geht hervor, dass hier eine mächtige Entwickelung der jüngern rothen Sandstein-Formation vorhanden ist.

Am 30. Juni wurde die Reise in einer Barke stromabwärts auf der Suchona angetreten, und Tag und Nacht bis *Ustjug weliki* fortgesetzt, wo man am 3. Juli eintraf. Diese neue Art zu reisen, brachte eine ganz eigne Abwechslung in dem Leben unserer Naturforscher hervor. Ueber den Gesang einer grossen Zahl Kinder, welche bei einem am Ufer gelegenen Dorfe russische National-Melodien anstimmten, bemerkt der Verf.:... »Es liegt für ein an europäischen Gesang gewöhntes Ohr so viel eigenthümlich Ergreifendes in den russischen Volks-Melodien, dass man sich von der ersten fremdartigen Ueberraschung nur langsam erholen kann. Es liegt Gefühl in diesen Tönen, aber ein fremdartiges, ununterbrochen einförmig auf dieselbe Weise wiederkehrendes Gefühl, ein seltsames Gemisch von unheimlich-unruhiger Melancholie und schmerzlich-freudiger Aufregung. Nie würde der germanische Sinn auf diesen Ausdruck des Gefühls gekommen

seyn, und vielleicht auch nie auf dieses Gemisch von Gefühlen«....

Und weiterhin heisst es:.... »Die hiesigen Russen haben ein inneres, unwiderstehliches Bedürfniss, jede Beschäftigung mit Gesang zu begleiten.... Dabei entwickeln sie ein Talent der musikalischen und poetischen Improvisation, das in Erstaunen setzt. Wir erlebten auf der Suchona unter unsern Schiffern und Fischern Beispiele dieses Talents, die geeignet waren, in die Zeiten der ältern mittelalterlichen Poesie zu versetzen, wenn sie nicht so ganz ursprünglich nordisch gewesen wären..... Mit der Einförmigkeit des Gesanges stimmt auch die Einförmigkeit der Instrumental-Musik zusammen. Ein jeder Bauer besitzt eine Hand-Harmonika, die er hier für etwa anderthalb Rubel Papier kaufen kann. Ist er im Freien und singt nicht, so zieht und drückt er an seiner Harmonika.... Die mehr im Süden nationale *Balaleika* sieht man hier noch nicht. So viel musikalische Bedürfnisse auch der Nordrusse und Moskowiter hat, so scheint er doch vorzugsweise geneigt, sie durch seine Stimme allein zu befriedigen.«

Im Verfolg der Reise wurde auch die Fahrt auf der Suchona sehr einförmig. Die vielen Krümmungen des Flusses gestatteten keinen Blick in die Ferne. Man hörte fast nur den Wellenschlag und das Geräusch der Ruder, oder dann und wann die Stimme einzelner Vögel. Mit Einbruch der Nacht

war man ganz von dem Leben abgeschnitten, um so mehr, da keine Finsterniss eintrat. »Wenn irgend ein Natureindruck fähig ist« — bemerkt der Verf. — »eine vollständige Abstumpfung aller Gefühle hervorzurufen, so ist es der ununterbrochene Lichteindruck eines nordischen Sommers. Der lange Tag ist mit einer Sonnengluth verbunden, die hier in erhöhtem Grade drückend wird. Und ist auch die Sonne in der Nacht auf wenige Stunden verschwunden, so fehlt doch Alles, was das Gefühl aufzufrischen vermöchte. Die Hitze des Tages bleibt nicht bloss in der Erinnerung zurück; auch die Nacht darf meist schwül genannt werden. Dazu hat Alles in der Natur eine ungewohnte, aufregende Gestalt angenommen. Der Himmel steht in blendender Gluth, und Mond und Sterne sind erloschen. Man sieht weithin Alles erkennbar, aber wie mit einem dünnen, unheimlichen Flor überzogen. Das Schlimmste ist, dass sich nirgend ein Gegensatz zeigt und jeder Baum und jeder Mensch, wie Peter Schlemihl, seinen Schatten verloren hat..... Zuletzt verliert sich zwar jede verzweifelnde Unruhe; aber sie geht in totale Apathie über, aus der nur zuweilen eine unbestimmte Sehnsucht nach Dunkelheit auftaucht.«

Am 3. Juli stiegen die Reisenden in *Ustjug welikí* ans Land. Diese Stadt liegt am Vereinigungspunkte der Flüsse *Suchona* und *Jug*, welche hier die *Dwina* bilden. Ungefähr 30 Kirchen mit

mehr als 120 Thürmen und bunten und goldnen Kuppeln geben ihr von Aussen ein stattliches und ehrwürdiges Ansehen, aber ausserdem hat sie nur dunkle verwitterte Blockhäuser nebst einer kleinen Zahl zum Theil verfallner steinerner Gebäude, Alles zusammen von etwa 10000 Menschen bewohnt. Die Stadt ist alt und hat eine so kriegerische Vergangenheit durchlebt, wie wenige Städte in Nord-Russland. Man sieht noch Reste der ehemaligen Befestigungen. Anfangs unter eignen Fürsten stehend, verlor sie später ihre Unabhängigkeit und gerieth nach einander in die Gewalt der Bulgaren, Mongolen, Nowgoroder und Kasanischen Tataren, bis sie im XV. Jahrhundert bleibend von den russischen Grossfürsten erobert wurde. Mit dem Erlöschen des alten Herrscherstammes Rurik verschwand auch der Kriegsglanz der mächtigen Stadt und ihre Bedeutung lag allmählich nur noch darin, dass sie ein Vermittelungspunkt des russischen, archangelischen und sibirischen Handels blieb. Aber mit dem Aufblühen Petersburgs und der Verlegung des Handelswegs über den mittlern Ural ging auch diese Bedeutung verloren. In den letzten Jahren ist sie als Verbannungsort benutzt worden. Prof. Blasius fand hier drei Polen.

Ustjug ist aber nicht allein durch seine kriegerischen Schicksale, sondern auch dadurch historisch merkwürdig geworden, dass von hier aus das *Christenthum* sich über den Norden von Russland

verbreitet hat. Unter der Regierung des Grossfürsten Dmitri Iwanowitsch fasste der Sohn eines hiesigen armen Kirchendieners, *Stephan Charp*, den Entschluss, den heidnischen finnischen Völkern zwischen der Dwina und dem Ural-Gebirge das Evangelium zu verkündigen. Von den *Syrjänen* hatte er in Ustjug die Sprache dieser Gegenden kennen gelernt. Im Kloster des heil. Gregor zu Rostow erlernte er die griechische Sprache, und erfand, um die heiligen Bücher in die Sprache der Syrjänen übersetzen zu können, für dieselbe ein eignes Alphabet. Hierauf begab er sich nach der *Wytschegda* unter die Syrjänen, zerstörte ihre Götzenbilder, baute in *Kotlass* die erste Kapelle und an der Mündung der *Wuima* die erste Kirche, gründete Schulen und unterrichtete die jungen Leute selbst, um Priester aus ihnen zu bilden. Im Jahre 1383 wurde er zum Bischof des neubekehrten Volkes ernannt.

Der Verf. hatte mit seinen Begleitern auf der Dwina bis *Archangelsk* hinabfahren wollen, aber dieses Unternehmen wurde durch ein heftiges Fieber vereitelt, welches ihn gleich nach der Ankunft in Ustjug befiel und für einige Zeit ans Bett fesselte. Die Gesellschaft trennte sich daher in drei Abtheilungen. *Murchison* und *Zinowiew* (ein junger Beamter, der ihm als Gehilfe zugetheilt war) reiseten nach Jaroslaw und Kostroma, *Meyendorf* und *De Vernenil* gingen über Nikolsk nach der

Unscha und mittlern Wolga, und nur *Keyserling* blieb bei *Blasius* in Ustjug, von wo beide nach des Letztern Wiederherstellung weiter nach Osten vordringen und später mit der übrigen Gesellschaft in Nischni-Nowgorod, Kasan oder Moskau wieder zusammentreffen wollten.

Prof. Blasius genas allmählich und ging dann mit seinem Gefährten und dem Dr. *Langenbeck*, seinem Arzte, einem in Ustjug angesiedelten jungen Teutschen, auf die Jagd, um zoologische Zwecke zu verfolgen. Die Gegenden an der Dwina und Witschegda, dem Jug und der Lusa wurden durchstreift, Ustjug aber blieb der Punkt der gemeinsamen Rückkehr.

Der Verf. hatte hier Gelegenheit, manche Züge aus dem russischen Volksleben zu beobachten, welche ihm ohne einen längern Aufenthalt ganz entgangen seyn würden. Wir heben als charakteristisch Einiges von dem aus, was er über die Verhältnisse der Geistlichkeit zu bemerken Veranlassung hatte.

»Der Geistliche (der Pope) in seinem Ornat und bei gottesdienstlichen Handlungen ist eine unbedingte Autorität. Wo er sich blicken lässt, stürzt Alles vor ihm nieder, kreuzigt sich und berührt seine Fussspitzen. Ist er seines Ornats entkleidet, wird er weniger als eine Null. In denselben Gemächern (der Beamten etc.), wo er, einige Minuten vorher unbedingt verehrt, eine heilige Handlung verrichtete, wird er nicht in Gesellschaft

geduldet. Der Bauer, dem er auf offener Strasse begegnet, sieht sein Zusammentreffen mit ihm für das Anzeichen eines bevorstehenden Unglücks an, und spuckt aus, sobald er ihn sieht, um jede Unannehmlichkeit von sich abzuwenden. Im Allgemeinen lässt sich nicht verkennen, dass der Stand der Weltgeistlichen, der *Popen*, in Russland nicht zu den geachteten gehört; doch die Missachtung vor dem Menschen dehnt Niemand auf den heiligen Dienst aus, den der Pope zu verrichten hat.«

»Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich auf doppelte Weise. Die Achtung der geistlichen Würde hat einen dauernden Grund in dem kindlichen religiösen Sinne des russischen Volks, welcher sich unbefangen an das Aeussere, Ceremonielle, hält, ohne das Bedürfniss zu zeigen, auf den Gedankeninhalt bestimmt einzugehen. Diese Auffassung zieht sich als ein einheitliches Band durch die ganze russische Kirchengeschichte. Die meisten Bestimmungen und Streitigkeiten der russischen Kirche beziehen sich auf die Fasten, die Förmlichkeiten beim Kreuzschlagen, das Einweihen der Kirchen und die Abzeichen der geistlichen Würden. Auf die Streitigkeiten der abendländischen Kirche über die verschiedenen Dogmen hat sich die russische nicht eingelassen. Das Positive des Glaubens und des Cultus ist stets rein als solches betrachtet worden..... Die grösste Strenge in der Beobachtung der Formen ist die grösste religiöse

Rechtfertigung und Befriedigung. Der Geistliche, als officieller Sachkundiger in der Ausübung der Formen, ist der natürliche und unumgängliche Vereinigungspunkt zwischen Menschen und Gott. In der Unveränderlichkeit der Nationalrichtung von den ältesten Zeiten her liegt auch für die Folge eine Bürgschaft für das Festhalten an den heiligen Gebräuchen..... Nicht die Person, sondern das Amt und das Kleid wird im Popen geachtet. Hat der Geistliche seinen Ornat abgelegt, so steht er dem Volke als Mensch gegenüber, und in diesem Verhältniss liegt der Grund der sehr allgemeinen Missachtung der Geistlichkeit, besonders der Popen. Als Mensch steht der Pope weder in moralischer noch intellectueller Beziehung weit über dem Urtheile des Bauers. Die Handlungen des Popen misst der Bauer nach seinen eignen, und Lesen und Schreiben sieht er, wenn auch nicht immer mehr für Zauberei, doch für eine Kunst an, die sich ohne höhere Kräfte erlernen lasse. Und in intellectueller Hinsicht liegen in diesen beiden Fertigkeiten die wesentlichsten Unterschiede zwischen Bauer und Popen..... Dabei muss man noch bedenken, dass die Popen auf dem Lande grossentheils von den Bauern abhängig sind, und sich ihren Neigungen und Wünschen fügen müssen, falls sie ein sorgenfreies Leben führen wollen. . . . Der Bauer verlangt von seinem Popen, dass er sich ein Beispiel an ihm nehme und sich nicht absen-

dere. Ist der Gottesdienst zu Ende, so geht der Bauer in den Kabak und trinkt sich bald unter den Tisch. Wenn der Pope nicht geneigt ist, ein Gleiches zu thun, so hält ihn der Bauer für stolz und hochmüthig, und giebt ihm nur, was er nothgedrungen geben muss. Nur wenn der Pope sich in seiner Lebensweise gegen den Bauer nichts herausnimmt, kann er seine Gemeinde in weltlichen Dingen befriedigen.«

Das Laster der Trunksucht abgerechnet, sind Einfachheit der Sitten, Offenheit und Entschiedenheit des Charakters, unzerstörbarer Frohsinn und körperliche Rüstigkeit und Ausdauer lobenswerthe Eigenschaften der nordrussischen Bauern. Vor Allem aber ist ihre Ehrlichkeit zu rühmen. Man kennt um Ustjug weit und breit kein Beispiel, dass je ein Bauer einen Diebstahl verübt habe. Selbst in den Städten findet man diese Ehrlichkeit. Wer aus seinem Hause geht, verschliesst weder Stube noch Hausthüre und kann sogar sein Geld offen liegen lassen, ohne zu fürchten, dass etwas gestohlen werde. Die einzige Vorsicht besteht darin, dass man ein Stück Papier zwischen die Thüre steckt, zum Zeichen, dass Niemand zu Hause ist. Der Verf. erzählt von einem Marktmädchen seiner Wohnung gegenüber, welche jeden Sonntag Nachmittag betrunken war und bis zum Abend auf ihrem Platze schlief. Unterdessen ging ihr Geschäft seinen ruhigen Gang. Wer etwas brauchte,

nahm es aus ihrem Laden weg und legte redlich das Geld dafür hin, ohne sie im Schlafe zu stören.

Unter den Bewohnern des Nordens befinden sich die freien Jagdvölker, namentlich die *Syrjänen*, welche der Verf. in und um Ustjug genauer kennen lernte, noch in ursprünglichen Verhältnissen. Dieser zu den östlichen Finnen gehörige Volkstamm wohnt vornehmlich in den Gegenden um die Wytschegda und zerstreut bis Ustjug, wohin jährlich viele derselben kommen, um Pelzwerk gegen andere Bedürfnisse auszutauschen. Sie bilden einen Uebergang von den stets nomadisirenden Samojeden zu den bloss Ackerbau treibenden Finnen. Sobald im Herbste ihre Aerndte beendigt ist, beginnen ihre grossen Jagden, in Gesellschaften von 10 bis 20 Mann, nach den uralischen und sibirischen Wäldern, wo sie hauptsächlich Bären, Luchsen, Wölfen, Füchsen, Vielfrassen, Mardern und Hermelinen, grauen und gestreiften Eichhörnchen um des Pelzes willen nachstellen. Aber auch essbares Wild, wie Rennthiere, Auerhähne, Birk-, Hasel- und Schneehühner, bringen sie in Menge zum Verkaufe zusammen. Die Zahl der erlegten Hühner, welche gefroren durch ganz Russland verschickt werden, geht ins Unglaubliche; in Petersburg allein sollen jeden Winter 4 bis 6 Millionen verzehrt werden. Auch sind die Preise trotz des langen Transports und des Zwischenhandels, ehe die Pelze und das Wildpret auf die Märkte kommen, ungemein wohlfeil.

Die Syrjänen sind, ungeachtet sie sehr unvollkommene Gewehre haben, äusserst geübte Schützen. Ihre Flinten bestehen in 5 bis 6 Fuss langen Röhren von sehr vagem Kaliber, mit einem rohen Feuerschloss, beides am Schaft nur mit starkem Bindfaden oder Stricken befestigt. Kugeln und Schrot kennen sie nicht; statt deren schlagen sie von einer schmalen unförmlichen Bleistange ein kleines Stück ab, und geben ihm mit den Zähnen eine kugelähnliche Gestalt. Vom ersten Percussions-Gewehre, das sie sahen, wurde vor dem Losdrücken vorsichtig das Zündhütchen abgenommen, weil Niemand begreifen konnte, dass das Feuer durch das Metall sünden könne. Noch unbegreiflicher aber schien es, dass das Gewehr ohne Zündhütchen nicht losgehen wollte.

So einfach die Lebensweise der Syrjänen ist, so haben sie doch unter sich mehre Einrichtungen getroffen, die vom klarsten praktischen Verstande zeugen. Jedes Dorf sorgt z. B. durch eigene Uebereinkunft dafür, dass der jährlich herumreisende Beamte die Summe der Abgaben für den Gesammt-Grundbesitz gleich bei seiner Ankunft schon vorfindet. In diesen Gesammtbesitz theilen sie sich nach Billigkeit und Willkür. Wer eine grosse Familie hat und viel bearbeiten kann, darf sich mehr Ackerland zueignen als der Hausvater einer kleinen Familie. Jede Familie zahlt nach Verhältniss ihres Ackerlandes, und um diese Vertheilung nach Noth-

durft von Zeit zu Zeit abändern zu können, haben sie unter sich ein Privat-Cataster eingerichtet. Mit den russischen Beamten kommen sie nur in Berührung, wenn diese alljährlich die Abgaben einfordern. Unter sich bestimmen sie den Werth der Sachen und ihre Credit-Verhältnisse nicht nach Geld, sondern nach einer bestimmten Zahl von Haselhühnern.

Ueber die Art, wie unter der Regierung der Kaiserinn *Elisabeth* das Christenthum bei den nordöstlichen Syrjänen eingeführt worden, — die südwestlichen waren schon zu Ende des Mittelalters damit bekannt, — erzählt der Verf.: »Noch stehen (aus jener Zeit) grosse, hölzerne Kreuze in jenen Gegenden.... Sie waren ganz mit Lehren des Christenthums beschrieben... Bei jedem Kreuz war ein Soldat angestellt, der dafür zu sorgen hatte, dass die ihm anvertrauten neubekehrten christlichen Pflegebefohlenen ihre Religionsübung nicht unterliessen. Jeden Morgen führte er sie zum Kreuze hin, liess sie niederknien und regelrecht sich bekreuzigen. Die Syrjänen thaten das willig und gingen dann ruhig nach Hause, in der festen Ueberzeugung, nun schulgerechte Christen zu seyn.«...

Die *geognostische* Ausbeute der Reisegesellschaft war zwar nicht mannichfaltig, aber doch hinreichend, von der *Geologie des nördlichen Russlands* einen allgemeinen Begriff zu geben. Vom Weissen Meere zieht über den Onega-See bis zu den Flüssen

Sjas und Wolchow ein zusammenhangender Streifen von *altem rothen Sandstein*. Diesem folgt nach Südosten ein Streifen *Bergkalk*, von der Pinega nach den Gegenden am Weissen See (Bielj-Ozero) und dem Waldai hin. Die Gegenden aber um die obere Dwina, Wytschegda und Suchona bis zur Wolga hin scheinen mit ziemlich ununterbrochenen Ablagerungen des *jüngern rothen Sandsteins* bedeckt zu seyn. Die dem Letztern aufgelagerte *Jura-Formation* ist von Finnland aus nach Südosten hin ebenfalls zu vermuthen. Aus Versteinerungen lässt sich wenigstens das Vorkommen der *mittlern* Schichten dieser Formation südlich von der Wytschegda, dann bei Makariew an der Unscha und zwischen der Mündung der Unscha und Kostroma bis Jaroslaw an der Wolga, bestimmt nachweisen. Aus noch andern Thatsachen lässt sich schliessen, dass der *alte rothe Sandstein* durch den ganzen Norden, vom Weissen Meere bis zum nördlichen Ural, und längs dem westlichen Ural von Norden nach Süden hin, sich zusammenhangend entwickelt habe. Auch ist ein solcher Zusammenhang in der Entwickelung der *Steinkohlen-Formation* von der Pinega bis zum nördlichen Ural und von hier aus westlich vom alten rothen Sandstein bis nach dem südlichen Ural hin zu vermuthen, so dass die colossale Entwickelung des jüngern rothen Sandsteins nach Westen, Norden und Osten in grossen Kreisen von den Formatio-

nen des Uebergangsgebirges umschlossen zu seyn scheint.

Wie die grossartige Entwickelung der *alten* Uebergangsgebirgs-Formationen im ganzen Norden von Russland so auffallend ist, so erscheint auch die Ausbildung der höher gelegenen *jüngern* Formationen höchst abweichend von dem, was das übrige Europa in dieser Hinsicht darbietet. Um aus Mangel an Raum hier nur Eines anzuführen, ist bemerkenswerth, dass in den höhern Schichten der letztgenannten Formation der für West-Teutschland und Ost-Frankreich so charakteristische *Muschelkalk* hier ganz fehlt. »Auf einem Verbreitungsbezirk dieser Bildungen,« — sagt der Verf. — »der mehr als ein Viertel vom ganzen Europäischen Russland einnimmt, haben wir einen Weg von mehr als 3000 Werst beschrieben und überall vergeblich nach organischen Ueberresten gesucht. Nur in Hornstein und Quarz umgewandelte Holzstämme... findet man am Jug und andern nördlichen Flüssen zahlreich und von seltener Grösse. Erst weiter nach Osten, nach dem Ural hin, scheinen diese Schichten einen mannigfachen Vorrath von Thier- und Pflanzenresten einzuschliessen.« ...

Mit der Ablagerung der *mittlern Jura-Schichten* tritt für den Norden von Russland ein geognostischer Stillstand ein. Die *Kreide*, welche südlich von der Oka und Wolga, wie im übrigen Europa, so grosse Strecken zusammenhangend ein-

nimmt, ist nirgends ein Norden gefunden worden. Selbst die *Tertiär*-Bildungen fehlen fast gänzlich. Kurz diese Gegenden bieten, von der Jura-Periode an, ein so ausgedehntes Beispiel geognostischer Isolirung dar, von der sich nichts Aehnliches in Europa findet. Vor der Diluvial-Periode müssen die riesenhaften Säugthiere der Tertiär-Zeit, wie das Mammuth und das Rhinoceros, durch ganz Nord-Russland verbreitet, aber auch die einzigen Thiere des Festlandes gewesen seyn; wenigstens haben sich von andern organischen Wesen keine Spuren erhalten.

Was die gegenwärtige *Pflanzenwelt* betrifft, so könnte sich diese, falls das Klima milder wäre, bei der äusserst günstigen Beschaffenheit des Bodens sehr üppig und mannichfaltig entwickeln. *Traubenkirschen (Prunus Padus)* sind das einzige sowohl wildwachsende als cultivirte Steinobst und *Vogelbeeren* (*Sorbus Aucuparia*) das einzige Kernobst. Diese Früchte werden nicht allein roh gegessen, sondern auch, und mehr noch, zur Bereitung von schmackhaften Liqueuren benützt. *Kohl* und *Meerrettig (Armoracia offic.)*, diese National-Gemüse der Russen, findet man häufig und in allen Gärten. Hiezu kommen *Erbsen, Mohrrüben, Rüben, Gurken* und *Kürbisse*, auch, aber nur hie und da, *Kartoffeln*. Von den mitteleuropäischen *Getraidearten* gedeiht hier jede und fast an jedem Orte. Auch die *Grasarten* des mittlern Europa werden

hier in Fülle angetroffen, aber die Wiesen sind sich selbst überlassen; höchstens sucht man hie und da die Sanddünen durch geregelte Bewässerung in Wiesen umzuwandeln, die aber dann nicht weiter beachtet werden. Für *Waldwuchs* hat die Natur in demselben Uebermass gesorgt, wie die zerstörende Hand der Menschen für die Vernichtung der wichtigsten Holzarten. In den Wäldern sind überdiess die fast an allen lichtern Stellen häufig wachsenden *Brombeer*-Gattungen *(Rubus arcticus, saxatilis* und *Chamaemorus)* von grösster Bedeutung. Sie werden nicht allein frisch gegessen, sondern auch in Zucker eingemacht weithin verschickt. Dasselbe gilt, obwohl in geringerm Grade, von den *Heidelbeeren (Vaccinium Myrtillus), Preisselbeeren (V. vitis idaea)* und *Moosbeeren (V. oxycoccos).* Nach den Waldrändern hin werden *Erdbeeren* und *Himbeeren* häufiger, zu welchen sich, noch weiter auswärts *Hagebutten*-Sträucher *(Rosa canina)* gesellen. Auf den Bergwiesen entwickeln sich im Laufe der Jahreszeit nach einander zwischen den Gräsern zahlreiche *Orchideen, Lippenblumen* und *Syngenesisten.* Die Sümpfe an den Waldrändern und die ihnen entsprechenden kleinen Seen sind reich an *Nymphaea alba, Nuphar lutea* und *pumila, Stratiotes aloides, Hydrocharis morsus ranae, Caltha palustris* und *Ranunculus aquatilis.* Bei einigen Pflanzenarten ist das Vorkommen so charakteristisch, dass sie als Weg-

weiser dienen. So fehlen an allen Flussufern nirgends die *Wolfsmilch*-Arten *Euphorbia esula* und *palustris;* an festen Wegen und Rasenplätzen gedeiht überall der *Gänserich (Potentilla anserina).* Das *Katzenpfötchen (Gnaphalium dioicum)* bedeckt alle lichten, trocknen Waldhöhen. *Linnaea borealis* bildet in feuchten schattigen Nadelwäldern einen dichten Rasen. Alle lehmigen festen Wiesen und Sümpfe, im Freien wie im Walde, sind mit der kriechenden Abart des *kleinen Sumpf-Hahnenfuss (Ranunculus flammula)* bewachsen; nirgends sieht man die aufrechte Normalform. Auffallend ist, dass das *Gänseblümchen (Bellis perennis)* hier ganz zu fehlen scheint. — Alle diese verschiedenen Pflanzen-Formationen treten vom Weissen Meere bis zur Wasserscheide der Wolga überall unter gleichen Verhältnissen unverändert auf.

Abgesehen von andern Ursachen und Einflüssen beherbergt der Norden Russlands, weil der Mensch sich hier der Erde noch wenig bemächtigt hat, eine reiche *Thierwelt.* Auch in der Berührung mit den Menschen ist der Einfluss hier nicht so entscheidend gewesen, wie im übrigen mittlern Europa. Man sieht diess besonders bei den wenigen *Hausthieren,* welche sich kaum durch mehr als Zähmung vom Zustande der Wildheit entfernt haben. Der Hund hat in Farbe und Gestalt eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem Schakal, dass wenn man ihn in der Wildniss, entfernt von

Menschen, allein herumwandeln sieht, man eher einen Schakal oder jungen Wolf als einen zahmen Hund zu erblicken glauben sollte. Die *Ziegen* haben alle die braungraue Färbung und den dunkeln Rückenstreif der Bezoar-Ziege *(Capra Aegagus)* der kaukasischen Gegenden. Die *Schafe* sind klein, meist grau oder braungrau, und weit weniger verweichlicht als bei uns. Die Syrjänen besitzen durchgängig eine *Rindviehrasse* ohne Hörner, von mässig grosser, kräftiger, gedrängter Gestalt und brauner Färbung. Die *Pferde* sind klein, langhaarig und kräftig. Nirgends haben die Hausthiere eine Pflege. Sie gehen Tag und Nacht frei herum, die Schafe und Ziegen in der Nähe der Ortschaften, die Pferde in den Wäldern, wo auch das Rindvieh hinstreift. Aber alles Vieh hält sich, um den Raubthieren zu begegnen, heerdenweise zusammen, und Abends finden sich die Kühe freiwillig zum Melken ein und übernachten, so wie die Pferde, in der Nähe der Wohnungen.

Wilde Thiere und zwar zunächst aus der Klasse der Vögel, sind in und bei Dörfern und Städten, Sperlinge, Nebelkrähen, Dohlen und Raben. Flüsse und Seen sind von Möven, Seeschwalben, See- und Flusstauchern, die Ufer von Strandvögeln, Regenpfeifern, die Sümpfe von Schnepfen, Kranichen etc. belebt. Auch die Schwäne brüten an den Gewässern. Auf den Wiesen und zwischen dem Gestrüppe der Ufer haben vorzugsweise kleine Sing-

vögel ihre Wohnplätze aufgeschlagen. Die Wälder beherbergen Meisen, namentlich *Parus sibiricus*, *Ficedula rufa* und *Trochilus*, *Drosseln*, *Spechte* etc.

»Einer der seltsamsten Vögel des Nordens ist der *Unglücksheher (Garrulus infaustus)*,.... ein Mittelding zwischen Meise und Krähe... In jeder Bewegung sieht man die Eigenthümlichkeit der Meisen, aber durch die Körpergrösse gehindert, in einer über alle Begriffe albernen und unbeholfenen Erscheinungsweise. Er springt von einem Ast auf den andern, wie eine Meise, und macht misslingende Versuche, sich an Aeste zu hängen und zu klettern, wie eine Meise, und bei allen diesen Versuchen tritt er in so ungelenker Form und Bewegung auf, wie ein angehender Tanzkünstler oder Schlittschuhläufer. Ist er endlich von einem Ast zum andern, den Stamm umschreitend, wie auf einer Wendeltreppe, träge und plump, und doch in immerwährender Bewegung, mit kleinen Pausen, bis auf die Spitze einer Tanne vorgeschritten, so fängt er an, sich reckend und dehnend und mit aufgeblustertem Gefieder, auszuruhen und Kunde von seinen mimischen Talenten zu geben. Kein Vogel lässt sich in der Nähe hören, dessen Stimme er nicht, anfangs leise und bescheiden, und allmählich lauter, nachahmte. Es ist kaum möglich, einen Ton herauszufinden, den man für seine ihm allein eigenthümliche Ausdrucksweise halten könnte... Ist er auch dieses Geschäfts wieder überdrüssig,

so lässt er sich, halb fallend und halb fliegend, mit halb angedrückten Flügeln von seiner Tannenspitze, wie unfreiwillig, fast senkrecht herab und sucht den untersten Ast des nächsten Tannenstammes zu erreichen. Hier beginnt sein Treppengang bis zur Spitze und seine ewig sich wiederholende Beschäftigungs- und Bewegungsweise aufs neue.«

Auch *Auer-*, *Birk-*, *Hasel-* und *Schneehühner* sind in den nordrussischen Wäldern sehr häufig, besonders in den Sumpfstrecken, wo sie im Winter an den Moosbeeren Nahrung finden. Allerlei *Raubvögel*, wie Fisch- und Seeadler, Falken etc. leben hier so gedrängt beisammen, dass sie sich mit weit kleinern Revieren begnügen müssen als im übrigen Europa.

Mehr als die Vögel wissen die *Säugthiere* sich den Augen des Menschen zu entziehen. Die *Bären*, *Wölfe* und *Luchse (Felis cervaria* und *F. Lynx)* leben im Innern der Wälder und treten, selbst in Gegenden, wo sie häufig sind, dem Menschen nur selten in den Weg, besonders im Sommer. Ausser den grössern Raubthierarten giebt es in Russland kaum ein Säugthier von einiger Körpergrösse, das nicht auf Pelzwerk benutzt würde. Am meisten wird dem *Eichhörnchen*, besonders wegen seines weissgrauen Winterpelzes, nachgestellt. Die Nationaltracht des Volkes ist den Schafpelz, an

dessen Stelle nach dem Eismeere hin der Rennthier-Pelz tritt.

Bei der allgemeinen Jagdfreiheit giebt es verhältnissmässig wenig *essbares Wild.* Das *Elenn* wird immer seltener. Die *Rennthiere* kommen im Winter bis 61°, auch oft bis 60° Breite noch heerdenweise vor, ziehen aber im Frühling wieder nach der Eisküste. Der *Edelhirsch* ist verschwunden und auch das *Reh* so gut wie ganz ausgerottet. Die *Hasen* werden vom russischen Bauer nicht gegessen, sondern für unrein, oft sogar für giftig gehalten.

Von neuen Säugthier-Arten fand man ausser dem *Lepus aquilonius*, der bis jetzt irrig als eine Abart des Schneehasen angesehen worden, nur eine *Feldmaus*, welche Blasius wegen der Aehnlichkeit ihres Kopfes mit dem der Wanderratte *Arvicola ratticeps* genannt hat. Die im höhern Norden so häufigen *Lemminge* treten erst in der Nähe des Weissen Meeres auf und die *Hamster* werden erst nach Süden hin, im Wolga-Gebiete, angetroffen. Das *gestreifte Eichhörnchen (Tamias striatus)*, welches bisher nur aus Sibirien und vom Ural bekannt war, kommt in den Wäldern an der Wytschegda bis zur Dwina häufig vor. Sein Fell ist das seltsamste aller nordrussischen Pelzwerke; es pflegt mit dem ganzen anhangenden Schwanze des Thieres getragen zu werden.

Ueber das Vorkommen der *Fledermäuse* waren,

bei den stets fast tageshellen Sommernächten keine besondern Beobachtungen zu machen. Sie kommen erst spät im August nach Norden, und bringen dann ihre Jungen mit, die sie unterdessen zwischen 54° und 58° Breite gezogen haben.

Die Klasse der *Amphibien* beschränkt sich auf die gemeine *Kröte (Bufo cinereus)*, den *Laub-* oder *Grasfrosch (Rana temporaria)*, die *Bergeidechse (Zootoca arocea)* und die *Kreuzotter (Vipera Berus)*.

An *Fischen* ist nirgends ein Mangel; sie machen einen Hauptnahrungszweig aus; aber es sind nur wenige Arten, die man durch die Fischer und auf den Märkten erhalten kann. — Von *Insekten* lernte Prof. Blasius nur lästige Gattungen, wie Wanzen, Schaben *(Blatta laponica)* u. a. in Bauern- und Posthäusern auf der Reise kennen.

Am 27. August verliessen die Reisenden (Prof. *Blasius* und Graf *Kaiserling*) die Stadt *Ustjug Weliki*, um sich nach südlichern Breiten zu begeben. Wohlthuend waren für den Verf. die wieder eingetretenen dunkeln Abende und finstern Nächte. Schon in *Ustjug*, sagt er, als um die Mitte des August die erste Dunkelheit eintrat, würde er für diese Erquickung einen ganzen nordischen Sommer hingegeben haben. Nach Mitternacht (am 27.) erreichte man *Totma*, wo des eingetretenen stürmischen Regenwetters wegen im Posthause einige Stunden verweilt werden musste. »Wir krochen« — erzählt er — »in der warmen Stube in unsere

Heusäcke und versuchten zu schlafen, doch vergeblich. Die Ofenwärme hatte alle Bewohner unserer Stube in Bewegung gesetzt. Es wimmelte von Wanzen, Kakerlaken (Schaben, von den Russen selbst, wie *Erman* sagt, *Tarakani* genannt) und Lepismen; man konnte keinen Fuss auf die Erde setzen, ohne sie zu halben Dutzenden todt zu treten. Es war ein seltsames Gemisch der mannichfaltigsten Bewegungen. Zwischen den vorherrschenden Langsamen bewegten sich einige lebhaft, wie schnelle Pfeile. Es war, als hätten sie einen Kriegszug beschlossen und als flögen die Adjutanten nach allen Richtungen, um zum gemeinsamen Angriff vorzubereiten. Wir entfernten das Licht, um wenigstens unsern Feind nicht zu sehen. Es ging uns wie dem Strauss, der seinen Kopf in den Sand steckt. Nach zwei Stunden sassen wir wieder im Wagen und im unbarmherzigsten Regen.«

In *Markova*, auf der Strasse von Wologda nach Jaroslaw, sah Blasius zum ersten Mal in Russland Bettler und Vagabonden. Auch begegnete er bald einem Zuge zusammengeketteter Gefangenen mit starker Militär-Bedeckung, eine Erscheinung, die im Norden ebenfalls noch nicht vorgekommen war. Eine andere Merkwürdigkeit war, dass ein *Postmeister*, ein Edelmann (*Tschinownik*) der vierzehnten Klasse, zehn Kopeken (Kupfer) (etwa $2\frac{2}{3}$ kr. Conv. Mze.) Trinkgeld, oder wie er wörtlich sagte, *für Schnaps*, zurückbehielt.

Die Kreisstadt *Grijäsovets* liegt 760 Fuss über dem Meere, jenseits der Wasserscheide der Dwina und Wolga, die aber hier ganz flach erscheint, indem man nur allmählich zu ihr ansteigt. Gleich beim Eintritt fiel das Kreisgefängniss in die Augen. Es erhebt sich zwischen zwei Wohnhäusern und einer mit Schilderhaus versehenen Wache, als ein grosses Viereck von Palissaden, aus drei Stockwerken übereinander gelegter Tannenstämme bestehend. Wahrscheinlich aber ist diess nur die äussere Umzäunung des eigentlichen Gefängnisses.

Auf der Post war nichts zu brocken und zu beissen. Nicht einmal Theewasser wollten die Leute besorgen, da das Holz so theuer sei. »Wir liessen uns ein Glas Milch geben, wofür die Postbehörde mit Gewalt etwa 1½ Rubel (40 kr. C. M.) zurückbehielt. Eine unbedeutende Wagen-Reparatur von etlichen Minuten Arbeit wurde zu 2 Rubel angerechnet. *Ivan* (der russische Bediente und Dolmetsch der Reisenden) erging sich in allerhand Varianten von Redensarten für Betrüger und Spitzbuben. Die Leute fanden das nicht unerwartet, nahmen es kaltblütig auf und schienen sich nur über seinen Eifer zu wundern.« Ferner hiess es, was auch richtig war, die Reisenden würden mit der gesetzlichen, einfachen Zahl der Pferde (drei) nicht auskommen, und es musste also Geld für die doppelte Zahl erlegt werden. Der Fluss *Grijäsovets* wurde in der Nacht zwei Mal über-

schritten. Da das Doppelgespann kaum den Wagen aus der Stelle bringen konnte, so mussten die Reisenden nebenher zu Fuss gehen und dem Kutscher noch obendrein mehrmals behilflich seyn, um den Wagen bergauf zu schieben. Nach einer Wanderung von 8 Stunden (4 Meilen, die fahrend in 2 zurückgelegt werden) kamen sie auf der folgenden Station an und assen Nachts um ein Uhr zu Mittag. »Wenn das so fortgeht, so erleben wir das Schicksal der Weltumsegler, etliche Tage oder Mahlzeiten zu gewinnen oder zu verlieren, sogar in der Richtung von Norden nach Süden.«

Kaum war die Gränze des Gouvernements *Jaroslaw* überschritten, so sah man zu beiden Seiten des Weges Doppelreihen von *Birken* (*B. alba*, die im Norden bis Wologda südlich nicht vorkommt, untermischt mit *B. pubescens*). Sie waren hier noch mit grünem Laube bedeckt, während zwei Grad nördlicher schon seit der Mitte August die Bäume entblättert waren. »Wir schöpften Hoffnung, den Sommer von der Rückseite, vom Herbst her, nach Süden hin, bei schneller Fahrt wieder einholen zu können.«

Mit dem Eintritt in die Statthalterschaft Jaroslaw nahmen die Häuser und Dörfer einen Charakter an, der grössern Wohlstand und höhere Gesittung andeutet als in den nahe gelegenen Dörfern des Gouvernements Wologda. Die Häuser sind besser gebaut, haben einen breiten, über-

wölbten Eingang mit zwei Säulen jederseits, grosse Fenster mit geschmackvollen Jalousien und geräumige Balcon-Zimmer an der Giebelseite. Bis zur Stadt *Danilow* ist das Land sorgfältig angebaut; überhaupt scheinen Land- und Gartenbau die vornehmsten Erwerbsquellen zu seyn. *Danilow* war der erste Ort seit Petersburg, wo die Reisenden regelmässig angelegte Strassen und dichte, obwohl nicht ganz gleichförmig vertheilte Häuserreihen zu Gesicht bekamen. Auch fand man hier auf dem Markte die ersten Aepfel zum Verkauf ausgestellt; sie waren aber nicht grösser als Nüsse und der Verf. sagt, er würde sie nicht für essbar gehalten haben, wenn er sich nicht durch die gelungenen Versuche Anderer vom Gegentheil überzeugt hätte. Von Danilow aus wird auch ganz Russland mit den unter dem Namen *Samowar* (Selbstkocher) bekannten Theemaschinen versorgt. »Für einen Russen« — heisst es — »ist diess freilich keine Merkwürdigkeit, da sogar jeder Bauer eine solche besitzt und fest überzeugt ist, dass sich ohne dieselbe kein Theewasser kochen lasse. Bedenkt man aber, wie viele Millionen solcher *Samowari* von hier aus nach allen Himmelsgegenden verbreitet werden, und dass der Name *Danilow* von Berlin und Polen an bis zur chinesischen Gränze und nach Sitcha (im Russischen Amerika) auf denselben zu lesen ist: so begreift man wieder die Selbstverläugnung unsers Wirthes nicht, dass er diese

Theemaschinen-Fabriken nicht für eine Merkwürdigkeit ansah.«

Von Danilow nach Süden nehmen die Tannenwälder auffallend ab, und junge Kiefernwälder sind nur an sandigen Flussufern vorhanden; dagegen nehmen die Espen an Höhe und Stärke zu und erscheinen eben so häufig wie die Birken. Mit dieser Abnahme der Wälder verlieren sich auch die im Freien herumziehenden Viehheerden und die Viehzucht scheint mehr auf den Stall beschränkt; auch gehören die Hausthiere ganz andern Rassen an als im Norden. Die Schafe sind grösser und weiss gefärbt, die Pferde ebenfalls grösser und schlanker, selbst bei den Hunden werden die an Schakal und Wolf erinnernden Formen seltener. Auch eine Völkergränze ist vorhanden, obwohl schwieriger als bei der Pflanzen- und Thierwelt zu beobachten. Während im Norden bis zur *Suchona* südwärts die ursprünglich finnische Bevölkerung noch mächtig ist, sieht man von *Wologda* an die blonden Haare immer seltener und schon in Danilow zeigen sich überall die charakteristischen schwarzhaarigen Russen-Physiognomien. Besonders auffallend war die Zunahme schöner Frauengestalten und hübscher Kinder. Auf der letzten Station vor Jaroslaw war auch der Postmeister schon »civilisirter« als der in Markona; denn er verlangte ein Schnapsgeld von 35 Kopeken.

Nach einer stürmischen und regnerischen Nacht-

fahrt kamen die Reisenden mit der Morgendämmerung an das der schönen Stadt *Jaroslaw* gegenüber liegende linke Ufer der *Wolga*. Der majestätische Strom lag breit und, da sich der Sturm gelegt hatte, spiegelglatt wie ein grosser See vor ihnen. Der kalte Mond und das feurige Morgenroth schienen sich zu beeifern, von entgegengesetzten Seiten her über die weite Wasserfläche einen zauberischen Lichtschein auszugiessen. Mit dem steigenden Tageslichte traten die Gegenstände am Ufer immer klarer hervor und Alles wurde lebendiger. Schaaren von Menschen waren am Ufer hingelagert und Hunderte von Wagen warteten auf die Ueberfahrt. Gegenüber trat die Stadt allmählich klar aus der Dämmerung heraus. Thürme und Kuppeln erhoben sich wie ein dichter Wald. Endlich wurden die Brücken und Bogen sichtbar, unter denen eine Furth vom Flusse aus durch das steile, wie ein Festungswall sich erhebende Ufer in die Stadt führt. Zuletzt begannen die Schiffe und Kähne an beiden Ufern hin und her zu fahren und mit dem ersten Strahle der Sonne stiegen die Reisenden ans Land. »Die Stadt« — sagt Blasius — »machte einen mächtigen Eindruck. Tausende von Menschen bewegten sich hin und her durch die gedrängten Strassen. Wagen und Droschken flogen nach allen Richtungen durch das Menschengewühl. Grössere Militär-Massen, wie wir sie bisher nicht angetroffen, zogen mit klin-

gendem Spiel über die Wälle. Gesichter und Trachten waren neu und wie aus Einem Schnitt. Zum ersten Mal traten wir in eine bedeutende *ächt-russische* Stadt ein.«

Die mehr als 50 Kirchen und über 200 Thürme, von welchen die Hälfte an den steil abfallenden östlichen oder Wasserseite in dichten Gruppen beisammen stehen, während die übrigen in grauer Ferne perspectivisch verschwinden und die Häuser nach der Ebene hin in Westen sich zerstreuen, lassen Jaroslaw als eine der grössten Städte Europas erscheinen, und doch hat sie kaum 25000 Einwohner. Die Bauart macht trotz dem hohen Alter der Stadt — sie soll 1025 gegründet worden seyn — einen freundlichen Eindruck. An den breiten Strassen und schönen, regelmässigen, theilweise mit geschmackvollen Baumpflanzungen gezierten Plätzen sieht man fast nur reinliche und grösstentheils neue Steinhäuser, welche nur mit üppig geschmückten Kirchen abwechseln, von denen einige aus der letzten Hälfte des XIII. Jahrhunderts herrühren.

Trotz ihres hohen Alters und ihrer ausgezeichnet günstigen Lage hat die Stadt nie eine bedeutende politische Rolle gespielt und als Sitz eines eignen Fürsten kaum ein Mal die Habsucht eines andern Herrschers erregt. Unter *Iwan III. Wasilianvitsch* wurde Jaroslaw für immer dem Grossfürstenthum Moskau einverleibt, und damit seine politische Bedeutungslosigkeit vollendet. Aber wahr-

scheinlich verdankt es derselben seine ungestörte nationale Entwickelung und seinen blühenden Wohlstand. Das mildere Wolga-Klima hat in der nahen und fernen Umgebung eine ansehnliche Acker- und Garten-Cultur hervorgerufen, obwohl diese für das stark bevölkerte Gouvernement (1540 auf die Geviertmeile) so wenig hinreicht, dass jedes Jahr an 70000 Menschen Pässe nehmen, um sich als Maurer, Zimmerleute, Gärtner, Diener etc. nach den verschiedensten Gegenden des Reiches zu begeben.

»Wer« — heisst es weiter — »die Ausdehnung des Basars*) in Jaroslaw und das Menschengewühl in seiner Nähe sieht, ist leicht geneigt, sich eine sehr günstige Vorstellung von den ausgebreiteten kaufmännischen Geschäften der Stadt zu machen. Kaum in Petersburg war mir das Handelsleben so rege vorgekommen. Nur in der Nähe darf man hier dieses Leben nicht ansehen... Zehn Mal kommt und geht der Käufer um einer Kleinigkeit willen und bietet jedes Mal etliche Prozente mehr. Es ist ein ununterbrochenes gegenseitiges Betheuern und Beschwören, Schmeicheln und Rühmen, das nur dann ein Ende findet, wenn der Käufer, sobald er etwa ein Drittel oder die

*) *Gostinnoi Dwor* (Kaufhof, wörtlich *Gasthof*, d. h. *Hof der Handelsgäste*). S. den IX. Jahrg. (1831) u. den XV. Jahrg. (1837) dieses Taschenbuchs, resp. S. 363 und 187.

Hälfte der geforderten Summe bietet, mit der Waare abzieht. Jeder, der des Weges kommt, wird auf fünfzig Schritte weit angerufen und von allen Buden her zum Kaufen aufgefordert. Wer einmal in einer polnischen Stadt die Geschäftigkeit und Zuvorkommenheit der Juden in Handelsangelegenheiten beobachtet hat, kann sich eine matte Vorstellung von der der Russen machen. Man muss es als einen Akt reiner Menschenliebe von Peter dem Grossen ansehen, dass er den holländischen Juden die Ansiedelung unter den Russen abrieth und allen Juden gesetzlich den Eintritt in Russland verweigerte. Dieses Volk kann bei all' seiner Handels- und Schachergewandtheit mit den Russen nicht in Concurrenz treten. Schon dadurch allein sind die Handelsrussen in dieser Parallele im Vortheil, dass sie es nicht einmal der Mühe werth halten, sich auch nur den Schein eines redlichen Geschäfts zu geben, und dass sie dem Schacher sogar noch mehr der Methode als der Resultate wegen zugethan sind.«

Jaroslav hat ein im Jahre 1803 vom Grafen *Paul Demidov* mit 100000 Silberrubeln und 3578 Bauern gestiftetes *Lyceum*, welches seit 1833 den Rang unmittelbar nach einer Universität einnimmt, und in Folge dessen jeden Schüler in dreijährigem Cursus zur XIV. Adelsklasse ausbildet. Es sind hier 12 Professoren und 40 Freischüler; eine Bi-

bliothek, ein Naturalien-Cabinet und chemisches Laboratorium, nebst einer eigenen Buchdruckerei.

Bei Jaroslaw ändert sich allmählich die Naturbeschaffenheit des Landes. Die Einförmigkeit der rothen Sandstein-Formation des Nordens wird hier schon durch mehre Fuss mächtigen schwarzen Mergel mit Schwefelkiesen und durch Schichten von blauem Thon mit zahlreichen Ammoniten unterbrochen. Es sind ganz ähnliche Schichten wie die des mittlern Jura bei Makariew an der Unscha, bei Uglitsch und Rybinsk an der Wolga. Diese isolirten Strecken der *Jura-Formation*, westlich und östlich von Jaroslaw bis zur Unscha hin, scheinen Reste eines zusammenhangenden Streifens zu seyn, der sich, obwohl die Verbindungsglieder noch nicht überall gefunden sind, dem anderwärts im Norden von Russland bekannten Jura in seiner Entwickelung anschliesst. Für die geognostische Beschaffenheit des nördlichen Russlands bleibt es von Bedeutung, dass der Jura westlich von der Wasserscheide, die über den Waldai verläuft, der Formation des *alten*, und östlich von derselben der des *jüngern* rothen Sandsteins aufgelagert ist. Erst im Innern und im Süden von Russland bemerkt man ein drittes Verhältniss, indem sich hier die Jura-Formation dem Bergkalk des Steinkohlen-Gebirges aufgelagert findet.

Auch in der Pflanzenwelt zeigt sich unmittelbar südwärts von Jaroslaw eine auffallende Aende-

rung. Die Birken hatten hier noch das lebhafteste Sommergrün. Am auffallendsten ist überhaupt die Zunahme der Laubhölzer, wie Haselbüsche, Holunder, Pfaffenhütchen (*Evonymus europaeus*), Kreuzdorn und Faulbaum (*Rhamnus catharticus* und *frangula*), u. a. m. Eben so sprechen für ein milderes Klima der Hederich (*Erysimum hieraciifolium*), das Mondveilchen (*Lunaria rediviva*), das Seifenkraut (*Saponaria officinalis*), die Maasstreue (*Eryngium planum*) u. a. m. Viele davon zeigten sich auf Schutthaufen, Rasenplätzen und unter niedrigem Gebüsch noch in voller Blüthe. Das Gefühl des wieder eingeholten Sommers, welcher den Reisenden von allen Seiten her entgegen trat, übte eine magische Wirkung auf sie aus.

Unter den immer häufiger auftretenden Laubhölzern erschien weiterhin, an der Südgränze des Gouvernements Jaroslaw, zuerst die *Eiche* nur als Strauch, doch bald im Fortschreiten nach Süden als älterer Baum von 30 bis 40 Fuss Höhe. Prof. Blasius bemerkt als auffallend, dass in Russland von den mitteleuropäischen Eichen nur die *Stieleiche* (*Quercus pedunculata*) vorzukommen scheint. Auch in Schweden ist diess der Fall, und er schliesst daraus, dass der Linné'sche Name *Robur* ursprünglich für die Stieleiche bestimmt gewesen sei. Die in den teutschen und ungarischen Gebirgsgegenden so häufige *Traubeneiche* (*Qu. Robur*) scheint nach Osten hin nicht einmal bis an den *Dniepr* zu

kommen, während die Stieleiche sich durch ganz Sibirien bis zur Ostküste verbreitet.

Der Weg nach Moskau führte weiter über die alten, historisch wichtigen Städte *Rostow*, im Gouvernement Jaroslaw, *Pereslaw-Saleshi*, im Gouvernement Wladimir, und das dabei befindliche Kloster des *heil. Nikita*, zu dem *Troizer Kloster* des *heil. Sergius*, schon in der Nähe der Hauptstadt Moskau. Letzteres ist nächst dem *Höhlen-Kloster* in Kiew das bedeutendste in Russland. Der *heil. Sergius*, von Radow (oder Radonesch) gebürtig, legte 1338 den Grund zu diesem weltberühmt gewordenen Kloster und erbaute mit eigenen Händen die hölzerne Dreifaltigkeitskirche. Kaum ist in den ersten drei Jahrhunderten nach seiner Gründung irgend ein wichtiges Ereigniss in der russischen Geschichte eingetreten, an dem das Kloster nicht einen bestimmenden Antheil genommen hätte. Seine Macht und sein Einfluss wurden so gross, dass mehrmals die Rettung des ganzen Reiches von hier ausging. Alle Fürsten, Zare und Kaiser beugten ihre Kniee vor den Ueberresten des heiligen Stifters und bedachten das Kloster mit reichen Gaben. Iwan der Grausame erhob die Aebte (*Igumen*) für immer über alle des Reiches und wies ihnen den nächsten Rang nach den Bischöfen an. In Zeiten, wo fast das ganze Land durch Feigheit oder Verrath den Feinden in die Hände fiel, hat das Kloster einen Heldenmuth ohne Gleichen bewiesen. »Die

theidigung« — erzählt unser Verf. — »gegen 30000 Mann *Polen, Kosaken* und *russische Rebellen* (1608 bis 1610) unter der Anführung des stolzen *Sapieha* ist eine der grössten Heldenthaten in der russischen Geschichte. Im September 1608 verschanzte sich der Feind auf dem Klementjewschen Felde, Angesichts des Klosters. Nur wenig Kriegsleute und die Mönche unter Anführung der Fürsten *Grigori Dolgoruki* und *Alexei Golochvastov* waren zur Vertheidigung da; dabei häuften sich im Kloster alle Kranke und Wehrlose der weiten Umgegend an. Ueber sechs Wochen lang wurde es aus 63 Geschützen beschossen. Man suchte die Mauern wiederholt mit Sturm zu gewinnen, durch Minen in die Luft zu sprengen und die Brunnen abzuleiten. Doch Alles wurde durch die Wachsamkeit und den Heldenmuth der Belagerten vereitelt, unter denen die Mönche die Ersten auf dem Kampfplatze waren. Durch wiederholte tollkühne und verzweifelte, aber meist siegreiche Ausfälle wurde die Macht des Feindes sogar geschwächt. Der harte Winter, in welchem die Feinde alle Holzzufuhr abschnitten, setzte die Standhaftigkeit der Hartbedrängten auf die stärkste Probe. Sogar der Verrath stellte sich ein unter der eignen Mannschaft. Als endlich die Belagerer, selbst vom Frost verfolgt, sich in ihr festes Lager zurückziehen mussten, wüthete während der Freiheit und Erholung ein noch gefährlicherer Feind in den Reihen

der Krieger. Ausschweifungen aller Art, an denen Beispiel und Ermahnungen der enthaltsamen Mönche fruchtlos vorübergingen, gesellten sich zu den Folgen des schweren Winters und mannichfacher Entbehrungen, und ein wüthender Skorbut raffte die Mannschaft so schnell hin, dass man nicht im Stande war, Gräber genug für die Todten zu graben. Im Verlauf von wenig Monaten waren gegen 800 Mönche und über 2000 Krieger hingerafft. Während dess schlichen sich noch feindliche Spione ins Kloster und in das Vertrauen der Befehlshaber ein. Endlich näherten sich die Belagerer wieder dem unglücklichen Kloster.... Alles bereitete sich zu einem letzten entscheidenden Sturme vor. Die kleine Zahl der noch Lebenden stellte sich muthvoll auf die Mauern und in die Oeffnungen; auch die Weiber erschienen mit Feuer, Pech, Kalk, Schwefel und siedendem Wasser.... Die ganze Nacht hindurch (9. Mai 1609) wurde gekämpft; wiederholt erneuerte und verdoppelte der Feind seine Anstrengungen, bis er sich mit Anbruch des Morgens zurückziehen musste, und noch von dem unermüdlichen Häuflein der Sieger weithin aufs Feld und in die Schluchten und Gräben verfolgt wurde. *Sapieha* zog sich in sein verschanztes Lager zurück, aus dem er erst am 12. Jänner 1610 bei Annäherung des Fürsten *Michail* flüchtete.

Je mehr die Reisenden sich Moskau näherten,

desto klarer wurde es ihnen, dass sie seit Wologda nicht bloss die nordischen Wälder, sondern auch die nordischen Menschen ganz verlassen hatten. Die Häuser wurden geschlossen und viele hatten mit Eisen beschlagene Thüren. Die Viehheerden im Freien wurden von Hirten bewacht. Wie die Kabaks nahmen auch die Bettler zu. Immer zahlreicher wurden die Transporte von Gefangenen. Wenn schon früher ausser den Kutschern auch die Starosten und Postmeister auf den Stationen um Trinkgeld *ansprachen*, so gewöhnten sich die Reisenden auch allmählich daran, dass der Postmeister und der Postaufseher ohne alle weitere *Anfrage* das Trinkgeld mit dem Postgelde zurückbehielt. Zuletzt begannen die Postprellereien die Gränzen des guten Humors zu überschreiten. Was der Verf. davon erzählt, muss man im Buche selbst nachlesen. Hiezu kamen die schlechten Wege, da die seit Jahren von Jaroslaw her angelegten Chausseen noch nicht vollendet waren. In den Dörfern sank der Wagen bis an die Achsen ein. Aber je schlechter die Strassen, desto belebter wurden sie, besonders von Wallfahrern aus allen Ständen, Geschlechtern und Altern, welche sämmtlich dem Troizkischen Kloster zuzuströmen schienen. Mit der Nähe der Stadt häuften sich auch die Frachtwagen zu langen Karawanen an.

Am 4. September Abends gegen acht Uhr, fuhren die Reisenden durch die Thore von *Mos-*

DER KREML IN MOSKAU.

Verlag von J G Calve in Prag.

Verlag von J. G. Calve in Prag.

kau ein. »Seit lange zum ersten Male« — heisst es — »rollte der Tarantase auf einem festen Steinpflaster dahin. Anfangs durch die Vorstädte. Die Beleuchtung wurde sparsamer, je enger die Strassen und je niedriger die Häuser waren. Durch dunkele, enge Nebengassen, jeden Augenblick um eine neue Ecke biegend, gelangten wir zu den hellerleuchteten Boulevards der grossen Gartenstrasse. Hier erst schien die Stadt zu beginnen. Bald hatten wir die innern Boulevards erreicht und bogen in die grosse Twerskaia, die grösste Strasse in Moskau ein, wo *Meyendorff*, ungefähr im Mittelpunkte der Stadt, Quartier für uns bestellt hatte. Gegen eine Stunde waren wir schon in der Stadt gefahren. Das Gedränge schien immer grösser zu werden.... Mühsam wand sich unser Tarantase durch die rasch dahin fliegenden, hellerleuchteten Carossen und durch die dichte Menschenmenge hindurch... Unsere einsamen Züge im Norden lagen wie ein mattes Traumbild hinter uns. Es war, als hätten sich Jahre zwischen uns und die nächste Vergangenheit gestellt.«

Da die Reisenden sich jetzt nur kurze Zeit in Moskau aufhielten, die Mittheilungen des Verf. meistens nur die Kirchen betreffen, und wir auch schon im XV. Jahrgange (1837) dieses Taschenbuches, S. 152 bis 200, eine Beschreibung von Moskau gegeben haben, so halten wir uns nicht weiter damit auf, sondern begleiten den Verf. auf

der Fortsetzung seiner Wanderung durch die südlichen Statthalterschaften des Reiches.

Die Gegend südlich von Moskau ist auffallend abweichend von der nördlichen. Man sieht sich in eine weite ganz von *Bergkalk* gebildete Ebene versetzt, welche nur von unbedeutenden Hügelreihen, wie ein Wasserspiegel von flachen Wellen, durchzogen wird. Der Eindruck einer unbegränzten Ebene wird noch durch den Mangel an Wäldern begünstigt. Nur kleine Eichenhaine sieht man in der Nähe des Weges, nur selten mit einer einsamen Tanne untermischt. Es ist begreiflich, dass diese weite Fläche das offene Thor wurde, durch welches die Tataren so oft bis Moskau vordrangen. Die Gegend behält diesen Charakter bis in die Nähe der Stadt *Podolsk*, wo das rechte Ufer der *Pachra* auf eine weite Strecke hin als eine steile Felsenwand emporsteigt, die aus Bergkalk besteht. Bei *Alexin*, im Gouvernement *Kaluga*, fanden die Reisenden an der *Oka* die ersten *Steinkohlen* anstehen, welche zwar im Aeussern grosse Aehnlichkeit mit den Braunkohlen zeigten, aber an ihrer technischen Benutzbarkeit nicht zweifeln liessen.

Am 16. September überschritt man die Wasserscheide zwischen der *Oka* und der *Upa*, und bald darauf die *Upa* selbst, da wo sie sich nach Süden wendet, in welcher Richtung man ihrem Laufe am linken Ufer folgte. Die Gegend ist reisend und

könnte ein einziger fruchtbarer Garten seyn; aber die Menschen haben den Reichthum der Natur vernichtet. Weit und breit ist kein hoher Baum und kaum bei den Dörfern ein kleiner Busch zu sehen. »Das Land ist Herrenland« — heisst es — »und der Bauer leibeigen. Die langgestreckten, armseligen Dörfer sind nach einem vorgeschriebenen Plane gebaut. Durch die Mitte des Dorfes führt der Länge nach eine einzige, breite Strasse, jederseits mit einer streng geordneten Reihe von dunkeln, zerfallenen Wohnhäusern, mit halb im Wind flatternden Strohdächern, die kaum für Mäuse und Ratten, geschweige für Menschen, ein Obdach darzubieten scheinen. Hinter dem Hause dehnt sich ein weiter, umzäunter Raum aus, in dem das Vieh abgeschlossen werden kann, in dem die Getraidehaufen stehen und eine Scheune, die ausser den Pfosten aus kaum mehr als einem unregelmässigen Strohdache besteht. Ein kleiner Raum in diesen Höfen, die von der einen Seite der Strasse aus nach dem Felde, von der andern nach der Wiese hin liegen, ist zu einem Kohlgarten abgezäunt. Ein Hof ist wie der andere und jedes Haus das Ebenbild des benachbarten. Sogar die Dächer der Wohnhäuser stehen in unmittelbarem Zusammenhange, so dass an jeder Seite der Strasse nur ein einziges zusammenhangendes Dach sichtbar ist. Alles auf Befehl und nach Vorschrift. Wer vorüberzieht, sieht in dasselbe

Wiederkehr nur halbzerfallene Wände von verwitterten, schwarzen Holzstämmen, zerrissene Strohdächer über ihnen, und an der niedern Thür oder am engen Fenster der armen Hütte einen zerlumpten Bauer oder ein halbnacktes Kind. Aber vergeblich sucht das Auge nach irgend einem freiwillig gepflanzten Baum oder Strauch, irgend einer Blume oder einem grünen Blatt in der Nähe des Hauses, oder nach einer Farbe oder andern Verzierung an der schwarzen Wohnung, vergeblich nach irgend etwas, auch dem kleinsten, das auf einen freien Genuss des Lebens hindeutete. Am Ende des Dorfes steht das *Herrenhaus*, im Verhältniss zu den jammervollen Bauernwohnungen ein Palast, mitten in einem Park. Aber nur das Haus! Denn der Herr ist weit weg, in der Hauptstadt des Gouvernements, oder, wenn er hinreichend Bauern hat, sicher in Petersburg, wo er die Jammergestalten nicht sieht, die ihm seine Freuden bereiten. Das Haus bewohnt höchstens ein Verwalter, der genau weiss, was der Schweiss des Bauers und seiner Hände Arbeit noch über die Herrenpflicht hinaus abwirft, ehe der Bauer verhungert.«

Beim Eintritt in das Gouvernement *Kaluga* findet man den Weg wieder mit Alleen von Birken (vorherrschend *Betula alba*) eingefasst, wie in Jaroslaw, und man sieht hier, wozu diese Abgränzung gut ist. Denn da selten ein Wagen dieselben

Geleise verfolgt, wie sein Vorgänger, so ist der Weg so breit geworden, dass man sich ohne jene lebendigen Wegweiser beinahe verirren könnte Die Birken waren noch frischer als vor vier Wochen die an der Suchona. Je näher die Reisenden der Stadt Kaluga kamen, desto häufiger wurden die Betrunkenen, welche schlafend neben oder auf dem Wege lagen. Die Gegend selbst gewinnt einen malerischen Charakter. Man hat in das Thal der *Oka* und dessen steile Seitenthäler eine mannichfache Fernsicht.

Am 18. September Abends waren die Reisenden am Thor, hatten aber noch drei Werste in der östlichen Vorstadt zu machen, ehe sie die eigentliche Stadt erreichten. Im *Hôtel de Kiew*, dem besten Gasthofe der Stadt, fanden sie ein grosses, leeres Haus mit kalten, unwohnlichen Stuben, und uraltem Schmutz vom Fussboden an, so weit Menschenhände reichen konnten, an den Wänden und allen Geräthschaften. »Auf den Treppen, in den Vorzimmern und Gängen war eine jüngere Formation solchen Unraths in Bildung begriffen und noch theilweise in flüssigem Aggregat-Zustande verbreitet. Und doch ist Kaluga eine der bedeutendsten Städte im Innern des Landes!«

Am schönsten nimmt sich die Stadt vom rechten Ufer der Oka aus, von deren Wasserspiegel die dichtbebauten Thalwände gegenüber steil emporsteigen, während der schöne Fluss nach Osten und

Westen hin sich in mannichfachen Krümmungen verliert, so dass die Stadt wie auf einem isolirten Berge zu liegen scheint. Einige Hunderte von spitzen und schlanken Thürmen erinnern an den Anblick von Moskau. Von der Brücke aus führt eine Strasse ziemlich steil auf die Höhe der Stadt und mitten in die lebhaftesten Theile derselben, wo das Menschengewühl so gross ist wie in Jaroslaw und Moskau. Man sieht nur national-russische Gesichter, Trachten und Bärte. Das regste Leben ist in der Nähe des Kaufhofes. Die colossalsten der öffentlichen Gebäude sind um die Hauptkathedrale gruppirt und durch nichts als ihre Grösse und gleichförmige Bauart ausgezeichnet. Vielleicht nirgends in Russland tragen die Kirchen eine so entschiedene Uniform wie in Kaluga. Unter den etlichen und dreissig Kirchen ist keine einzige, welche die Bauart der Himmelfahrts- und Michaelskirche im Kreml zu Moskau zeigte, die für die ältern Kirchen daselbst Norm ist. Auch findet man nirgends eine Spur von der sonderbaren Anhäufung der Thürme, welche die Kathedrale zur Verkündigung Mariä und zum Erlöser hinter dem goldenen Gitter so sehr vor den übrigen Kirchen in Moskau auszeichnet.

Der Weg entfernte die Reisenden, sobald sie Kaluga verlassen hatten, von der *Oka* und führte sie auf die breite Sandfläche der *Ugra*, welche sonst die Gränze von Lithauen und Russland bil-

dete. Ueber die kleinen Städte *Toscha* und *Juchnov* kamen sie in die Statthalterschaft *Smolensk*. Hier treten wieder Nadelwälder auf, meistens junge Kieferndickichte, welche stellenweise eine regelmässigere Forstcultur verrathen. Die Häuser sehen indessen noch immer Heuhaufen ähnlicher als Ställen und sind keine Beweise für Holzverschwendung. Die Kirchen sind klein und hölzern und unsäglich geschmacklos. Bis zur Ugra bleibt die Gegend ziemlich dieselbe; sandiges Hügelland ohne anstehendes Gestein, ohne schöne Wälder und Wiesen, und mit schmutzigen, unordentlichen Dörfern. Nur werden die Unebenheiten des Bodens näher gegen den Fluss auffallend bedeutender und immer entschiedener kündigt sich eine Aenderung im Bau der Erde an.

Am 21. September überschritt man die Ugra. »Wir waren im alten *Lithauen* angekommen. Wer darüber noch ungewiss gewesen wäre, hätte es aus Allem schliessen können, was er sahe und hörte. Zum ersten Mal, seit wir beim Troizer Sergius-Kloster ins Gouvernement Moskau eingetreten waren, hatte die Post Pferde, die ohne Widerrede sogleich angespannt wurden..... Wer die Gesichts- und Körperbildung der Moskowiter oder Grossrussen aufmerksam beachtet hat, überzeugt sich bald, dass ein grosser Theil der hiesigen Bewohner einem andern Volkstamm angehören müsse. Während unter den Moskowitern die Körperformen möglichst

abgerundet erscheinen, als wolle jeder Theil des Körpers für sich die Kugelform darstellen, sieht man hier überall scharfe Züge, ovale Gesichter, schlanke, hohe Nasen, nahe beisammen liegende Augen, einen langen Hals und gestreckten Körperbau. Auch die Trachten sind vielfach abweichend. So tragen unter andern die Männer meist nach oben zugespitzte oder verschmälerte, weissgraue Filzmützen mit schwach vorstehendem oder anliegendem Rande, die man im Innern von Russland nicht sieht, und die den Bewohnern die sonst nicht besonders bezeichnende Benennung der *Weissrussen* zugezogen haben können. (?) Auch die Pelzmützen sind nach oben abgerundet oder zugespitzt, eine Form, die dem Geschmack der Grossrussen ganz zuwider ist. Die Lieblingsfarbe der Männer scheint hier Grau zu seyn. Zum ersten Mal in Russland fanden wir hier rasirte Bauern.« (Es war gerade ein Sonntag). »Die Weiber tragen graue Röcke und für den Sonntag grösstentheils gute Strümpfe, ein Punkt, auf den man im Innern von Russland wenig zu geben scheint. Der wesentlichste Sonntagsschmuck ist aber auch hier noch der Kopfputz. Der Kopf, mit dem vorn angebrachten Haarkamm, wird mit weissen und rothen Tüchern umwickelt; die Mädchen tragen meist Brennendroth und Gold. Bei allen hangen weisse Ohrlappen an den Seiten herab, ähnlich wie in Tula und Kaluga.«

Noch auffallender ist die Aenderung in der

Beschaffenheit des Bodens. Auf den Höhen zeigen sich wieder kleine Seen und Teiche, die den Oka-Gegenden ganz fremd sind. Ueberall sieht man in einiger Tiefe Thon mit rothem Sande unter dem Diluvium anstehen und es wird beim Anblick dieser Schichten höchst wahrscheinlich, dass man wieder die Formation des *alten rothen Sandsteins* betreten hat; es fehlen nur die Fischreste des Nordens oder andere Versteinerungen, um darüber ganz sicher zu seyn. — Ackerbau ist noch immer die vorherrschende Erwerbsquelle der Bewohner. Der Gartenbau scheint unbedeutender als in Tula und Kaluga; doch nimmt in der Umgebung von *Wiäsma* die Obstcultur wieder etwas zu. Kartoffeln werden eben so wenig als im Norden gezogen, aber um so häufiger Hanf und Flachs, auf die man allen Dünger verwendet. Die wilde Bienenzucht scheint hier in grösserm Flor als im Innern von Russland. Diess Alles folgt aus der Leibeigenschaft der Bauern. Sie sind gezwungen, das zu cultiviren, was sie am leichtesten zu Gelde machen können, um ihre Abgaben zu entrichten, und diess ist überall Getraide, das sich am besten verführen lässt.

Die Stadt *Wiäsma*, am Einflusse des Bebri in die Wiäsma, ist weitläufig gebaut und scheint von aussen grösser zu seyn als sie wirklich ist; sie hat nur 12000 Einwohner, welche, nach der Gesichtsbildung zu urtheilen, grösstentheils Mos-

kowiter sind. Die Stadt ist weithin wegen ihrer Pfefferkuchen berühmt, die durch ganz Russland verkauft werden. Der Dolmetsch Iwan kaufte für die Reisenden ein Kästchen und bot zuerst ein Drittel des verlangten Preises und erhielt es nach langem Handeln für die Hälfte. »Es wurden mehr Worte gewechselt« — sagt Blasius — »als das Kästchen werth war; aber aus den Augen des Russen leuchtete die lebhafteste Handelsfreude. Wir hatten Gelegenheit, die Normalmethode eines russischen Handels und Kaufes zu bewundern.... Und das Alles haben die Russen nicht etwa von den polnischen Juden gelernt, welche diesen Boden nie haben betreten dürfen, so lange die Hand der Russen auf ihnen lag. Es ist ursprünglich national, und der gewandteste polnische Jude erscheint neben einem russischen Handelsmann als ein mittelmässiger Stümper. Das rührt daher, dass der Russe das Handeln und Schachern mehr der Methode als des Resultats wegen liebt, was beim Juden umgekehrt ist. Der Russe sieht es ungern, wenn man ihm sogleich giebt, was er fordert, und nimmt das Geld nicht ohne ein Gefühl von Verwunderung und Unmuth, falls er auch gar nicht die Absicht gehabt hat, sich auf eine geringere Summe herunter handeln zu lassen. Ein Kauf ohne Handeln und Dingen ist ihm ein verlorner Tag im Leben.«

Von Wiäsma wurde die Reise über *Dorogobusch* nach *Smolensk* fortgesetzt. Je mehr man sich

der letztern Stadt näherte, desto mehr schienen die Bewohner europäisirt oder auch polonisirt. Auch auf die eingebornen Russen ist die vormalige langjährige Polenherrschaft nicht ohne Einfluss geblieben. Sie halten die eigentlichen Russen oder Moskowiter für Menschen, die in Bildung und Sitten tief unter ihnen stehen. Auch noch Reste einer freiern Kunstentwickelung scheinen sich im Volke erhalten zu haben. Während der eigentliche Russe sein musikalisches Bedürfniss bloss durch Gesang befriedigt, und die Reisenden, seit sie den Norden verlassen, unter dem Landvolk nirgends ein eigentliches musikalisches Instrument angetroffen hatten, hörten sie bei der Annäherung an Smolensk schon zuweilen des Nachts aus einzelnen Bauernhäusern oder Kabaks einfache, wenn auch entstellte, Töne der Geige, primitive Versuche einfacher Tonfolgen in Begleitung von Menschenstimmen und Schnapsgläsern.

Noch andere Erscheinungen, selbst Kleinigkeiten, machten es immer klarer, dass man es nicht mehr mit Moskowitern zu thun hatte. In einem Dorfe war die Wirthsrechnung unerhört billig und die Reisenden wunderten sich darüber. Die Wirthinn, die in zerrissenen Kleidern und barfuss umherging, erwiederte mit guter Laune, die Rechnung sei richtig; wenn die Herren aber mehr geben wollten, so würde sie sich ein Paar Schuhe dafür kaufen. Sogar die Postknechte dankten hin und

wieder für ihr Trinkgeld. Auch hatten die hiesigen Fuhrleute nicht mehr das schwermüthig wilde Geheul der eigentlichen Russen und die Gespräche mit den Pferden nicht mehr das Tändelnde wie früher.

Smolensk beherrscht die ansehnlichsten Höhen in diesem Theile von Russland. Das Flussbett des *Dniepr* kann hier 600 Fuss über dem Meere liegen; die höchsten Punkte in der Nähe der Stadt scheinen aber nicht über mehr als 870 Fuss anzusteigen. Steiler ist der Abfall des Landes von Smolensk aus nach Westen hin. Es war schon Nacht, aber Mondschein, als die Reisenden in die Stadt einfuhren. »Solche grandiose Gegensätze« — sagt der Verf. — »wie Smolensk schon auf den ersten Blick in der Mondnacht darbot, hatten wir noch in keiner russischen Stadt gesehen. Die Strasse führt (vom nördlichen Festungsthore aus) einen steilen, kaum fahrbaren Berg hinan, zwischen Häusern und Kirchen hindurch. Links, nach Osten, erhebt sich auf der steilsten Höhe die kolossale Kathedrale, und rechts sieht man tief unter sich eine steile Bergschlucht, vor deren Abgrund nur ein schwaches, eisernes Geländer schützt. Die Häusermassen bedecken gleichmässig die Höhen und Niederungen, wie die steilen Abhänge. Wir stiegen im besten Gasthause ab. Es schien ein sehr anständiges Haus zu seyn; ein mächtiges Säulenportal und ein von Säulen getragenes Dach

liessen das Beste vermuthen. Was in Russland unerhört ist und uns ganz neu war: die Kellner bemühten sich aus eignem Antriebe um uns. Wir fassten das günstigste Vorurtheil; aber nur auf wenige Minuten. Man schien hier mit dem glücklichsten Erfolge russische und polnische Gasthaus-Unsauberkeit vereinigt zu haben. Alles war voll Schmutz: Tischzeug, Betten, Stühle, Sophas, Boden und Wände. Wir suchten Alles so viel wie möglich unschädlich zu machen und beruhigten uns vorläufig, da wir nicht anders konnten und doch irgendwo bleiben mussten.«

Die Schönheit der Stadt blieb bei näherer Besichtigung am Tage weit hinter den Erwartungen zurück, die sie Abends auf den ersten Blick angeregt hatte. Nur in der Umgebung der Kathedrale sieht man einen ziemlich geschlossenen Streifen von steinernen Häusern an der Strasse, welche die Stadt von Norden nach Süden durchschneidet. Alles Uebrige besteht aus dunkeln Blockhäusern. Die Kirchen sind, die Kathedrale ausgenommen, weder gross, noch byzantinisch, noch russisch, sondern ganz charakterlos gebaut. Die Festungsmauer ist an vielen Stellen verfallen. Die Zahl der Einwohner ist kaum 10000. Die grösste Blüthe der Stadt fällt in frühere Zeiten. Schon im IX. Jahrhundert von den *Krivitschen* gegründet, ergab sie sich 882 freiwillig der Herrschaft *Olegs*. Der Grossfürst *Wladimir* überliess Smolensk und dessen

Gebiet als *Fürstenthum* einem seiner Söhne. Bis zum Ende des XII. Jahrhunderts hatte es sich so erweitert, dass es zahlreiche untergeordnete Fürstenthümer besass, den Titel eines *Grossfürstenthums* annahm und an Bedeutung mit Kiew wetteiferte. Mit dem Einfall der *Tataren* in Russland wurde Smolensk ein Zankapfel zwischen diesen, den *Lithauern* und den *Grossfürsten*, die es sich wechselweise entrissen. Diess währte bis 1611, wo *König Sigismund* sich der Stadt durch Verrath bemächtigte. Noch innerhalb der Mauern kämpften die Russen, bis sie sich zuletzt in und mit der Kathedrale in die Luft sprengten. Mehr als 70000 Menschen waren damals umgekommen. Im Jahre 1654 kamen die Stadt und das Fürstenthum für die Dauer wieder an Russland. *Peter der Grosse* liess die Festungswerke verstärken und *Napoleon* war 1812 der letzte Feind, der sich der Stadt bemächtigte.

Die Reisenden besuchten, ehe sie Smolensk verliessen, das *Gymnasium*, welches aus 7 Klassen besteht und 250 Schüler nebst 10 Lehrern zählt, und das erst vor etwa 8 oder 10 Jahren errichtete *Adels-Institut*, welches ganz militärisch und kasernenmässig eingerichtet ist und sogar ein eignes Zeughaus besitzt.

Von Smolensk aus wurden die geognostischen Forschungen in der Richtung gegen die *Düna* und bis nach *Witebsk* fortgesetzt. Bei der Stadt *Surasch*

musste die hier sich in die Düna ergiessende, jetzt eben sehr angeschwollene *Kasplia* überschritten werden. Diess geschah mittelst einer ganz eigenthümlich zusammengesetzten Nothbrücke. Es waren zuvörderst Baumstämme senkrecht ins Flussbett eingerammt, welche als Pfeiler und Brückenköpfe dienten. An diesen waren mehre Reihen von schwimmenden Balken der Länge nach quer über den Fluss befestigt, auf welchen, als der Unterlage, dicht neben einander eine Menge Querbalken gelegt waren, die als eigentliche Brücke für das Fuhrwerk dienten, während als Fusspfad für die Gehenden an der einen Seite hin und wieder der Länge nach Bretter lagen. Blasius und seine Begleiter zogen zu Fuss voraus. Mit jedem Tritt sanken die Querbalken ins Wasser. Die Pferde am Wagen waren bis auf zwei abgespannt und dieser senkte sich bis zur Axe der Räder, weiter am Ufer sogar bis zum Sitze ein, so dass einige Dutzend Bauern Hilfe leisten und durch Unterlegen von frischen Brettern eine neue Brücke auf der alten herstellen mussten. Diese Bretter wurden hinten, wenn der Wagen ein Stück vorwärts war, weggenommen und vorn wieder hingelegt, bis die neue Brücke am festen Ufer angelangt war. Wenn in diesem Augenblicke der Kaiser selbst gekommen wäre, so hätte er auch auf keine andere Art über den Fluss gebracht werden können.

Am 29. September kamen die Reisenden nach

Witebsk. Das Gouvernement Witebsk fiel zugleich mit dem Gouvernement *Mohilew* im Jahre 1772 bei der ersten Theilung Polens an Russland. Beide führten bis 1802 ungetrennt den Namen *Weiss-Russland*, wurden dann in zwei Gouvernements abgesondert, und 1835, wo die Regierung die alten lithauischen Verwaltungs-Einrichtungen und Gesetze aufhob, dem russischen Reiche gänzlich einverleibt. Die Bevölkerung beider Statthalterschaften kommt ganz mit der von Smolensk überein. Dieselben Verschiedenheiten von den Moskowitern in Hinsicht der Körperbildung, der Trachten und Sitten, haben sich hier vielleicht noch in höherm Grade entwickeln können, da diese Landestheile fast von jeher vom Grossfürstenthum und vom Zarenreiche unabhängig geblieben sind; selbst noch jetzt sind die grosrussischen Einwirkungen und Einwanderungen weit unbedeutender als im Smolenskischen. Beide Gouvernements, Witebsk und Mohilew, haben verhältnissmässig mehr freie Schulanstalten als die übrigen Statthalterschaften. Viele sind durch die Bemühungen der katholischen und unirt-griechischen Geistlichkeit ins Leben getreten; viele andere, und sogar höhere Lehranstalten, bestehen als Privatstiftungen, und selbst die normale Zahl der Gymnasien, von denen vorschriftmässig jedes Gouvernement eines hat, ist hier bedeutend überschritten.

Von der christlichen Bevölkerung gehörte vor

der letzten Vereinigung in der orthodoxen griechischen Kirche etwa die Hälfte zur unirten, ein Viertel zur katholischen und ein Viertel zur griechischen Kirche. Ausserdem giebt es eine beträchtliche Menge Juden, welche in der Stadt *Witebsk*, die 16000 Einwohner zählt, mehr als die Hälfte ausmachen sollen. Sie leben nicht bloss von allerlei Handel, sondern beschäftigen sich auch, wie die übrigen Juden Polens auf dem Lande und in den kleinern Städten und Flecken, mit andern Gewerben. Man sieht sie als Fuhrleute mit Ochsen und Pferden auf den Strassen, viele in fremdem Dienste als Knechte und Taglöhner, oder als Bauern, die ihre Erzeugnisse zur Stadt bringen. Es sind den Juden kleine Ackerdörfer unter gewissen Bedingungen eingeräumt, wo sie in der Führung des Pfluges mit den Russen in der Nähe wetteifern. Diejenigen, welche es in solchen Beschäftigungen noch nicht bis zu Ochsen und Pferden gebracht haben, besitzen Schubkarren oder auch kleine Handwägelchen, auf welchen sie Fässer und andere Gegenstände fortschaffen. Auch treiben sie, obwohl seltener, Handwerke. In den grössern Städten sucht der weniger bemittelte Jude wo möglich als »Factor« in einem Gasthofe anzukommen, wo es denn allerlei zu handeln, zu laufen etc. giebt, und er begnügt sich dabei mit dem kleinsten Gewinn. Der Jude leistet dem Fremden in dieser Eigenschaft weit grössere Dienste als der Russe. »Wer

in einer russischen Stadt« — sagt der Verf. — »Dinge sucht, die nicht in Aller Munde sind, kann Stunden und Tage lang vergeblich umhergehen. Kennt der Russe das Gewünschte nicht, so bringt er hundert andere Dinge, die er für die fraglichen ausgiebt, oder beruhigt sich mit seinem Nichtwissen. In einer Judenstadt theilt man seine Wünsche dem Factor des Hauses mit, der immer ein Jude ist. Dieser merkt sich genau, wovon die Rede ist, geht auf die Strasse und fragt den ersten besten Juden, der vorüber geht: »Kannst du mir nicht verschaffen das oder das oder das?« Der erkundigt sich genau, und falls er nicht im Stande ist, fragen nun beide eben so weiter. In wenig Minuten geht der gewünschte Gegenstand unter tausend Köpfen umher und durch die ganze Stadt, nach allen Richtungen hin. Ist die Sache irgendwo, wenn auch noch so versteckt, vorhanden, so kommt sie in möglichst kurzer Zeit zum Vorschein, und wo möglich von allen Seiten her. Jeder beeilt sich, der Erste zu seyn, um ein Geschäft zu machen.«

Die Zahl der beträchtlich *reichen* Juden ist gering. Sie haben meist den Titel »Commerzienräthe« und auch mehre Orden. Sie sind die grossen *Leibeignen*- oder *Bauernpächter*. Da nämlich die Russen und alle Freien in den alten polnischen Provinzen sich allmählich daran gewöhnt haben, die Juden für sich handeln zu lassen, so geht die

Industrie dieser Vertretung so weit, dass man für bestimmte Pachtzinse sogar die Leibeignen an sie überträgt. Die Juden geben für den ganzen Bauer oder für seine Frohntage, durch Concurrenz unter sich selbst hinaufgetrieben, immer mehr als ein Verwalter erpressen kann, kommen aber dabei auch nicht zu Schaden.

Wie sehr die Handels-Ideen in Witebsk alle Gemüther der Einwohner erfüllt hatten, bewies ein komischer Vorfall. Die Reisenden liessen sich beim Inspector des Gymnasiums, dem Namen nach einem Teutschen, vorstellen, setzten ihm den Zweck ihrer Reise möglichst klar aus einander und baten um Erlaubniss, die Sammlung einheimischer Naturalien anzusehen. Er gab zur Antwort, das Gymnasium habe keine Mineralien zu verkaufen. Es war nicht möglich, den Schulmann zu überzeugen, dass es Menschen gebe, die ein bloss wissenschaftliches Interesse an solchen Sammlungen hätten.

Auf der Weiterreise von Witebsk nach *Mohilew*, die am 8. Oktober angetreten wurde, machten unsere Reisenden in der Kreisstadt *Babinowitsch* eine Erfahrung von »umgekehrter Gastfreundschaft,« wie sich der Verf. ausdrückt. Sie liessen in einer leeren und kalten Stube des Posthauses durch ihren Diener die mitgebrachten Vorräthe zum Mittagsmahl auftragen, während im Nebenzimmer die Hausfrau und ihre Töchter höchst neugierig zuschauten. Als die Reisenden sich mitten

in dieser Beschäftigung auf einige Augenblicke entfernt hatten, um Pferde zu besorgen, fanden sie bei der Rückkunft alle Essvorräthe verschwunden und das vorher offene Zimmer der Damen verschlossen.

Die Gegend um Babinowitsch behält nach Norden und Süden auf etliche Meilen hin unverändert denselben Charakter bei, welcher die Wasserscheiden in der Formation des alten rothen Sandsteins im Norden von Russland bezeichnet. Das Terrain ist auf weite Strecken flach und sumpfig und noch nicht von Flüssen tief ausgespült. Die Sümpfe scheinen auch hier die höchsten Stellen zu bezeichnen, wo das Wasser sich noch keine Abzugskanäle hat bilden können. Flache Sandwellen sind die einzigen Unebenheiten. Mächtige erratische Blöcke liegen, mit ihnen wechselnd, in ähnlichen Reihen von Westen nach Osten, gleichsam als Uferdämme des allmählich nach Norden zurückgetretenen vorweltlichen Meeres. Noch mehr erinnert der Pflanzenwuchs, Riedgras, kleine verkümmerte Tannen etc. an die Sümpfe in der Nähe der Suchona und der grossen nordischen Seen. Aber wo sich nur irgend ein Abhang zeigt, bilden sich kleine Bäche und man sieht, dass es nur geringer menschlicher Nachhilfe bedürfte, um diese Gegend, wo man nichts als einzelne Bauernwohnungen und hin und wieder ein

elendes Dorf erblickt, in glücklichere, bewohnbarere umzuschaffen.

Bei *Orscha*, am Einflusse der Orschitza in den Dniepr, ändert sich der Charakter der Gegend, obwohl noch immer die Formation des alten rothen Sandsteins herrschend ist. Die Höhen sind trocken und in grösserer Entfernung von den Flussthälern wieder bewaldet. In den Wäldern sieht man fast nur Kiefern und Birken und da, wo der Boden fester wird, treten auch gesunde Eichen auf. Die *Weisse Eller* ist plötzlich verschwunden. Sie bezeichnet gemeinschaftlich mit dem Erscheinen der *wilden Obstarten* für das Innere von Russland die Südgränze und für das südliche die Nordgränze. Allmählich sieht man Feld und Wald im Gleichgewicht und je weiter man nach Süden vordringt, desto mehr verlieren sich die unterbrochenen Waldstrecken von der Höhe des Landes und ziehen sich, gerade umgekehrt wie im Norden, in die Schluchten und Niederungen der Flussthäler zurück, bis endlich in der Steppe jede Spur von Wald verschwindet.

Auch dem immer näher anrückenden Winter, dem die Reisenden schon an der Dwina zu entgehen gesucht, und der sie an der Düna, in Witebsk, bereits in Schnee eingehüllt hatte, konnten sie jetzt noch ein Mal entfliehen. Als sie am 10. Oktober *Orscha* verliessen, hatte es, wie bisher, anhaltend geregnet. Aber ein heftiger Donnerschlag

zertheilte das Gewölke, und die Sonne vernichtete den letzten Rest desselben. »Wir kamen uns vor« — sagt der Verf. — »wie plötzlich in ein fremdes Land versetzt. Noch wenige Werste und wir waren in einer Gegend, wo der Regen nur sparsam und noch gar kein Schnee gefallen war. Die Birken waren noch belaubt und im Felde standen noch überall Getraidehaufen. Es war, als seien wir plötzlich wieder in die Zeit versetzt, wo wir *Ustjug* verliessen, und als sei der ganze Zwischenraum nur wie mit einem Traume ausgefüllt.... Dabei fuhr unser Tarantase mit seinen sechs Pferden auf dem trockneren Wege, zwischen den dichtgedrängten Doppelreihen von hohen Birken, wie im Fluge hin, und eine frische Reisesehnsucht nach dem Süden, neue Reisehoffnung wurde wieder in uns wach.... Aber die heitern Eindrücke, die die Natur bietet, erlöschen, sobald man die Dörfer und Städte sieht. Die Kreisstadt *Kopis* spielt eine traurige Rolle in ihrer freundlichen Umgebung. Vom andern Dniepr-Ufer gesehen, erscheint sie wie ein breiter schwarzer Fleck in der anmuthigen Landschaft. Man sieht nur schwarze Holzhäuser, etliche Synagogen von trauriger Gestalt, halbrussische, dunkle Holzkirchen.... Eine Judenstadt, wie fast alle kleinern Städte in diesen Provinzen. In den Dörfern sind die Häuser wieder mit Stroh gedeckt. Es tritt schon Holzmangel ein und das Brennholz

ist nur im Winter billig, weil es dann leichter transportirt werden kann.«

Mohilew hat eine malerische, in vieler Hinsicht an die von Smolensk erinnernde, Lage am *Dniepr*, welcher hier die kleine *Dobrowenka* aufnimmt. Auf einer steil abfallenden Anhöhe in der Gabel der beiden Flüsse erhebt sich der Haupttheil der Stadt, mit den öffentlichen Gebäuden, Kirchen und Klöstern. Ein zweiter Theil, westlich davon, rechts an der Dobrowenka, enthält fast nur Holzhäuser und Judenwohnungen, und östlich von diesem, rechts am Dniepr, eine noch schlechtere dritte Abtheilung, wozu noch die dorfähnlichen Vorstädte kommen. Unter den 21000 Einwohnern mag ein Viertel Juden seyn. Unter den Christen sind viel Katholiken, die hier einen Erzbischof haben. Nach längerer Abhängigkeit von den ehemaligen Fürstenthümern Smolensk und Witebsk, kam Mohilew 1381 an Lithauen und wurde 1654 wieder von den Russen erobert. Die Einwohner vertrieben diese 1662 und blieben bis zur ersten Theilung, 1772, unter polnischer Herrschaft.

Die Zustände der Bauern sind in hiesiger Gegend wesentlich dieselben wie im übrigen Russland, doch haben die Juden weniger Herrschaft über sie als im Gouvernement Witebsk. In neuern Zeiten haben häufig teutsche Landwirthe von hiesigen Grundbesitzern Güter, meist auf zwölf Jahre, in Pacht genommen, um einen höhern Ertrag des

Bodens für ihren Vortheil zu benützen. Sie haben in den ersten Jahren möglichst viel auf die Güter verwendet, was natürlich den Besitzer freut, weil seine Pachtgelder dadurch gesichert sind. Weisen die folgenden Jahre aber eine vier- bis sechsfache Aerndte auf, so werden Neid und Habsucht rege. »Man hat Beispiele« — versichert der Verf. — »dass dann die Grundbesitzer ihre Bauern um sich versammeln und ihnen klar machen, sie seien von den Pächtern übervortheilt und misshandelt. Auf eine Klage der Bauern entscheiden die von den Grundherrn gewählten Richter natürlich zum Vortheile der Bauern, und der Pächter ist auf dem Wege des hier bräuchlichen Rechtes gezwungen, die Pachtung im dritten, höchstens vierten Jahre zu verlassen.... Danach lassen sich die Aussichten zur Verbesserung der Acker-Cultur in diesen Gegenden beurtheilen. Zu verwundern ist bloss, dass sich noch erwerbsüchtige teutsche Landwirthe finden, die diesen Weg zu ihrem sogenannten Glücke aufs neue versuchen.«

Am 17. Oktober schlugen die Reisenden den Weg von Mohilew nach der *Soscha*, einem ansehnlichen, aus dem Gouvernement Smolensk kommenden Nebenflusse des Dniepr ein. Auf der Höhe des Landes vom Dniepr aus angekommen, befanden sie sich auf einer scheinbar ganz ebenen Fläche, nur hie und da von kleinen Laubwäldern und von mächtigen Grabhügeln in der Nähe der

Strasse bedeckt, welche aus dem furchtbaren Winter 1812 herrühren, wo Napoleons »Grosse Armee« zu einer kleinen wurde. Näher an der Soscha wird der Anblick der Gegend über alle Vorstellung unerfreulich. Das Thal ist eine weite, sumpfige, schwach ansteigende Wiese. Auf den höhern Punkten dieser Sumpffläche sieht man von den zwischen ausgedehnten Weidengebüschen zerstreuten Dörfern nur die langen, flachen Dächer. Der untere Theil der Häuser ist schon stellenweise in die Erde gebaut. Auf der Hochfläche häuft sich, von *Propoisk* aus, eine andere Art von Grabhügeln als die vorhin erwähnten. Sie haben meist eine Höhe von 12 bis 20 Fuss, und stehen zuweilen in Gruppen von 30 bis 40 beisammen, tragen aber, mit kleinen erratischen Blöcken wechselnd, keineswegs zur Verschönerung der traurigen Landschaft bei. Unstreitig rühren sie aus der Zeit her, wo Russland von den Tataren überschwemmt wurde. Südlich vom Städtchen *Tschetschersk*, welches sich an einem Nebenflüsschen der Soscha gar nicht übel ausnimmt, verschwinden plötzlich die erratischen Blöcke, welche, wenn auch nur 1 bis 1½ Fuss im Durchmesser, noch nördlich davon vorkommen. »Und doch« — sagt Prof. Bl. — »sieht man nirgend einen Grund, durch den diese Gesteine in ihrem Fortschreiten nach Süden mechanisch gehindert worden wären. Im Gegentheil ist die Gegend südlich von Tschetschersk niedriger als die

nach Norden.... Beachtet man das Vorkommen dieser Fremdlinge aus dem Norden im Innern von Russland, so fühlt man sich geneigt anzunehmen, dass ihre Existenz hier von einer bestimmten Meereshöhe abhängig sei, unterhalb welcher keine mehr hätten vordringen können. Auf den tiefern Ebenen im Innern des Landes, in den Gegenden an der Oka, Moskwa, sogar an der Wolga, sind die erratischen Blöcke seltenere Erscheinungen. Mit dem Ansteigen nach den Höhen werden sie häufiger und grösser. Auf den höchsten, flachen Höhen erreichen sie das Maximum ihres Vorkommens nach Grösse und Anzahl, nicht allein auf den Wasserscheiden im Süden der grossen nordischen Seen, sondern auch verhältnissmässig auf den Höhen, die sich von Smolensk nach der Upa hinziehen. Von diesem letzten Höhenzuge aus nach Süden zeigen sich, obschon sie nach dem Südabhange vordringen, keine Spuren dieser Gesteine mehr. Nur die Flüsse haben stellenweise noch einzelne Blöcke tiefer hinab geführt. Auf den Nordwest-Abhängen der Wasserscheiden, nach Finnland und Skandinavien hin, kommen jedoch, umgekehrt wie nach dem Innern und Süden von Russland hin, die erratischen Blöcke, wenn auch nicht überall in gleicher Menge und Grösse, doch in allen Höhen vor, bis zum Spiegel der jetzigen Meere. Ein Gegensatz, der für die Art und Weise des Transports dieser nordischen Auswanderer nicht

ohne Bedeutung ist und sicherlich eben so wenig, als die meisten übrigen Eigenthümlichkeiten in ihrer Lagerungsweise, auf die *grossen Gletscherreisen* hindeutet, die« (nach Agassiz) »ihren jetzigen Aufenthaltsort erklären sollen.«

Von Tschertschesk weiter nach Tschernigow fortgehend nimmt die Gegend allmählich den Charakter einer gewissen Wildheit an, die dem Menschen feindlich entgegen tritt. Die sorglosen *Kleinrussen* kündigen sich schon deutlich an. Man sieht immer mehr Bauern, die mit Ochsen fahren, was bei den Grossrussen nirgends vorkommt. Die Räder der Fuhrwerke haben nur selten noch einen Eisenbeschlag. Das Land scheint menschenleer, die Dörfen liegen meist an den Sumpfniederungen. Nur die Stadt *Homel*, an der Soscha, das Hauptquartier der Südwest-Armee, mit grossen, geschmackvoll gebauten steinernen Häusern, weitläufigen Gärten, riesengrossen Plätzen und regelmässigen Strassen, unterbricht die Eintönigkeit der Landschaft auf eine kurze Strecke. Auch die Stadt *Gorodina*, wo unsere Reisenden das Gouvernement *Tschernigow* und zugleich *Klein-Russland* betraten, macht einen freundlichen Eindruck. Die Holzhäuser sind sorgfältig gebaut und reinlich, die Wohnstuben sogar meist geweisst und die breiten, wenn auch ungepflasterten Strassen möglichst in gutem, fahrbaren Stande. Die Einwohner der Stadt und Umgegend sind fast ausschliesslich *Kleinrussen* und *Kosaken*.

Von Gorodina bis *Tschernigow* ist die Gegend ziemlich bewohnt und angebaut, auch der Boden merklich fruchtbarer als an der Soschah, doch nur in der Nähe der kleinen Flüsse, wo sich sämmtliche Dörfer concentriren. Die Häuser sind mit Obst-, Gemüse- und Hanfgärten umgeben. Das Obst ist wohlschmeckend und der Hanf erreicht sechs Fuss Höhe und darüber. Die Viehzucht ist nicht unbedeutend und scheint sorgfältiger als weiter nach Norden hin beachtet zu werden. Pferde, Schweine, Ziegen und meist feinwollige Schafe sind theilweise bei den Häusern eingepfercht und nur die Rinder scheinen gemeinschaftlich, doch nicht ohne Hirten, im Freien zu weiden. Die Bauart der Häuser ist möglichst sorglos, obwohl in der Nähe der Flüsse kein Mangel an Holz und Stroh ist. Die Dächer sind steil, um den Schnee sich nicht anhäufen zu lassen, und bestehen aus unregelmässig über einander gelegten Strohbündeln. Gärten und Ställe sind mit Flechtwerk von Weidenruthen möglichst dicht und roh abgezäunt. Kirchen, die ohne Ausnahme unbedeutend sind, scheinen nur wenige Dörfer zu besitzen.

Etwa 36 Werste nördlich von Tschernigow gelangten die Reisenden aus den letzten Sumpfniederungen in der Nähe des Flusses *Snow* auf das etwa 40 oder 50 Fuss höher liegende Land und sahen sich nun schon in die für den Süden von Russland so bezeichnende *Steppe* versetzt. »Nur

der erste Anblick hoher Alpen oder des weiten Meeres« — sagt der Verf. — »kann so überraschend auf den Menschen wirken, wie der der Steppe. Aber die Eigenthümlichkeiten beider Wirkungsarten sind ganz entgegengesetzte. Während die mannichfachen Gestalten eisgekrönter Bergspitzen und die bewegliche Fläche des Meeres die Phantasie unerschöpflich anregen, wirkt der erste Anblick der Steppe lähmend und versteinernd..... Eine unübersehbare, scheinbar endlose Fläche, ohne Haus, ohne Baum, ohne irgend ein kleinstes Gesträuch, ohne Schatten, ohne Wasser. Nur am Wege bezeichnen in kaum mit dem Auge erreichbaren Entfernungen einige alte abgestorbene Weidenstämme die Richtung, damit man nicht ins Endlose hineinfahre. Die Fläche ist in der Ferne mit einzeln herumirrenden Pferden und Schafheerden bedeckt, die sich in den hohen hellen Stoppeln umhertreiben. Diese einzigen Reste der Vegetation, mit jungem, neu aufkeimendem Korn gemischt, lassen den dunkeln Boden in der Nähe überall durchschimmern. Es ist hier der Anfang der *Tscherna Sem*, der »Schwarzen Erde«, nach der wir uns lange gesehnt hatten, obschon ihr Anblick nicht erquicklich ist..... Die Nacht in der Steppe macht einen unaussprechlich belebenden Eindruck. .... Man kommt sich vor, wie in einen freundlichen Traum versenkt und fühlt sich wieder lebendig und gesund. Die Phantasie reisst sich von der

Umgebung ganz los und weit und breit ist nichts, was den Gang ihrer Vorstellungen stören könnte: die schwarze Erde dunkler als die Nacht; hin und wieder die matten Umrisse eines Grabhügels fern am Horizont, ohne dass das Auge auf ihm verweilen kann; kein Haus, kein Baum, und lautlose Stille weit und breit. Schon ein rieselnder Bach würde die abgeschlossene Einsamkeit feindselig unterbrechen. Nur der Himmel mit seinen Wolken und Sternen ist noch allein belebt und von der ganzen Aussenwelt allein dem Gemüth und der Betrachtung geöffnet.«

Noch vor Mitternacht kamen die Reisenden nach der rechts an der Desna gelegenen Stadt *Tschernigow*. Ein See von Wasser und Morast, in dem der Wagen bis zur Achse einsank, nahm sie am Thore auf. In den breiten Strassen waren fast nur die, die Häuser und Gärten umzäunenden Bretterwände sichtbar; die zerstreuten Häuser selbst kehrten der Strasse den Rücken. Die Stadt schien nur von Schlafenden oder Todten bewohnt. Erst am nächsten Morgen wurde der Eindruck der Stadt etwas günstiger. Obwohl kaum an 20 Steinhäuser zu finden und nur etliche Strassen um den Kaufhof gepflastert sind, haben doch die Holzhäuser im Innern der Stadt ein freundliches Ansehen, denn die Kleinrussen halten auch bei ihren Wohnungen mehr auf Reinlichkeit als die Moskowiter. Die Zahl der Einwohner soll nicht über 8000 seyn.

Ueberhaupt ist die Stadt im Ganzen nur eine traurige Ruine ihrer vormaligen Grösse. Man hält sie für so alt wie *Kiew*, zu dessen Grossfürstenthum sie schon im IX. Jahrhunderte gehörte. Als eignes Fürstenthum trat Tschernigow im Jahre 1026 auf. Nach der Mitte des XIV. Jahrhunderts kam es wie das übrige südwestliche Russland unter die Herrschaft der *Lithauer*, aber schon zu Ende des XV. wieder unter die Oberhoheit der *moskowitischen Zare*. Im Frieden von Wiäsma, 1634, wurde das Land an *Polen* abgetreten, aber schon 1667 durch den Frieden von Andrussow wieder dauernd mit *Russland* vereinigt.

Im Gouvernement Tschernigow sind verhältmässig wenig gutsherrliche Leibeigene; die Bauern sind meist der Kroue zugehörig oder freie Ackerbauer, wie die hier angesiedelten Kosaken. »Diese grössere Freiheit« — sagt der Verf. — »und Unabhängigkeit zeigt sich im Benehmen der Bewohner mannichfaltig, sogar in Haltung, Gang und Miene. Sie betrachten, wie alle Kleinrussen, die Moskowiter als ihre Unterdrücker, als die Feinde ihrer Freiheit. Mit dem intensivern Gefühl der Freiheit ist eine Selbstgenügsamkeit und Beschränkung verbunden, die dem beweglichen, unternehmenden und energischen Charakter der Grossrussen fremd ist. Jeder beschränkt sich auf seine Scholle und alles Entferntere ist ihm gleichgiltig. Kein Kleinrusse ist auf dem Lande zu finden, der grössere Reisen

gemacht, irgend eine der entferntern Städte gesehen, oder den irgend eine Speculation aus seinen vier Pfählen hinausgetrieben hätte. In Gross-Russland kamen uns häufig Fälle vor, dass Bauern ihre Umgebung auf hundert Werste hinaus kannten und Hunderte von Meilen gereisst waren; hier hat Niemand eine Vorstellung davon, dass so etwas möglich sei.«

Auf der Weiterreise, von Tschernigow nach *Kiew*, hatte der Verf. immer mehr Gelegenheit, Beobachtungen über die *Kleinrussen* zu machen. Ihre Kleidung scheint im Ganzen einfacher und deshalb charakteristischer als die der Moskowiter zu seyn. Die Fussbekleidung ist gewöhnlich ein kleiner anschliessender Stiefel, der die weiten Beinkleider in sich aufnimmt; dagegen tragen die Grossrussen Schuhe von Lindenbast oder von einem zusammen geschnürten Stück Leder und dabei eng umwickelte Beine oder hohe, weite Juchtstiefeln, die man unter den Kleinrussen nur selten sieht. Da jetzt schon der Winter einbrach, so gingen die Bauerweiber meist in Pelze eingehüllt, aber auch grossentheils mit ganz nackten Armen und Füssen umher, sogar in den schmutzigen, fusshoch mit Koth bedeckten Dörfern. Andere trugen Stiefel von derselben Art wie die Männer. Diess war auch durchgängig bei den Kosakenweibern der Fall. Der Rock des Kleinrussen ist auffallend kürzer als beim Grossrussen und durchgängig dunkelbraun. Im Winter wird ein weiter

Ueberrock über denselben gezogen, oder ein kurzer einfacher Mantel, der bei Städtern mit einem aufrechten Pelzkragen, bei den Landbauern aber mit einer Kapuze von jungen Schaffellen versehen ist, welche meist als Kragen hinten herabhangt. Die Kopfbedeckung ist eine fast cylindrische Mütze von weissgrauem oder schwarzem Schafpelz, welche von allen Ständen getragen wird. Was aber den Kleinrussen am meisten vom Grossrussen unterscheidet, ist das glattrasirte Gesicht, wo nur der schwarze Schnurrbart das Recht hat, ungeschoren zu bleiben. Daher fehlen hier durchgehends die ehrwürdigen Greisenköpfe Gross-Russlands. Während beim Moskowiter alle Körpertheile möglichst eine Kugelgestalt anzunehmen trachten, sieht man unter den Kosaken und Kleinrussen überall längliche Gesichter mit scharfen Zügen, schmale und spitzige Nasen, scharfe Lippen, ein spitziges Kinn und einen schlanken, fast hagern Hals und Körper!

Sobald man in der Richtung gegen Kiew die *Desna* überschritten hat, treten die *wilden Birnen-* und *Aepfelbäume* auf, welche die Region bezeichnen, wo auch Melonen und Arbusen im Freien gedeihen und der Weinstock gezogen werden kann. Man hat nun die Mittel-Region von Russland ganz hinter sich; doch ist der Naturcharakter bis zum Schwarzen Meere mit dem des übrigen Europa in gleicher Breite nicht zu parallelisiren. Die Fläche dieser Süd-Region ist *baumleer;* nur noch in den

Sumpfniederungen und in der Tiefe der Flussthäler findet man Bäume, aber nur Laubhölzer und nirgends Wälder; allenthalben sind wilde Obstbäume untermischt und die Nadelhölzer fehlen. Städte und Dörfer liegen gleichfalls nur an und in den Flussthälern. An der Gränze der Steppe, auf dem Gebiete der »Schwarzen Erde« wird noch starker Ackerbau getrieben, aber noch ehe man die Mitte der Region erreicht hat, nimmt dieser immer mehr ab, und Viehzucht tritt an seine Stelle. Alle übrigen Beschäftigungen und Erwerbsarten fallen als unbedeutend weg. Nur allmählich haben sich die jetzt angesiedelten Kosaken an feste Wohnsitze gewöhnt und weiter nach Süden hin ist auch jetzt das Land nur von Nomaden bewohnt.

Bei *Kiew* fanden die Reisenden den *Dniepr* nach Aufnahme der Beresina, der Soscha, des Prypez und der Desna als einen Riesen wieder. »Wenn irgend eine russische Stadt« — bemerkt der Verf. — »den Gang ihres Geschicks zu beklagen hat, so ist es Kiew. Einst wetteiferte sie an Glanz mit Konstantinopel und soll eine halbe Million Einwohner umschlossen haben. Nur ihren alten Umfang hat sie erhalten; aber zwischen den Trümmern ihrer alten Grösse hausen kaum 30000 Menschen. Das jetzige Kiew besteht aus vier ausgedehnten Städten. Zwei derselben liegen auf der Höhe des rechten Dniepr-Ufers, das hier 284 Fuss über den Spiegel des Flusses ansteigt. Die nördliche hohe

Stadt ist das eigentliche *Kiew*, die südliche mit der Festung und dem Höhlenkloster ist *Petschersk*, nach diesem Höhlenkloster genannt. Ein tiefes Thal, das *Taufthal*, in welchem Wladimirs Machtwort die Russen zur ersten grossen, christlichen Taufe versammelte, trennt beide Stadttheile. In der flachen Niederung zwischen den Bergen von Alt-Kiew und dem Dniepr liegt die tiefe Stadt *Podol* dicht über dem Wasserspiegel. Westlich von beiden hohen Stadttheilen, in einem kleinen Seitenthal des Dniepr, sieht man das noch im Entstehen begriffene *Neu-Kiew* oder die Stadt des heiligen *Wladimir*, die erst unter der Kaiserinn Katharina gegründet wurde und bis jetzt weniger zur Verschönerung als zu einer unzweckmässigen Erweiterung Kiews beiträgt.

Der ansehnlichste Theil ist *Podol* mit seinen zahlreichen Kirchen und Klöstern, dicht gedrängten Häusermassen und regelmässigen Strassen. Alt-Kiew und Petschersk haben breite Strassen und riesenmässige öde Plätze mit unordentlich vertheilten Häusern, mächtigen Palästen und niedrigen Hütten daneben, andererseits ganz leere Strecken, nur mit sich selbst überlassenen Baumpflanzungen bedeckt. Aber mitten in den traurigen Andeutungen vormaliger Grösse erheben sich noch im alten Glanze die ältesten russischen National-Heiligthümer, die nicht einmal durch die spätere Blüthe Moskaus verdunkelt worden sind: die acht pracht-

vollen Kirchen des Höhlenklosters in der Citadelle von Petschersk, die Kirche der heil. Sophia mit eilf goldstrahlenden Kuppeln auf der Höhe von Alt-Kiew und viele andere schöne Kirchen und Klöster.

Der Ursprung Kiews ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Es bestand aber schon im Jahre 862, wo zwei Landsleute *Ruriks*, *Askold* und *Dir*, auf Konstantinopel zogen und sich unterwegs der damals den Chazaren tributpflichtigen Stadt Kiew bemächtigten, viele Waräger-Russen aus Nowgorod an sich zogen, ein eignes Fürstenthum hier gründeten und dann das griechische Kaiserthum zu bekriegen anfingen. Die wenigen von diesem Zuge Zurückkehrenden brachten eine Neigung für das Christenthum mit. Schon ein Hirtenbrief des Patriarchen *Photius* vom Jahre 866 erklärt die Russen für Bekenner des Christenthums. Nach Ruriks Tode, 879, zog sein Nachfolger *Oleg* von Nowgorod nach dem Dniepr und eroberte *Kiew*, welches von nun an der Sitz der russischen *Grossfürsten* wurde. Aber erst die Grossfürstinn *Olga*, die Gemahlinn von Olegs Nachfolger *Igor*, liess sich, 955, in Konstantinopel taufen, während ihr Sohn *Swjätoslaw* noch dem Heidenthum anhing. Auch *Wladimir* bestieg noch als Heide, 980, den Thron und verstand sich erst nach der Eroberung der griechischen und christlichen Stadt Cherson, laut vorgeschriebener Friedensbedingung, um die Schwe-

ster des Kaisers, *Anna*, zur Gemahlinn zu erhalten, zur Annahme des Christenthums, welches nun im ganzen Grossfürstenthum eingeführt wurde. Wladimir liess zuerst eine hölzerne Kirche zum *heil. Basilius* und durch griechische Baumeister die s. g. *Zehntkirche*, die älteste steinerne Kirche Kiews, aufführen, wo er auch 1015 begraben wurde. Später erfolgte seine Heiligsprechung und noch jetzt wallfahrten Tausende jedes Jahr zu seinem in der Kirche zu *Mariä Himmelfahrt* des Höhlenklosters ausgestellten Haupte, welches durch das ewige Licht einer von der Kaiserinn Katharina II. gestifteten goldenen Lampe beleuchtet wird.

Unter der Regierung *Jaroslavs I.*, des Sohnes Wladimirs, entstand das *Höhlenkloster*. *Hilarion*, ein Geistlicher in Berestow, hatte sich in einem finstern Walde, in dem aus tertiärem lockern Sandsteine bestehenden Dniepr-Ufer, eine Höhle gegraben (oder eine schon vorgefundene noch erweitert und eingerichtet), um hier als Einsiedler zu leben. Als Jaroslaw ihn 1051 zum Metropoliten einsetzte, blieb die Höhle leer, wurde aber kurz darauf von einem Mönche, *Anton*, bezogen, der bald viele andere fromme Männer um sich versammelte, von welchen zuerst 12 eine Kirche und Zellen für sich in dem Sandfelsen ausgruben. Ihre Zahl wurde schnell immer grösser und Grossfürst *Isiaslav*, der Sohn und Nachfolger Jaroslaw's, schenkte ihnen den ganzen Berg über den Höhlen und gründete hier

im Jahre 1055 die grosse Hauptkirche zu *Mariä Himmelfahrt*. Viele Fürsten und Bojaren trugen zur Ausstattung bei und die Kirche wurde bald die reichste Russlands. Der zweite Abt, der heil. *Theodosius*, gab dem Kloster eine feste Ordensregel, die später in allen russischen Klöstern eingeführt wurde. Gegen das Ende des XI. Jahrhunderts zogen viele Mönche zur Bekehrung der Heiden aus und mehre erwarben sich die Märtyrer-Krone. Fürsten und andere Grosse entsagten der Welt und traten ins Höhlenkloster und dieses erhob sich in weniger als einem Jahrhundert zu einer Bedeutung, in welcher kaum das spätere Sergius-Kloster, bei Moskau, ihm zur Seite gestellt werden kann. Es wurde auch der Sitz der Wissenschaften und Künste. *Nestor*, der älteste Chronist Russlands, war ein Bewohner dieser heiligen Zellen. Er sah noch mit eignen Augen die alten Denkmähler, Fürstengräber, Kirchenbücher und theilte auch die mündlichen Ueberlieferungen der Vorzeit mit, welche er von Fremden und Einheimischen empfing. *Agapet* war als Arzt berühmt. Griechische Maler unterrichteten den Mönch *Olympius*, den ersten russischen Maler, von dem noch jetzt Bilder in Kirchenbüchern auf Pergament in noch frischglänzenden Farben vorhanden sind. Nach der Mitte des XII. Jahrhunderts ertheilte der Grossfürst *Andreas Bogolubski* dem Höhlenkloster den Vorrang vor allen Klöstern Russlands, gab ihm

den Ehrentitel *Lavra* und stellte es unmittelbar unter den Patriarchen von Konstantinopel, von dem es bis 1667 abhing, wo der Patriarch Dionys dem Zar Iwan und dessen Bruder Peter dem Grossen seine Rechte auf die Kiewsche Metropolie und deren Dependentien urkundlich für immer abtrat. Nachdem der Sitz des Grossfürstenthums in das Innere von Russland verlegt worden und das Sergius-Kloster bei Moskau entstanden war, verlor das Höhlenkloster immer mehr an Bedeutung.

Vor allen übrigen Heiligthümern Kiews zogen unsere Reisenden die Katakomben des Klosters an, wo die unverwesten Leichname vieler Heiligen in offenen Särgen ruhen, in denselben Höhlenzellen, die sie sich mit eigner Hand ausgegraben haben. Die Leichen sind mit einem Tuche bedeckt, das mit einem grossen dunkeln Kreuz bezeichnet ist, und unter welchem nur zwei Erhöhungen für den Kopf und die gefalteten Hände, so wie die mit Gold gestickten Pantoffeln sichtbar bleiben. Ueber dem offenen Sarge ist an der Wand eine Tafel mit dem Namen und Todesjahr des Heiligen angebracht. Viele Zellen sind nach Aussen ganz geschlossen und ohne Thüre; die Bewohner sollen sich, ohne jemals die Zelle zu verlassen, nur durch ein kleines Loch in der Mauer haben bedienen lassen. (?)

Kiew ist mit aller seiner Pracht durch Bürgerkriege, Polen, Ungarn, Mongolen etc. wiederholt

bis in den Grund zerstört worden. Alle seine weltliche Herrlichkeit ist verschwunden; nur ein einziges der alten Fürstengräber, unter dem Schutze der heil. Sophia, nebst einem Reste der Goldenen Pforte, hat sich bis auf diesen Tag erhalten. Einzelne Punkte sind in spätern Jahrhunderten wieder überbaut worden, ohne dass man die Stellen kennt, wo die alten Paläste etc. gestanden haben. Nur die Kirchen sind immer neu und prachtvoll wieder aus der Asche erstanden, »gleichsam ein Symbol des Unvergänglichen mitten in einer wandelbaren Umgebung.«

Als ein erfreuliches Ereigniss für Kiew bezeichnet der Verf. die Gründung der neuen *Universität*, im Jahre 1833. Sie ist an die Stelle der aufgehobenen Universität *Wilna* getreten und theilweise mit den Mitteln der Akademie von *Kremenez* ausgestattet worden.

Ehe Prof. Blasius Kiew verlässt, giebt er noch eine interessante kurze Darstellung der geognostischen Beschaffenheit des südlichen Russlands. »Mächtige *Sandmassen* bedecken die Gegenden am Dniepr und weiter nach Osten hin tritt unter denselben überall die *Kreide-Formation* hervor. Diese Sandschichten müssen demnach diluviale oder tertiäre seyn. Bei Kiew sieht man sie bis fast 300 Fuss über den Dniepr-Spiegel ansteigen. In der Stadt selber erheben sie sich an den hohen Punkten bis zu 284 Fuss. Hier sieht man diesen Sand-

schichten *Thonlager* untergeordnet, in denen verschiedene Arten von *Cerithium*, *Ostrea* und Steinkerne von *Isocardia* vorkommen, welche ältere Tertiär-Bildungen andeuten. Schwache Kohlenlager schliessen sich diesen Thonschichten an. Mit der Deutung dieser Sandschichten, in denen auch die Katakomben des Höhlenklosters liegen, als ältere Tertiär-Schichten, stimmt auch das Vorkommen der fossilen Ueberreste vom Mammuth und Rhinozeros überein, die einer Geröllschicht angehören, die auf diesen Sandschichten ruht. — Das Vorkommen der Kreide und des Tertiär-Gebirges, durch welches jedes ältere (secondäre), horizontal gelagerte Schichten-System ausgeschlossen ist, wird um so auffallender, als in den nördlichen Gegenden bis ins Innere von Russland südwärts herab nur ältere Formationen bis zur *Juraperiode* auftreten und jede jüngere Bildung entfernt geblieben ist. Durch beiderlei scharf ausschliessende Verschiedenheiten stellen sich zwei, geographisch wie geognostisch gesonderte, Gegensätze in der Entwickelung Russlands heraus, deren Gränzen vom Uebergangsgebirge und von der Kreide gebildet werden. Zwischen der Ablagerung der *Jura-Formation* und der *Kreide* tritt eine schroffe Gränzscheide zwischen dem südlichen und dem nördlichen Russland ein, nach der die nördlichen und die südlichen Meere auf immer von einander getrennt bleiben. — In der Nähe von *Kiew* scheint

das jüngere, südwestliche Schichten-System schon sein Ende zu erreichen. In einiger Entfernung von Kiew nach Süden hin tritt in der Tiefe der Flussthäler unter dem Sande überall der anstehende *Granit* hervor. Das *podolisch-volhynische Granitplateau* beginnt und erstreckt sich von hier aus längs dem Dniepr bis in die Gegenden am *Asowschen Meere.* Mit der Hauptrichtung, von Westnordwest nach Ostsüdost, fast rechtwinkelig zur Längenaxe der Verbreitung der *finnisch-skandinavischen Granite* gestellt, begränzen diese podolisch-volhynischen Granite das jüngere System in dieser Richtung auf ähnliche Weise, wie die finnischen das ältere nach der baltischen Niederung zwischen dem finnischen Meerbusen und dem Weissen Meere.«

Am 25. Oktober verliessen der Verf. und Graf Keyserling die Stadt Kiew, um durch die Gegenden östlich vom Dniepr, durch das Gouvernement *Pultawa*, weiter nach Süden vorzudringen. Das Land am linken Ufer bleibt in seiner Erhebung auffallend gegen das am rechten Ufer zurück. Letzteres sieht man noch auf viele Meilen ostwärts hin wie einen fernen, blauen Gebirgszug über die Flächen ansteigen. Die Stadt *Perejaslaw*, am Trubesch, ist eben so unregelmässig und weitläuftig gebaut, wie Tschernigow. Hunderte von alten Grabhügeln aus den Zeiten der Kämpfe mit innern und auswärtigen Feinden umziehen nicht nur die

Stadt, sondern bedecken auch zum Theil die breiten Strassen und die grossen öden Plätze innerhalb derselben. An Strassenpflaster und steinerne Häuser ist nicht mehr zu denken.

Weiter östlich nach dem Innern steigt das Land allmählich höher an. Auch die Schwarze Erde tritt, als ähnlicher Gegensatz für die organische Natur wie die Kreide für die geognostische Entwickelung des Landes, immer mächtiger auf und die Bäume — Birken, Ellern und Eichen — verschwinden schon wenige Werste vom Dniepr und weiterhin ist jeder Baumwuchs auf die tiefen feuchten Flussniederungen beschränkt, wohin auch die Dörfer sich zusammenziehen. Weidenbäume und zahlreiche Windmühlen, fast alle mit acht Flügeln (sechsflügelige sieht man schon nördlich beim Eintritt in Klein-Russland) kündigen die Dörfer aus der Ferne zuerst an. Die Häuser sind, ungeachtet aller Reinlichkeit, im Aeussern unansehnlich, grösstentheils unordentlich mit Stroh gedeckt, die Wände aus rohem Fach- und Flechtwerk gebaut, mit Lehm und Sand beworfen. »Etliche Dörfer« — erzählt der Verf. — »hatten Markt; die Buden waren in der Nähe auf freiem Felde aufgeschlagen;... schon aus der Ferne hörte man Musik und Tanz und fröhlichen Gesang. Und doch schien alle Fröhlichkeit ein gewisses Mass einzuhalten, die Freude nicht in tobenden Uebermuth auszuarten, wie so oft unter den Grossrussen. Die Männer schienen

sogar mit Ruhe und Ueberlegung zu trinken, während die Grossrussen sinn- und gedankenlos den Branntwein quartweise auf Ein Mal in den Magen giessen.... Der freie Kleinrusse findet den Genuss beim Trinken in der Fröhlichkeit; der leibeigene Grossrusse schwelgt darin, sein Bewusstseyn zu vernichten. Daher trinkt auch der Kleinrusse gewöhnlich nur in fröhlicher Gesellschaft; der Grossrusse ist sich beim Trinken selber genug, oder bedarf, wenn er den höhern Ständen angehört, höchstens noch eines gleichgestimmten treuen Dieners, um sich möglichst bald unter den Tisch zu bringen.... Die Neigung für den Schnaps scheint übrigens bei beiden Volksstämmen ziemlich in gleichem Masse vorhanden, und sogar auch die kleinrussischen Frauen, die besonders geschmückt und mit Blumen und Kränzen verziert an jeder Art von Fröhlichkeit Theil nehmen, fürchten sich vor dem hitzigen Feuerwasser nicht.«

Die Kosakenstadt *Pirjatin* ist, obwohl mehr in die Breite ausgedehnt, doch nicht von einem Dorfe zu unterscheiden. Die Lehmhäuser liegen an den breiten Strassen und grossen Plätzen eben so unregelmässig wie in jedem Dorfe. Am Rande der Stadt stehen auf der Anhöhe die achtflügeligen Windmühlen fast hundertweise dicht beisammen. Auf einem weiten mit Gras bewachsenen Platze mitten in der Stadt sieht man zahlreiche Ochsen theils ruhig im Kreise lagern, theils weidend um-

herziehen. Rings um die Plätze lagern die durchziehenden Fremden gelagert, mit ihrem Zugvieh und ihren Wagen, hier ein Trupp Kosaken singend auf ihrem Fuhrwerk, dort ein anderer um ein Feuer versammelt auf offenem Platze. Auch die Städte *Lubni*, an der Sula, und *Chorol*, am gleichnamigen Flüsschen, boten denselben Anblick dar wie Pirjatin.

Bezeichnend für die Pflanzenwelt der Steppe, so wie für den Haushalt der Menschen, ist eine Menge kräftiger, ästiger und sparriger *Staudengewächse*, die sich besonders zum Ersatz des Brennholzes eignen und ohne Unterschied der Gattungen (*Artemisia, Verbascum, Euphorbia*, etc.) unter dem allgemeinen Namen *Burian* bekannt sind. Man findet sie nicht bloss in der freien Steppe, sondern auch, und zwar am üppigsten, da, wo sie am wenigsten wünschenswerth sind, nämlich auf Ackerfeldern. Nach ihrem Absterben im Sommer und Herbst werden sie in grossen Vorräthen für den Winter eingesammelt und dienen mit einer Zuthat von getrocknetem Pferdemist ausschliesslich in der ganzen Steppe zur Feuerung. Die Reisenden liessen sich nach einer kalten Nachtfahrt in einem einzeln mitten in der Steppe gelegenen Hause nieder, um sich ein Frühstück zu bereiten. »Kaum steht der Tarantase still,« — heisst es — »so wird man von einer Schaar braungrauer, langhaariger, wolfsähnlicher *Hunde* begrüsst, die aus dem freien Felde

so eilig herbeispringen, als ob sie die Reisenden sogleich anzufallen gedächten. Ihre Absichten sind jedoch friedlicher Natur. Sie sind unverhältnissmässig unterwürfiger als ihre Herren, und dem Menschen gegenüber fast feige. Ein Blick, ein Wink aus der Ferne kann sie verscheuchen. Wie mit einem schlechten Gewissen und der Erinnerung an fortdauernde Misshandlung von ihren Herren schleichen sie sich an den Menschen vorbei zu dem Tarantäse, um das Fett, das als Wagenschmiere aufgestrichen wird, von der Achse abzulecken. Gewöhnlich sich selber überlassen und für sich selber sorgend, schweifen sie halbwild und hungernd familienweise in der Steppe umher und machen Jagd auf Ratten, Mäuse und Aas, auf alles Lebendige und Todte, dessen sie habhaft werden können. Ein rasches, weithin klingendes Fuhrwerk lockt sie von allen Seiten herbei, um keine Gelegenheit ungenützt vorüber gehen zu lassen. Wer ihre Absicht nicht kennt, merkt erst, was vorgeht, wenn sie in der Eile und Gier mit einander in Streit gerathen.«

Jedes einsame Haus sammt Garten ist mit einem Graben und Wall umzogen und Letzterer noch besonders mit einem dichten Zaun von Schilfrohr *(Phragmites)* eingefasst. Innerhalb dieser Umzäunung befinden sich auch alle Vorräthe, die Heu- und Strohhaufen an der einen Seite des Wohnhauses und die unregelmässig aufgeschichteten

Haufen von *Burian*, welche für sich wieder einen besondern Wall um das Haus bilden.

Bei weiterm Fortgehen nach Süden kamen die Reisenden allmählich dem *Dniepr* wieder näher. Bald erschien in der Entfernung von drei oder vier Meilen das schon zum podolisch-volhynischen Granitplateau gehörige, sich weiterhin bis 300 Fuss erhebende, westliche Ufer dieses Stromes, wie eine lange Reihe blauer Berge. Das Flussbett selbst ist von der östlichen Ebene durch eine Sanddüne getrennt, die, nicht über 20 Fuss ansteigend, in nordwestlicher Richtung längs dem Ufer hinzieht. An diesem Ufer liegt die Stadt *Krementschug* zwischen anmuthigen Obst- und Eichenwäldchen, auf einem stellenweise von Sand bedeckten Ausläufer des westlichen Granitplateaus. Was davon zu Tage ansteht, ist aber mehr Gneus als Granit. Er kommt am ausgedehntesten im Westende der Stadt, dicht am Flusse, zum Vorschein. Das Wasser hat hier ein Plateau von etlichen Tausend Fuss im Durchmesser rein und blank gewaschen und einzelne Felsspitzen werden bei niedrigem Stande des Wassers oft für die Schifffahrt gefährlich. Diese nicht nur hier, sondern auch anderwärts, namentlich bei *Jekaterinoslav*, wo sie die bekannten Wasserfälle (*Porogs*) bilden, im Flussbett vorkommenden Gneusfelsen werden für die Schifffahrt auf dem Dniepr ein dauerndes Hinderniss bleiben. Nur bei hohem Wasser kommen die Schiffe ohne Gefahr über die

seichten Stellen; im Sommer ist jeder regelmässige Verkehr wieder unterbrochen. »Diess muss« — bemerkt ganz richtig der Verf. — »um so fühlbarer werden, als ausser dem Dniepr keine andere Wasserstrasse aus dem Schwarzen Meere ins Innere führt. Der Dniepr hat die Erzeugnisse des Südens und des Innern gegen einander auszutauschen. Er führt Theer und Holz aus den volhynischen Wäldern, Getraide, Wolle, Hanf, Wachs und Honig aus den östlich angränzenden Provinzen, nach dem Süden, und Salz und andere Produkte aus der Umgebung des Schwarzen Meeres ins Innere hinein. *Krementschug* und das gegenüberliegende, noch zum Gouvernement Pultawa gehörige Städtchen *Krukow* sind die Häfen und Stapelplätze für diesen Verkehr nach den nahe gelegenen Gouvernements. In Krementschug hat man das feste, blanke Gneusplateau zum Ausladeplatz und vorläufigen Waarenlager benützt. Tausende von Theertonnen und Berge von Flössholz sieht man hier aufgehäuft und zahlreiche Buden und Hallen längs dem Ufer sind zur Aufnahme der andern Waaren bestimmt.«

Auf dem Markte von Krementschug fielen den Reisenden am angenehmsten die schönen Aepfel, Birnen und Weintrauben auf, welche aus der Krym in langen Reihen von Frachtwagen ankamen und von hier aus bis Petersburg und in den übrigen Norden von Russland verschickt werden. Als ein-

heimische Erzeugnisse des Gouvernements sah man haushohe Haufen von Wassermelonen, meist mit rothem Fleisch, wie Kugeln in Zeughäusern und Festungen aufgeschlichtet. Das hier gezogene Obst ist noch nicht von besonderer Güte. Krementschug ist in dieser Richtung der erste Ort östlich vom Dniepr, wo der Weinstock gedeiht, Pultawa der nördlichste. An der Dniepr-Brücke, welche nach Krukow führt, boten die grossen Störarten ein überraschendes Schauspiel dar. Nicht in Fischkasten oder andern Behältern wurden die Störe hier aufbewahrt, sondern im Flusse selbst und festgebunden, wie Hunde. Jeder trug um den Hals einen dicht hinter der Kiemenöffnung befestigten Strick, mit dem er an einen Pfahl gebunden war. Die Stricke waren so lang, dass die Thiere sich lebhaft im Wasser umhertummeln konnten. Wenn Jemand Lust zu kaufen hatte, zogen die Fischer diesen oder jenen Strick in die Höhe und das Thier zappelte dann in freier Luft. Wieder ins Wasser gesenkt, zogen die grössern, an 6 Fuss langen und 100 Pfund schweren Störe ihren Strick so mächtig an, dass jedes Mal die etwa 4000 Fuss lange, schwimmende Brücke in Bewegung gerieth.

Für die Verbreitung der Landthiere ist in diesen Gegenden das Vorkommen der *Blindmäuse* (*Spalax Typhlus* und *talpinus* Pall.) und der *Erdhasen* oder *Springmäuse* (*Dipus Jaculus* und *Acontion* Pall.) von der grössten Bedeutung. Von

geringerer Wichtigkeit sind die *Zieselmäuse (Hamster?* russ. *Suslik)*. Auch der *Bobak*, das Murmelthier der östlichen Ebenen, kommt hier vor und wird, wie das der Alpen, nicht selten in den Häusern gezähmt gehalten. Diese Thiere, die Blindmaus etc., sind für die Steppen eben so bezeichnend wie der Lemming für die Polargegenden.

Am 29. Okt. verliessen unsere Reisenden Krementschug und den Dniepr und wandten sich nach Nordosten, um die *Ukraine* zu durchreisen. Die Polen nannten Ukraine (Gränzland) den südlichen Theil des Fürstenthums *Kiew*, weil er die Gränze gegen die, damals meist nomadisirenden, Steppenbewohner bildete. Später trugen die Russen diesen Namen auch auf die Gränzansiedelungen der *östlichen Kosaken* über, welche sich zum Schutz gegen Polen an verschiedenen Punkten am *Donetz*, an der obern *Worskla* und dem *Psiol* niedergelassen hatten. Auch noch jetzt, wo die Gränze wieder nach Westen, weit über das alte Grossfürstenthum hinaus, gerückt ist, haben die Russen den Namen *Ukraine* beibehalten und ausser dem Gouvernement *Charkow* wird auch nicht selten das Gouvernement *Pultawa* dazu gerechnet.

Die ursprüngliche, unter demselben Himmelsstriche wie Pultawa gelegene Ukraine stimmt mit diesem in vielen wichtigen Naturverhältnissen überein; aber die Gestalt der Oberfläche ist wesentlich verschieden. »Während *Pultawa* — sagt der Verf. —

»als eine einzige, unübersehbare Ebene erscheint, wird die *Ukraine* von einem mannichfach gestalteten Hügellande gebildet. Diess steht höchst auffallend mit der geognostischen Zusammensetzung des Landes in Verbindung. Die höchsten Punkte im Innern von Russland bilden einen zusammenhangenden Höhenzug von *Smolensk* an in südöstlicher Richtung über *Orel*, das Quellland der Soscha, Desna und Oka, hinaus. Hier herrscht das *Uebergangsgebirge*, besonders die Formation des *alten rothen Sandsteines*. Diesem Höhenzuge, über den die Wasserscheide zwischen dem Wolga- und Dniepr-Gebiete verläuft, schliesst sich nach Südwesten ein niedriger gelegenes Hügelland an, das sich zwischen der mittlern *Soscha* und dem *Donetz* und mittlern *Don* ausbreitet. Ueberall an den Flussufern tritt auf diesem Gebiete das *Kreidegebirge* in mannichfacher Gestalt zu Tage und die (ursprünglich so genannte) Ukraine bildet ungefähr die Mitte dieses Hügellandes. Das Land zwischen dieser zweiten Hügel-Terrasse und dem Dniepr und Donetz, die dritte und niedrigste Terrasse, wird von der weiten Ebene gebildet, in welcher der untere Theil der Flüsse *Soscha*, *Desna*, *Psiol*, *Worskla* und *Samara* verläuft. Es ist das Steppenland der Gouvernements *Pultawa* und *Tschernigow*, welches sich bis in den Süden des Gouvernements *Mohilew* fortsetzt. Diese weite Fläche ist von mächtigen diluvialen Sandschichten bedeckt,

über denen sich die fruchtbare Humusdecke der »Schwarzen Erde« entwickelt hat..... Nach den von der Natur scharf bezeichneten Gränzen beginnt die alte Ukraine zwischen den Städten *Pultava* und *Charkov*.«

Von Westen, oder von der hohen Steppe aus gesehen, liegt *Pultava* so zerstreut zwischen Bäumen und ausgefahrnen Wegen, dass man nur ein weitläuftiges Dorf zu erblicken glaubt. Von Osten aus dagegen hat die Stadt, da sie das hohe rechte Ufer der *Worskla* und den Abhang der Thalwand bis zum Wasserspiegel beherrscht, eine malerische Lage. Besonders zeichnet sich in dieser Hinsicht der ältere, 1608 von den Kosaken erbaute, dorfähnliche Theil der Stadt vor dem neuen, seit Peter dem Grossen entstandenen Theile aus, welcher Letztere die kolossalen, öffentlichen Gebäude und den geschmackvoll angelegten öffentlichen Garten, in der Nähe der Worskla, umfasst. Die Strassen sind stellenweise an mehre Hundert Schritte breit, aber durchaus ungepflastert, da es überall in der Gegend an Steinen fehlt. Für die Fussgänger bestehen hochliegende Trottoirs von Brettern. Die riesengrossen Plätze sind mit dichtem Rasen bewachsen. Alle Merkwürdigkeiten der Stadt, welche nicht über 12000 Einwohner zählt, beziehen sich auf die Schlacht zwischen Zar *Peter I.* und *Karl XII.* von Schweden, am 28. Juni 1709, welche das Schicksal Russlands entschied. Das etwa vier

Werst nach Norden gelegene Schlachtfeld ist eine weite Ebene, die nach Osten vom hohen Ufer der Worskla und nach Norden von einer tiefen, mit Gebüsch bewachsenen Schlucht begränzt wird, an deren steilen Abstürzen die russische Reiterei sich wieder sammelte, als die Schweden plötzlich von der Verfolgung abliessen und dadurch den für sie unglücklichen Ausgang der Schlacht entschieden. Schon von weitem sieht man in der Mitte des Schlachtfeldes den schwarzen Grabhügel, das »Schwedengrab,« unter dem die Gefallenen ruhen. Es ist ein Berg von einigen und sechzig Fuss Höhe, auf dessen Gipfel sich ein grosses Kreuz erhebt, mit weissem Blech überzogen und mit einer Inschrift versehen. »Der Grabhügel war« — als die Reisenden die Stelle besuchten — »dicht mit Gras und wilden Blumen bewachsen. In vollem Flor stand vor Allen noch *Berteroa incana*, aber mit rothen Blüthen, gleichsam noch vom Blute der gefallenen Nordländer geröthet, die unbeachtet und unbeweint und kaum gezählt hier in der fremden Erde ruhen.« Am 28. Juni 1809 wurde zur Säcularfeier der Schlacht eine aus schwedischen Kanonen gegossene *Siegessäule* in der Stadt errichtet. Sie steht an der schönsten Stelle, in der Mitte eines grossen, mit Baumpflanzungen gezierten und von Palästen umgebenen Platzes. Das gleichfalls mit schwedischen Kanonen eingefasste Fussgestell ist aus Granit von den Wasserfällen des Dniepr ge-

arbeitet. Von der Spitze der etwas über dreissig Fuss hohen Säule blickt der russische Adler mit dem Siegeskranze nach dem Schlachtfelde hin. Auch ist auf dem Platze, wo *Peter* nach der Schlacht zuerst ausruhte, eine steinerne Pyramide errichtet, und gegenüber davon steht noch die alte Holzkirche, in welcher der Zar am Tage der Schlacht den ersten Gottesdienst anordnete. Diese Reliquie ist aber sehr im Zerfallen begriffen.

Von Pultawa begaben sich die Reisenden am 30. Oktober nach *Charkow*. Nach Ueberschreitung des Flüsschens *Kolomatschuk* trat eine Aenderung im Charakter des Landes ein. Die Gegend wurde unebener und die Dörfer erhoben sich aus den Tiefen wieder auf die Ränder der Thalwände. Die Gärten waren dicht mit kleinen strauchartigen Kirschbäumen bepflanzt und die meisten Strohdächer der Häuser hatten eine wasserdichte Unterlage von Lehm und Mist. Statt des Flechtwerks bestanden die Wände aus Baumstämmen, doch mit Lehm überzogen. Nach der Stadt *Walki* hin stellen sich die ersten grössern Eichenwälder, mit wilden Obstbäumen untermischt, mitten in der Fläche ein, und dicht beisammen stehendes Haselgebüsch bildet das Unterholz. Mit diesen Wäldern und dem Eintritt in die alte Ukraine sieht man eine Reihe alter verfallener Schanzen, die sich über einen flachen Hügelzug hinziehen und die frühern Gränzen bezeichnen. Unter den Kaiserinnen *Eli-*

sabeth und *Katharina* haben sich diese Erdwälle in die Linien der jetzt zu Ackerbauern gewordenen *Donischen Kosaken* umgewandelt. Trotz der ausserordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens in der Ukraine wächst, in Folge der Sorglosigkeit, mit der man ihn bearbeitet, selbst in den besten Jahren mehr Unkraut als Getraide. Aus Mangel an Korn wird Brod aus Haber gebacken und dieser dadurch so vertheuert, dass auch die Pferde, sobald sie im Freien keine Weide mehr finden, elend und kraftlos werden. Man achtet diese ohnehin nicht, weil man alle Feldarbeit mit Ochsen verrichtet.

Von *Walki* aus reisten unsere Naturforscher in Gesellschaft eines Offiziers von der russischen Armee in *Grusien*. »Unser Grusier« — erzählt der Verf. — »war als Fähnrich von Petersburg abgereist und als Lieutenant in Tiflis angekommen. Das ist so Brauch. Um für den schweren Dienst und die Gefahr des Klimas einige Aussicht des Ersatzes zu geben, avancirt jeder Militär- und Civil-Beamte, der ein Jahr nach den Kaukasischen Provinzen zu gehen beabsichtigt, sogleich um einen *Tschin* (Rangstufe). Dadurch ist in *Georgien'sk* eine Merkwürdigkeit entstanden, wie schwerlich ausser Russland ein anderes Land in der Welt eine aufzuweisen hat. Kein Avancement ist so schwierig und folgenreich, als das vom *Titularrath* zum *Collegien-Assessor*, oder vom Capitän zum Major, oder allgemeiner, von Nr. 9 zu Nr. 8. Der

durch bloss *persönlichen* Adel charakterisirte Titularrath muss erst ein Examen machen, wofür der Assessor *erblichen Familienadel* erhält. Für Grusien fällt das Examen weg, und der Titularrath, der den Kaukasus in Diensten überschritten hat, ist schon deshalb allein erbadeliger Assessor. Nun wird mancher Rath alt und grau, weil er das Examen unbequem findet, wünscht aber doch seiner Familie einen rechtlichen Adel zu hinterlassen. Dazu reicht ein Jahr in *Grusien* hin. Und so sind die alten Titularräthe schaarenweise nach Grusien gewandert. In *Georgievsk* sammeln sich die Reisenden, bis eine Karawane unter Bedeckung über den Kaukasus geht. Von den Strapazzen der Reise und dem mörderischen Klima in den Sümpfen an der Kuma sind hier schon viele Opfer gefallen, und besonders hat der Tod unter den altergrauen, obwohl hoffnungsreichen Titularräthen gewüthet. Daher soll Georgiewsk einen Kirchhof haben, auf dem fast nur Titularräthe begraben liegen, was schwerlich von irgend einem andern Orte mit Fug der Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann.«

Mit der Annäherung an *Charkow* war die erste auffallende Erscheinung im Flussgebiete des *Don* das breite, ebene, mit Triebsand angefüllte Thal des *Lupan*. Der Triebsand ist hier stellenweise bis zu zwei Wersten vom Flusse entfernt, und 30 bis 40 Fuss hoch aufgehäuft. Zu beiden Seiten steigt das bewaldete Hügelland ziemlich gleichför-

mig an. In diesen Sandstrecken, wo die Pferde kaum von der Stelle können, werden die Posten meist mit Ochsen weiter befördert.

In Charkow wies der Gouverneur den Reisenden zur Wohnung seinen Palast an, mit reich möblirten Marmorsälen und prachtvollen Kronleuchtern. Alles, was sie wünschen konnten, wurde ihnen zur Verfügung gestellt. Die Stadt hat sich durch ihre Lage als Durchgangspunkt für den Verkehr zwischen dem Innern und den Ländern am Schwarzen Meere zur bedeutendsten im Süden erhoben und dürfte bald mit *Odessa* in gleichen Rang zu stellen seyn. Von den vier Messen jährlich ist die bedeutendste, wo für 40 Mill. Rubel Waaren hier aufgehäuft werden, nächst der von Nischnigorod die grösste Messe Russlands. Die Einwohnerzahl war in den letzten vier Jahren von 22000 auf 45000 gestiegen. Der Haupttheil der Stadt ist gut gebaut und hat das Ansehen einer blühenden europäischen Stadt. Nur sind bei dem Mangel an Steinen die Strassen ungepflastert, und es war damals nicht möglich, ohne Wasserstiefeln trocknen Fusses auf den reingefegten Trottoirs zu gehen. Ohne Droschken durfte sich Niemand auf die Strasse wagen. »Durch alles dieses« — fährt der Verf. in seiner Schilderung fort — »war hier eine nachahmungswürdige *Schuleinrichtung* hervorgerufen, die wohl schwerlich anderswo ihres Gleichen haben wird. So wie man sonst *Hundstags-Ferien*

wegen grosser Hitze, angeordnet hat, waren, hier weniger astronomisch als terrestrisch bestimmte, *Koth-Ferien* eingerichtet. Das Gymnasium hatte seit 14 Tagen und die Universität seit 8 Tagen *Koth-Ferien*. Es würde eben so zwecklos gewesen seyn, zu erwarten, dass jeder Gymnasiast oder Student sich eine Droschke zum Besuche der Collegien halte, als dass er sich den Lebensgefahren des Strassenpflasters aussetze. Und so hätten sich die Ferien ohnehin von selbst, ohne Befehl, einstellen müssen.«

Uebrigens äussert sich der Verf. in Betreff der, bekanntlich erst 1805 eröffneten, *Universität* nicht ungünstig. Ausser den einheimischen, kleinrussischen, Professoren sind auch einige teutsche und italiänische angestellt. Die wissenschaftlichen Sammlungen, obwohl noch grosser Erweiterungen bedürftig, sind praktisch geordnet, mehr auf den Gebrauch als auf äussern Prunk berechnet. Mit der Bibliothek steht ein fleissig besuchtes Lesezimmer von wissenschaftlichen und politischen Zeitschriften in Verbindung. Das Herbarium enthält eine vollständige Flora der Ukraine. Auch die zoologische Sammlung besteht grösstentheils aus russischen, in der Ukraine, den Steppen, am Kaukasus und in der Krym gesammelten oder eingetauschten Exemplaren. Die Säugthiere und Vögel sind sämmtlich von einem alten Soldaten ausgestopft. »Beim Aufstellen der Spiritus-Präparate

schienen nicht unbedeutende Quantitäten des National-Getränks auf seine eigene Person verwendet worden zu seyn.« Der Botanische Garten ist ein weitläuftiges Grundstück, das die Stadt der Universität geschenkt hat. Der grösste Theil desselben, die Holzgewächse umschliessend, etwa 400 Gattungen, ist als öffentliche Anlage eingerichtet, mit einem Kaffehhause und einem chinesischen Pavillon.

In der Nähe von Charkow treten geognostische Verhältnisse auf, die von denen im übrigen Russland gänzlich abweichen. Man findet hier die ersten *gehobenen* Schichten, während sonst überall die neptunischen Formationen in ursprünglicher, *horizontaler* Lage vorkommen. Zwischen der Linie von Jekaterinoslaw nach der Mündung des Don, dem Donetz und dem Don herrscht ein auf vulkanischem Wege gehobenes und umgewandeltes *Steinkohlen-Gebirge* vor. Die Kohlenlager scheinen reichhaltig zu seyn und ein gutes Material zu liefern.

Der Winter war jetzt eingetreten und die Reisenden wandten sich nun, an die Heimkehr denkend, wieder nach dem Norden. Durch die Gouvernements *Kursk* und *Orel* führte der Weg zunächst nach *Moskau*.

Kursk und *Orel* sind verhältnissmässig neue Städte, was auch ihre Bauart beurkundet. *Kursk* beherrscht den östlichen Theil einer Anhöhe, die

sich nach Westen an die Ebene anschliesst, und nach Osten ziemlich steil in das Thal des *Tuskar* abfällt, welcher sich in der Nähe der Stadt in das weite Flussthal des *Seim* (Nebenfluss der in den Dniepr gehenden Desna) ergiesst. Im östlichen Stadttheile erhebt sich eine gedrängte, aus der Ferne majestätische Gruppe von Thürmen, nach Westen verbreiten sich niedrige Häuser mit Laubgebüsch weit in die Ebene hinein. Eine gerade Hauptstrasse mit mehren parallelen durchschneidet ein kleines Seitenthal des *Tuskar* und wird nebst jenem von zahlreichen Querstrassen durchschnitten. Die Häuser haben grösstentheils grüne Dächer und gelbe Wände, aber selten mehr als zwei Oberstockwerke. Die modernen Kirchen von ähnlicher Farbe machen mit den freundlichen Häusern einen wohlthuenden Eindruck. Ein weitläuftiger Basar spricht für die Bedeutung der Stadt, deren Messen mit denen von Charkow wetteifern. Die Hauptstrassen sind mit Sandstein gepflastert.

Auch *Orel* hat viel Aehnlichkeit mit Kursk, ist aber ungleich bedeutender. Die Strassen sind wie dort breit und gerade und bestehen in den besten Stadttheilen aus freundlichen, ein oder zwei Stock hohen steinernen Häusern; nur nach den Vorstädten hin sieht man einstöckige Holzhäuser. Kaum eine Kirche ist zu finden, die beträchtlich älter als hundert Jahre seyn dürfte. Bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts, wo Orel zum Gränzlande

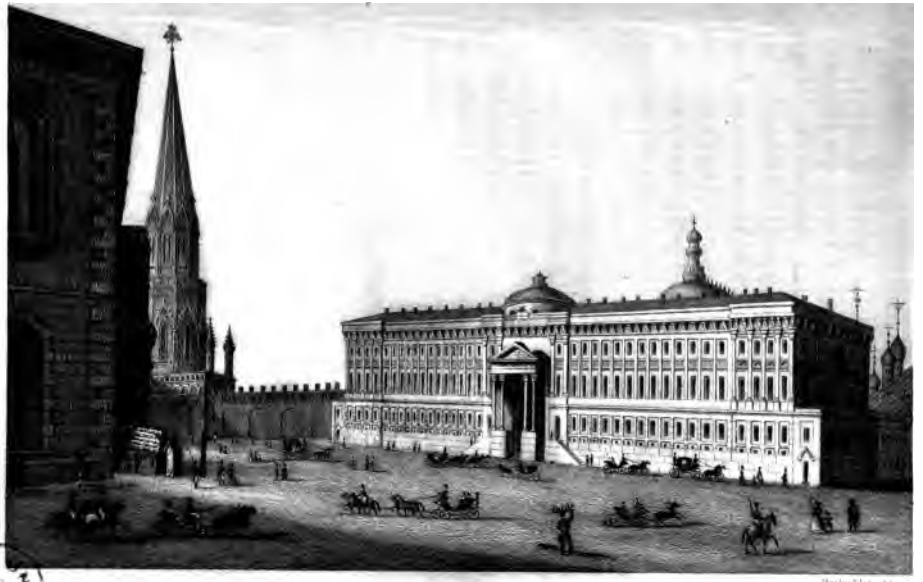
gerechnet wurde, war die hiesige Gegend nebst der von Kursk ein Verbannungsort für Verbrecher. »Daher konnte es« — sagt der Verf. — »wohl nur mit natürlichen Dingen zugehen, wenn Orel, wie Kursk, früher immer für ein Spitzbuben-Nest gehalten wurde..... Der frühere Gouverneur soll gleich am zweiten Tage nach seiner Ankunft seines Silberzeugs beraubt gewesen seyn. Darauf hat er die Bürger versammelt und ihnen befohlen, ein Mittel gegen die Diebsbanden zu ersinnen. Die Verdächtigen scheinen der Bürgerschaft mehr oder weniger bekannt gewesen zu seyn, denn etliche Tage später hat man als einziges Mittel angegeben, vierzig Familien der Stadt nach *Sibirien* zu schicken, was denn auch ungesäumt geschehen ist. Der jetzige Gouverneur hat noch 15 Familien nachgeschickt, und man soll schon anfangen zu merken, dass eine Besserung eingetreten ist. Dass aber ungeachtet eines blühenden Wohlstandes von der einen Seite noch nicht alle Aussichten gehoben sind, geht daraus hervor, dass unter 40000 Einwohnern, die die Stadt zählt, 16000 Bedürftige sind..... Die reichsten und ordentlichsten Bewohner der Stadt gehören der religiösen Sekte der *Raskolniken*« (oder wie sie sich selbst nennen, der *Staroviersi*, Altgläubigen) »an. Sie verachten alles Russische und vermischen sich nicht mit den Russen. Mit der griechischen (orthodoxen) Kirche kommen sie nur formell in Berührung, bei der Heurath und dem

Abendmahl. Sie miethen sich einen griechischen Popen, der bei der Trauung in einer Ecke steht und nachher unterschreibt, dass er die Trauung vollzogen habe. Können sie es nicht umgehen, einen griechischgläubigen Russen bei sich zu sehen, so wird nachher Tage lang das ganze Haus geräuchert.... Ausserdem sind sie in jeder Beziehung die besten Unterthanen. Sie geben der Behörde und der Regierung Alles, was sie verlangt, möglichst pünktlich, um nicht in genauere Berührung mit ihr zu kommen. Ihren Ackerbau und ihre übrigen Geschäfte halten sie in der besten Ordnung. Sie sind überall die Gebildetsten des Volks, die Selbstdenker unter den Russen.«

Am 10. Dez. (28. Nov. a. St.) Mittags fuhren die Reisenden in *Moskau* ein. In der Stadt zeigte das Thermometer einige und zwanzig Grad R. unter Null, am Morgen hatte es im Freien zwischen 27° und 30° geschwankt. Gegen den Schluss des Jahres wurde die Weiterreise über *Twer* und *Nowgorod* nach *St. Petersburg* angetreten, wo man am Neujahrstage eintraf. »Nachdem der Winter wiederholt in Zeit von zwölf Stunden mit 20° Kälte und Thauwetter gewechselt hatte, schien es zu Anfang *April* doch allmählich mit der Frühlingsluft ernster zu drohen. Die Strassen und Plätze verwandelten sich in Seen; das mächtige Strasseneis bekam tiefe Löcher und bedeckte sich mit einer undurchdringlichen Masse von Koth. Tausend Hände waren

Abendmahl. Sie miethen sich einen griechischen Popen, der bei der Trauung in einer Ecke sucht und nachher unterschreibt, dass er die Trauung vollzogen habe. Können sie es nicht umgehen, einen griechischgläubigen Russen bei sich zu sehen, so wird nachher Tags lang das ganze Haus gereinigt. — Ausserdem sind sie in jeder Beziehung die besten Unterthanen. Sie gehen der Behörde und der Regierung Alles, was sie verlangt, möglichst pünktlich, um nicht in genauere Berührung mit ihr zu kommen. Ihren Ackerbau und den übrigen Geschäfte halten sie in der besten Ordnung. Sie sind überall die Gebildetsten des Volks, die Selbstdenker unter den Russen.»

Am 10. Dez. (28. Nov. a. St.) Mittags fuhren die Reisenden in *Moskau* ein. In der Stadt zeigte das Thermometer einige und zwanzig Grad R. unter Null, am Morgen hatte es im Freien zwischen 27° und 30° geschwankt. Gegen den Schluss des Jahres wurde die Weiterreise über *Twer* und *Nowgorod* nach *St. Petersburg* angetreten, wo man am Neujahrstage eintraf. «Nachdem der Winter wiederholt in Zeit von zwölf Stunden mit 20° Kälte und Thauwetter gewechselt hatte, schien es zu Anfang *April* doch allmählich mit der Frühlingsluft ernster zu drehen. Die Strassen und Plätze verwandelten sich in Seen; das mächtige Strasseneis bekam tiefe Löcher und bedeckte sich mit einer undurchdringlichen Masse von Koth. Tausend Hände waren



Rybička sc.

GNATS PALAST IN MOSKAU.

[illegible] J. G. Calve [illegible] Prag

thätig, das ebene Strassenpflaster aus der Tiefe gleichmässig zu Tag zu fördern; denn jeden Augenblick stürzte hier oder dort eine Droschke in die tiefen Eislöcher, die vor flüssigem Koth nicht sichtbar waren. Kurz der Aufenthalt in Petersburg wurde mit jedem Tage unangenehmer und lebensgefährlicher, und die Flüsse, die wir auf dem Landwege zu überschreiten hatten, konnten ihre bequeme Eisdecke auch nicht lange mehr festsitzen lassen. Wir mussten also rasch auf die Abreise sinnen.«

Die Rückkehr des Prof. *Blasius* ins Vaterland erfolgte über *Narwa*, *Dorpat*, *Riga*, *Mitau*, *Tilsit* etc. etc. Fast ein Jahr war seit seiner Abreise nach Russland verflossen, als er wieder in der Heimath ankam.

II.

FEATHERSTONHAUGH'S REISE DURCH DIE SKLAVENSTAATEN DER ANGLOAMERIKANISCHEN UNION *).

Der Verf. hat zwar die Reise, von welcher wir hier das Wesentlichste mittheilen wollen, schon in den Jahren 1834 und 1835 gemacht, und es mag sich in den Verhältnissen der von ihm besuchten Gegenden und Ortschaften seit jener Zeit Manches

*) *Excursion through the Slave States, from Washington on the Potomac to the Frontier of Mexico;* with Sketches of Popular Manners and Geological Notices. By *G. W Featherstonhaugh, F. R. S., F. G. S. II.* Voll. London, 1844. (Mit einer Karte, 2 Titelkupfern und einigen Vignetten.)

geändert haben. Da jedoch die meisten neuern Touristen gerade die mittlern und südlichen Staaten der Union weniger als die nördlichen zum Gegenstande ihrer Wanderungen zu machen pflegen und dem ursprünglichen Zwecke unsers Taschenbuches zufolge alle Theile des Erdbodens nach und nach zur Kenntniss der Leser gebracht werden sollen: so glauben wir das vorliegende, in mehr als einer Hinsicht interessante Werk nicht übergehen zu dürfen. Bloss das naturhistorische Detail *) und die vielen Klagen des Verf. über schlechte Gasthäuser und Reisegesellschafter, welche neben einigen Lobpreisungen trefflicher Hotels, zusammen einen grossen Theil des Buches einnehmen, sollen von unsern Mittheilungen ausgeschlossen werden.

Hr. F. verliess mit seiner Gattinn und seinem Sohne *Baltimore* am 1. August 1834 und fuhr auf der Eisenbahn bis *Fredericktown* (in Maryland), dann zu Wagen bis an den *Potomac* und jenseits desselben, im Staate Virginien, weiter über *Middleton* und *Woodstock* bis *Mount Jackson*, in einem schmalen Seitenthale des Flusses *Shenandoah*. Dieses Thal ist grösstentheils von *Teutschen* bewohnt,

*) Für den Naturforscher vom Fach sind indessen die Beobachtungen des Verf. nicht unwichtig und wahrscheinlich grösstentheils neu, so dass sie wohl für eine rein wissenschaftliche Zeitschrift ausgezogen zu werden verdienten.

unter denen es mehre recht wohlhabende Leute gibt. »Ich fand, dass das wenige Teutsch, welches ich spreche, mir hier von grossem Nutzen war. »Wie gehts, mein Lieber?« von einem herzlichen Handschütteln begleitet, wirkte im Gasthause wie ein Talisman und verschaffte uns ein gutes Frühstück, an welchem auch zwei Schauspieler und zwei Schauspielerinnen Theil nahmen, welche in Begriff waren, diesen teutschen Ansiedlern dramatische Unterhaltungen und, wie der Zettel besagte, »*grands concerts*« zu geben. Sie fuhren mit uns sieben (engl.) Meilen bis *Newmarket*, wo sie am folgenden Tage eine Vorstellung geben wollten, die Einlasskarte zu 25 Cents oder $^1/_4$ Dollar (32 Kr. C. M). Es waren recht artige und auch verständige Leute. Sie sagten, dass sie unter den hiesigen Einwohnern ziemlich gute Geschäfte machten und sich etwas ersparen könnten. Ausserdem sass noch ein gebildeter Passagier im Postwagen, der Neffe eines der reichsten Landwirthe dieser Gegend, der seine Erziehung in einer Anstalt (*College*) in Pennsylvanien erhalten hatte. Er machte mir eine traurige Schilderung von der Unwissenheit und dem Aberglauben der hiesigen teutschen Ansiedler . . . Er sagte, dass fast Alle noch bis zur Stunde an Hexereien glauben und dass erst im vorigen Jahre das Landvolk sich geweigert habe, Eier und andere Lebensmittel nach *Mount Jackson* zu bringen, weil mehre Tage lang ein seltsam aussehender Hund mit

wildem Blick in der Gegend herumgeschweift sei und einiges Vieh in den *Shenandoah* gejagt habe. Man glaubte allgemein, dass dieser Hund der Teufel gewesen, und ein junger Advokat, dem an der Beruhigung seiner Nachbarn nicht viel gelegen seyn mochte, hatte sogar versichert, dass er ihn eines Abends in seiner wahren Gestalt gesehen habe, mit feurigen Augen und jedes grösser als sein (des Advokaten) Kopf« . . .

Unweit von Mount-Jackson fuhr man an einem sehr hübschen Landgute vorüber, welches einem teutschen Viehzüchter und Viehhändler, Namens *Sternberger* gehörte, der an 300000 Dollars reich seyn sollte. Diese Teutschen sind, wie ihre Landsleute in Pennsylvanien, arbeitsame und sparsame Menschen, welche ihren Erwerb in baarer Münze aufhäufen und einen grossen Widerwillen gegen alles Papiergeld, noch mehr aber gegen das Steuernzahlen haben. Da ihre Ländereien täglich im Werthe steigen, so bilden sie insgesammt eine sehr reiche Gemeinde. Schon an sich ihren Mitbürgern, den Englisch sprechenden Amerikanern, wenig zugethan, weichen sie noch mehr in ihren politischen Ansichten von ihnen ab, und treten, wenn ein teutscher Candidat einem amerikanischen entgegengesetzt wird, als wüthende Wahlmänner auf. In Pennsylvanien, wo es sehr zahlreiche Einwohner teutscher Abstammung giebt, controlliren sie die Wahlen ganz und gar und haben es in ihrer Ge-

walt, die Regierung in die Hände der Teutschen zu bringen, was auch unter Beihilfe der demokratischen Minorität der Amerikaner häufig geschieht.

Das nächste Ziel der Reise war der Badeort *Warmsprings* (Warme Quellen), in einem schönen Thale der Alleghani-Berge. So besucht der Ort ist, so lässt doch das Gasthaus, wo die Fremden einkehren müssen, viel zu wünschen übrig. Der Wirth, ein alter Bewohner des Thales, »Oberst« *Fry*, lässt es, nebst seinem ihm zur Hand gehenden Sohne, allerdings an keinerlei Artigkeit und Aufmerksamkeit fehlen, um die Gäste, besonders die Damen, zufrieden zu stellen. Aber das Gebäude, obwohl es den Titel eines »Hotels« in Anspruch nimmt, bietet nur beschränkte Genüsse und Gemächlichkeiten dar. Es enthält einen langen Speisesaal mit niedriger Decke, ein Unterhaltungszimmer, welches nicht den vierten Theil der Badegesellschaft aufzunehmen fähig ist, und eine kleine Zahl von Schlafgemächern, wo sich die Familien, so gut sie können, einrichten. Einzelne Personen erhalten hölzerne Cabinette (*Cabins*) ausser dem Hauptgebäude angewiesen. Das Beste ist ein Säulengang rings um den Platz vor dem Hause, wo die Kranken und die Frauen des Abends sich ergehen können. Die Zahl der Aufwärter ist viel zu gering für die Menge der oft hier versammelten Gäste, und da giebt es denn, vor der Frühstücks- und Essenszeit, ein ewiges Schreien und Rufen von Seiten derjenigen,

welche keine eignen Bedienten mitgebracht haben, sowohl im Hause als an den Thüren der Cabinette. »*Waiter!*« (Aufwärter!) »in meinem Kruge ist kein Tropfen Wasser!« oder: »*Waiter*! Wer in aller Welt (*who under arth*, in amerikanischem Englisch) hat mir denn das Handtuch aus dem Zimmer getragen?« oder: »*Waiter!* Ich schwöre, du hast mir zweierlei Stiefel gebracht! Der eine ist ja viel zu klein« u. s. w. Eines Abends währte der Lärm bis elf Uhr. Jemand hatte aus einer ganzen Reihe von Cabinetten die Kopfpolster weggenommen, welche sich nach langem Suchen unter der Matratze im Bette eines bereits mit der Post abgereisten Fremden vorfanden, dem vermuthlich, und wohl nicht mit Unrecht, die Lagerstätte zu hart vorgekommen war. Aber die furchtbarste Stunde von allen vier und zwanzig des Tages ist die, wenn zum Essen geläutet wird und Alles in den Speisesaal stürzt. Doch ist eine gute Einrichtung getroffen. Ein Blatt mit dem Namen jedes Gastes wird auf seinen Teller gelegt und sichert ihm den Platz. Die zuletzt Eingekehrten müssen sich ans unterste Ende der Tafel setzen, rücken aber in dem Masse, als die frühern Gäste abreisen, immer weiter hinauf. Die Tafel war immer reich besetzt, aber die Zubereituug schlecht. Nur das Gebäck lobt der Verfasser, so wie die treffliche Milch, durch herrliches Eis abgekühlt, ein Luxus-Gegenstand, der durch ganz Virginien, beim reichsten Pflanzer wie

in der ärmsten Hütte gefunden wird. Die Bedienung war unzureichend und schlecht. Alle Aufwärter sind Sklaven und rennen, als ob sie zu Pferde sässen, die Tische auf und ab, hören nicht wenn man sie ruft, und bleiben nur dann bei einem Gaste stehen, wenn mit der Gabel nach ihnen gestochen wird. — Jeden Abend ist Ball. Oberst *Fry* und sein Sohn sind beide leidenschaftliche Tänzer und wenigstens der Vater hält sich für den ersten Ballettmeister in ganz Virginien. Das Orchester besteht aus einem Geiger, welcher, wie der Verf. bemerkt, in seiner Art ein *Paganini* ist, denn so wie der grosse Italiäner auf Einer Saite spielte, so hört man von diesem den ganzen Abend nur Einen Ton (wohl nur eine und dieselbe Weise oder das nämliche Stück).

Die Quellen kommen aus Kalkstein an einer sumpfigen Stelle hervor, welche theilweise vom südlichen Arme des drei Meilen nordöstlich weiter aufwärts im Thale entspringenden *Jackson*-Flusses bewässert wird. Die Temperatur des Hauptbades ist 96° F. (29 $^{8}/_{9}$° R.). Ueber demselben ist ein ordinäres achtseitiges Gebäude, ohne Dach, errichtet. Der Durchmesser des Badebeckens ist 35 Fuss und die Tiefe im Durchschnitt 5 Fuss. Das Wasser ist vollkommen rein und klar und von dem unablässig aufsprudelnden Gas in steter Wallung begriffen. Das Baden geschieht hier gemeinschaftlich, von Morgens um 4 Uhr anfangend, je zwei Stunden

für Männer und zwei Stunden für Weiber. Ausserdem gibt es für einzelne Personen auch Privat-Bäder.

Etwa 5 (engl.) Meilen südwestlich von hier liegen in demselben Thale die *Hot-springs* (heissen Quellen) mit einem kleinen »Hôtel« zur Aufnahme von Kurgästen. Es war hier vor kurzem ein neues Badhaus über der Hauptquelle erbaut worden, welche mehr als 30 Fuss im Durchmesser und 94° F. (27 5/9° R.) Temperatur hat. Eine andere Quelle, das *Röhrenbad* (*Spout Bath*) hat 102° F. (31 1/9° R.) Mehre benachbarte Quellen sind nicht gefasst. Die Umgebung ist viel weniger anmuthig als bei den *Warm springs*. Alle setzen, wie Letztere, Kalksinter ab, sind aber von diesen im Gehalt an Kohlensäure verschieden. Oestlich von der Strasse ist eine Quelle von 101° F., welche die Eigenschaft hat, wie kaltes Wasser den Durst zu löschen. Das hiesige Landvolk nennt sie *Sweet spring* (Süsse Quelle).

Am 12. Aug. begab sich der Verf. mit seiner Familie nach dem, am stärksten in dieser Gegend besuchten, von hier 36 Meilen entfernten Badeort *White Sulphur Springs* (Weisse Schwefelquellen). Es hielt schwer, hier Unterkommen zu finden, ungeachtet schon im voraus Bestellung gemacht war. Der Ort besteht aus einem Haufen meist schlecht aussehender Hütten (»*Cabins*«), welche einen länglich-viereckigen Platz, mit einem Fussweg in der

Mitte und Rasenplätzen zu beiden Seiten, umgeben. Das »Hôtel« ist von Holz gebaut und hat eine baufällige Säulenhalle, nebst einem gewaltigen Speisesaal, wo sich täglich zwischen 300 und 400 Personen zum Frühstück, Mittag- und Abendessen versammeln. Nur einige wenige Cabinette sind in gutem Zustande, gehören aber als Privateigenthum wohlhabenden Familien in verschiedenen Gegenden Virginiens. Die Hauptquelle wird von einem offenen Säulengange mit Bänken umgeben, wo die Trinkenden sich Bewegung machen oder nach Belieben ausruhen. Nicht weit davon ist eine andere Quelle, bei der sich die Negersklaven versammeln und wie ihre Herren trinken. Hier sieht man ebenfalls mehre Reihen von Cabinetten geringerer Gattung; eine davon heisst die *Fliegenreihe (Fly Row)*, von den ungeheuern Fliegenschwärmen, die hier die Bewohner belästigen. Eine andere wird die *Probe-Reihe (Probation Row)* genannt, weil sie nur zur einstweiligen Unterkunft dient, bis bessere Cabinette leer werden.

Der Verf. musste, da er nichts leer fand, nebst mehren andern Reisegefährten einstweilen bei einem benachbarten Dorfschmiedt einkehren, der eine Quelle bei seinem Hause ebenfalls zum Kurgebrauch eingerichtet hatte. Nach einigen Tagen erhielt er mit Mühe ein Zimmer in der *Alabama-Reihe*, 12 Fuss lang und sehr schmal, aber mit zwei Bettstellen. Es hatte zwei Thüren, eine west-

lich auf den Berg, an dessen Abhang die Reihe angelegt war, die andere ins Thal, mit einer gebrechlichen hölzernen Treppe. Das eine Bett enthielt eine Matratze und ein hartes Kopfpolster voll knotigen Inhalts. Es zeigte sich am andern Morgen, dass das Polster ausser ein paar Händevoll Federn ganze Köpfe und Hälse von Hühnern und Enten enthielt, welche die Sklaven, zu faul, um die Federn auszurupfen, gleich im Ganzen hineingesteckt hatten.

Am nächsten Tage wurde in ein anderes Zimmer, welches wenigstens bessere Betten hatte, gezogen und bald darauf gelang es dem Verf. ein Unterkommen in der *Zwangsreihe (Compulsion Row)* zu erhalten. Die Cabinette dieser Reihe waren neu gebaut und reinlich, doch war das Dach noch nicht überall fertig. Eine Nachbar-Familie musste sich, als es zu regnen anfing, schützen, so gut es gehen wollte. Das Zimmer des Verf. war von dem nebenliegenden durch eine einfache Bretterwand geschieden, aber beide hatten ein gemeinschaftliches Dach und die Decke war noch nicht eingesetzt, so dass die Wand nicht völlig hinauf reichte, sondern von ihrem obern Rande bis zum Dach ein offener Raum blieb. »Wäre zwischen uns« — sagt der Verf. — »und unsern Nachbarn ein Zank entstanden, so hätten wir einander alles Mögliche über die Wand in die Zimmer werfen und auf diese Weise Krieg führen können, so gut als ob gar

keine Wand da gewesen wäre.« Das Lästige dieses Zustandes offenbarte sich noch denselben Tag. Einige Männer bezogen das Nebenzimmer und unser Hr. F. musste nun bis spät in die Nacht ein ungrammatisches Gewäsch über Mässigkeits-Vereine, Sonntagsschulen, Papiergeld etc., vermischt mit Räuspern und Spucken, aushalten, das ihn nicht wenig ärgerte. Am folgenden Morgen machten diese »Kreuzerlichter zu erleuchten die Heiden« *(Farthing candles to lighten the Gentiles)* »einer andern Gesellschaft Platz, die nicht weniger roh und lästig war. Es waren vier Männer, die in zwei Betten schliefen und sich in Einem fort über Schinken stritten. Der Eine behauptete, es gebe in der ganzen Welt *(the hull woorld)* keine so guten Schinken als in *Virginien*, was der Andere, ein *Kentuckier*, nicht zugab, indem er das Lob für die westlichen Staaten in Anspruch nahm, wo besserer Boden sei und besseres Futter wüchse und folglich die Schweine besser gemästet würden. Das verdross den Virginier und er schwur hoch und theuer, Virginien liefere »reellere« Erzeugnisse als »*the hull woorld*«; zugleich fragte er den Kentuckier, ob sie Austern, Muscheln u. dgl. in Kentucky hätten und betheuerte nochmals, dass die *Southampton-County* das schönste Land in der Welt sei. Diess brachte den Kentuckier, der, als ein Bewohner des Binnenlandes, nie eine Auster gesehen hatte, zum Schweigen. Jetzt erhob sich der Dritte, ein Bürger des Staates Missi-

sippi (»*Massasippi*«) und fragte den Virginier höhnisch, ob denn auch Zucker in Southampton-County wachse? Uebrigens hätte er immer gehört, der Geschmack der Austern (»*Havysters*«) von *New-Orleans* sei so ausgezeichnet, dass sie alle Austern von Alt-Virginien neun und neunzig Mal in einem Tage todtschlagen könnten. »Ich glaube (»*I reckon*«), das kommt vom Gelben Fieber,« war das Einzige, was der Virginier darauf zu antworten wusste.

Es muss, dem Verf. zufolge, jedem, der so viel Rühmens von den *White Sulphur Springs* gehört hat, unglaublich scheinen, dass dieser Kurort, der schmutzigste und elendeste Platz in den ganzen Vereinigten Staaten, doch alle Jahre von einer grossen Menge feiner und gebildeter Leute besucht wird, welche zu Hause oder anderwärts das bequemste Leben führen könnten und sich hier so vielen Ungemächlichkeiten aussetzen. Nur die ausgezeichnete Heilkraft der Quellen, besonders gegen Leberleiden und andere Beschwerden, welche das ungesunde Klima der niedern Gegenden von Virginien bei den Einwohnern, namentlich in den heissen Sommermonaten hervorbringt, ist Ursache, dass Jeder, der von Hause abkommen kann, vom Juli bis in den Oktober, wo wieder Fröste eintreten, in die gesunde Bergluft der Alleghanis und zu den Schwefelquellen flüchtet.

Bemerkenswerth ist, was der Verf. über die Titelsucht der Amerikaner hier zu erfahren Ge-

legenheit hatte. »Wenn man diese eifrigen Republikaner reden hört, so sollte man glauben, sie hätten einen Widerwillen gegen Titel jeder Art, und doch sieht man sie überall darnach streben, vielleicht deshalb, weil seltene Dinge stets einen grössern Werth haben und man, wenn keine Diamanten zu haben sind, sich mit unechten Steinen begnügt. In Massachusetts und überhaupt in Neu-England heisst der einfachste Landwirth, sobald er zum Volksvertreter oder sonst zu einem öffentlichen Amte gewählt worden, *»the honourable Mr. Slick.«* In New-York wird ein junger Advokat, der einen Verwaltungsposten bekleidet, *Inspector General der Miliz* genannt, ein ganz bedeutungsloser Titel, da die Miliz sich nie in Masse versammelt; aber er bleibt lebenslang »General,« wenn er auch bei der nächsten Wahl seinen Posten verlieren sollte. Ein (wirklicher) General-Offizier der Unionsarmee erzählte mir, er habe eines Tages beim Gouverneur von New-York gespeist und an der Tafel wiederholt die Worte gehört: »Kann ich die Ehre haben, General, mit Ihnen anzustossen?« Er bezog Anfangs das Compliment auf sich, füllte sein Glas und sah sich nach seinem Mann um, wurde aber bald gewahr, dass eine Menge »Generale« an der Tafel sassen, von denen obendrein kein einziger jemals Soldat gewesen war. Hier in Virginien ist die Titelwuth noch grösser als im Norden. Fast jeder, der nur bessern Klasse gehört, ist wenigstens

ein »*Colonel*,« und jeder Schenkwirth ein »*Major*.« Auch findet man gelegentlich unter den Postwagen-Führern einen *Captin*, während ein so geringes Geschöpf wie ein »*Lewtenant*« nur in der Musterrolle der Miliz, aber in der ganzen Republik nirgends lebendig vorkommt. Ein Herr aus Winchester erzählte mir folgende Anekdote. Als er mit seinem Pferde über den Potomac in einer Fähre nach Virginien überfuhr, sagte ihm der Fährmann: »Major, ich wünsche, dass Sie Ihr Pferd ein wenig weiter vorwärts gehen lassen.« Diess geschah, mit der Bemerkung: »Ich bin kein Major und ihr braucht mich nicht so zu nennen.« »Gut, Oberst, (»*Kurnel*«) sagte der Fährmann, »ich bitte um Vergebung und werde Sie nicht mehr so nennen.« Am Landungsplatze angekommen, führte der Herr sein Pferd aus der Fähre und sagte: »Guter Freund, ich bin ein schlichter Mann, weder ein Oberst noch ein Major; ich habe gar keinen Titel und mag auch keinen. Was bin ich schuldig?« Der Fährmann sah ihn an und sagte: »Sie sind der erste weisse Mann, den ich jemals hier übergefahren habe und der gar nichts ist. Ich schwöre es Ihnen, Sie sollen auch gar nichts bezahlen!« »Wenn die verschiedenen Leute,« — fährt der Verf. fort — »mit denen ich hier zusammentraf, mich auf denselben Fuss behandelt hätten, so würde ich viel Geld erspart haben. Ein Herr W. ***, der mich häufig mit Steinen und Muscheln

beschäftigt sah, nannte mich *Doktor*. Die meisten Kurgäste aber titulirten mich *Oberst* und für die mich bedienenden Sklaven im Hotel war ich ein *Judge* (Gerichtsperson).«

Hr. F. besuchte noch ein Paar andere Kurorte, die *Sweet Springs* (Süssen Quellen) und die *Botetourt Springs*, und überschritt dann auf der Weiterreise den *New-River*, einen Nebenfluss des in den Ohio gehenden *Kanawha*. Hier traf er am frühen Morgen auf einen Zug von etwa 300 *Negersklaven*, welche mit ihren Führern die Nacht im Freien zugebracht hatten und in Begriff waren, gleichfalls über den Fluss zu setzen. Sie waren zum Verkauf nach *Natchez* am Mississippi, für die Zuckerpflanzungen bestimmt und die Karawane glich ganz den afrikanischen, wie sie *Mungo Park* beschreibt, nur mit dem Unterschiede, dass neun Wagen und einige Einspänner dabei waren, um die Personen und das Gepäck der Weissen und gelegentlich auch die Maroden fortzubringen. Die männlichen Sklaven, gegen 200, waren sämmtlich gefesselt und an einander gekettet, und standen in Begriff übergesetzt zu werden. Die Weiber sassen, bis die Reihe an sie kam, frei auf der Erde oder auf Baumstämmen und eine Menge Kinder hatten sich um die noch brennenden Bivouac-Feuer gelagert. Die Ueberfahrt bot ein betrübendes Schauspiel dar. Voraus ritt ein Führer, um eine seichte Stelle für die männlichen Sklaven zum Durch-

waten aufzusuchen. Dann folgte ein Wagen mit vier Pferden, von einem andern Reiter begleitet. Die übrigen Wagen enthielten auch die Kinder und einige Lahme, während die Weibspersonen und andere zur Karawane gehörige Leute in flachen Booten übergesetzt wurden. Es ging bei diesem ganzen Geschäft sehr methodisch und wachsam zu, denn ein solcher Flussübergang wird nicht selten von den Sklaven benutzt, sich zu befreien. Es darf nur einigen gelingen, sich ihrer Fesseln zu entledigen, so setzen sie auch die Uebrigen in Freiheit und zerstreuen sich dann entweder oder schlagen ihre Aufseher todt und flüchten in die nördlichen Staaten, wo keine Sklaven gehalten werden. Um solchen Meutereien vorzubeugen, suchen die Führer sie auf dem Marsch durch gute Nahrung und sonstige milde Behandlung möglichst bei guter Laune zu erhalten. Auch giebt es bei jedem Zuge andere Neger, welche von den Sklavenhändlern dazu abgerichtet sind, die neuen Ankömmlinge zu begleiten und sie auf dem Wege durch allerlei muntere Geschichten zu unterhalten, ihnen von dem reizenden Klima der Gegenden, wohin sie gebracht werden, den herrlichen Orangen und andern köstlichen Dingen, die ganz umsonst zu haben sind, zu erzählen u. s. w. In dem Masse aber, als man sich von den freien Staaten mehr südwärts entfernt, vermindern sich die Gefahren der Meuterei und des Entfliehens, denn in den südlichen

Staaten ist Jedermann dabei interessirt, dass der Sklavenhändler und der Sklavenbesitzer bei seinem Eigenthum geschützt werde. In den letzten Jahren ist der Gebrauch, die Sklaven durch das innere Land nach den südlichen Märkten zu führen, wegen der damit verbundenen Beschwerden und Gefährlichkeiten sehr in Abnahme gekommen und die Sklavenschiffe löschen ihre Ladung unmittelbar in einem Hafen der südlichen Staaten, namentlich in Neu-Orleans.

»Wie empörend« — sagt der Verf. — »das gesammte Sklavenwesen« (am meisten der unmenschliche Gebrauch, durch Trennung des Mannes vom Weibe und der Kinder von den Aeltern alle Familienbande zu zerreissen) »erscheinen mag, so dürfte doch von Allen, die darüber geschrieben haben, diese »*Institution*,« wie die amerikanischen Staatsmänner die Sache pomphaft nennen, noch nicht ganz richtig beurtheilt worden seyn. Alle echten Bekenner des Christenthums müssen sich in dem Wunsche vereinigen, dass die Sklaverei überall in der Welt aufhören möge, und so weit ich die Gesinnungen der einflussreichsten Grundeigenthümer in den südlichen Staaten kennen gelernt habe, sehen sie einer dereinstigen gänzlichen Abschaffung der Sklaverei mit Befriedigung entgegen. Der Expräsident *Madison*, mit dem ich oft über diesen Gegenstand sprach, sagte mir mehr als Ein Mal, er würde nicht ruhig sterben können,

wenn er glauben müsse, dass eine so grosse Schmach nicht früher oder später von seinem Vaterlande werde weggenommen werden. Er erzählte unter Anderm, dass er eines Tages alle seine Sklaven — und er hatte deren nicht wenig — versammelt und ihnen auf der Stelle die Freilassung angeboten habe. Aber sie lehnten sie ab und sagten, sie wären auf seinem Gute geboren, hätten stets Nahrung und Kleidung, in Krankheitsfällen Pflege und Arznei erhalten, und wenn sie jetzt in Freiheit gesetzt würden, so hätten sie keine Heimath, wohin sie gehen, und keine Freunde, die sich ihrer annehmen könnten. Sie zögen es also vor, bei ihm als Sklaven zu leben und zu sterben, da er stets ein gütiger Herr gewesen sei. In derselben Lage befinden sich wahrscheinlich sehr viele andere menschlich gesinnte Grundeigenthümer in den südlichen Staaten. Sie haben werthvolle Pflanzungen mit den darauf gebornen Negern geerbt und diese betrachten ihren Herrn als den einzigen Freund, den sie auf Erden haben. Die hitzigsten unter den s. g. *Abolitionisten* übersehen daher, wenn sie eine unmittelbare, plötzliche Aufhebung der Sklaverei verlangen, die Bedingungen, unter welchen allein sie bewerkstelligt werden kann. Sie denken weder an eine Versorgung der freigelassenen Sklaven, noch an eine Entschädigung der Eigenthümer. Ohne Sklaven würden die Pflanzungen keinen Werth mehr haben. Weisse Arbeiter sind

nicht zu bekommen. Die so eben in Freiheit gesetzten und für ihre Zukunft nichts weniger als besorgten Neger würden sich nicht wieder dazu gebrauchen lassen, und so würde es sowohl an Käufern für die Grundstücke als an Pächtern fehlen. Die Abolitionisten fordern also die Pflanzer auf, ihre Familien zu Grunde zu richten, ohne dass den Negern damit geholfen wäre, und da sie in der Zwischenzeit vernachlässigen, sich zu einer grossen praktischen Massregel zu vereinigen, um die Emancipation auf National-Kosten durchzuführen, so lassen sie das Uebel mit jedem Jahre grösser werden. Die Neger-Bevölkerung beträgt schon jetzt an zwei Millionen« (im Jahre 1844 schätzte man sie bereits auf $2^3/_4$ Mill.) »und die Frage wird mit der Zeit eine höchst schreckliche werden, d. h. es wird sich darum handeln, ob die weisse oder die schwarze Rasse die herrschende seyn soll.«

»Die Vorwürfe,« — fährt der Verf. fort — »welche den südlichen Pflanzern von ihren keineswegs allzu gewissenhaften Gegnern gemacht werden, sind daher (im Allgemeinen) unverdient, und man kann sie billigerweise nur mittelbar für das Elend verantwortlich machen, welches der empörende, von habsüchtigen und unmenschlichen Leuten, die durchaus nichts mit den Gebildeten der südlichen Staaten gemein haben, betriebene Sklavenhandel mit sich führt. Es ist diess eine nothwendige Folge der sich immer weiter ausbreitenden Bevölkerung

der Vereinigten Staaten, namentlich der Einverleibung von *Louisiana* und des gestiegenen Baumwollen- und Zuckerbaues. Die fruchtbaren Ländereien dieses Gebiets können nur von Schwarzen bearbeitet werden und sind von unbegränzter Ausdehnung. Die Sklaven sind daher mächtig im Preise gestiegen, je nach ihren Eigenschaften und Fähigkeiten, von 500 bis 1000 Dollars. Diess hat natürlich in einem von Leuten, welche »*to make money*« (Geld machen) für die Hauptaufgabe des Lebens ansehen, erfüllten Lande den abscheulichsten Geschäftszweig hervorgerufen. Der Boden von Virginien ist durch eine Reihe von Tabaks- und Maisärndten allmählich erschöpft worden. Hiezu kommt die fortwährende Theilung des Eigenthums in Folge der aufgehobenen Erbschaftsgesetze. Eine Menge kleiner Eigenthümer sind in ihren Vermögensumständen zurückgekommen, wollen es aber doch äusserlich nicht merken lassen und sehen sich daher, wenn die Noth drückend wird, gezwungen einen oder zwei Neger zu verkaufen. Die wohlhabendern Grundbesitzer haben nicht selten auch widerspänstige und schlechte Sklaven, welche sie, wenn sie sich nicht bessern, entweder ins Gefängniss oder in gewisse Depôts schicken, dergleichen sich in allen grössern Städten für zu verkaufende Sklaven bis zu der Zeit befinden, wo sie fortgeschafft werden können. Alle diese Verhältnisse sind den Sklavenhändlern genau bekannt und ihre

Gehilfen begeben sich jährlich nach den südwestlichen Staaten, um mit solchen Pflanzern, welche für die nächste Arbeitszeit Sklaven brauchen, Verträge abzuschliessen. Unterdessen wird das Land durchstöbert, um Einkäufe zu machen. Die aus den Gefängnissen angekauften Sklaven werden, so wie alle andern, die der Flucht verdächtig sind, gefesselt fortgeschafft. Die Weiber und die erwachsenen Mädchen kommen gewöhnlich in die Baumwolle bauenden Staaten, die Männer und jungen Burschen auf die Reiss- und Zuckerpflanzungen. Bei diesem Geschäft sind Leute mit ansehnlichem Capital betheiligt, und manche haben sich grosse Reichthümer erworben. Freilich werden auch andere zuweilen schrecklich für dergleichen schändliches Beginnen gezüchtigt. Ich hörte, dass zwei oder drei Monate vorher, ehe ich diese Strasse reiste, ein ganzer Zug *(Gang)* die für einen Augenblick unaufmerksamen Führer überfallen und einige mit Beilen getödtet hatte.«

Aus Virginien begab sich der Verf. nach dem Staate *Tennessi*. In *Sparta*, einer kleinen unbedeutenden Stadt, erfuhr er, dass in einem benachbarten Thale seltsame Gräber von Indiern vorhanden seien und machte sich sogleich auf den Weg dahin. Ein alter Ansiedler, *Lane*, erzählte ihm, dass man, nach Ausrodung des Waldes, beim Umpflügen des Bodens häufig auf viereckige Kalksteine und Menschenknochen gekommen sei. Bei

weiterer Untersuchung habe es sich gezeigt, dass es Bruchstücke von steinernen Särgen gewesen, welche aus einem flachen Boden, zwei Seitenstücken, einem Kopf- und einem Fussstücke, nebst einer Platte als Deckel, bestanden. Die Länge betrug nie mehr als 24 Zoll, bei einigen sogar nur 15 Zoll oder noch weniger, und die Tiefe des Grabes einen Fuss. Dadurch neugierig gemacht, hatte Hr. *Lane*, in Verbindung mit einem benachbarten Pflanzer, mehre solche Gräber geöffnet und zunächst gefunden, dass die Särge oben nur gewöhnliche Erde enthielten; aber nach behutsamer Wegräumung derselben zeigte sich ein Skelett, welches auf der rechten Seite lag, in etwas gekrümmter Stellung, so wie die Leute zu schlafen pflegen. Unter dem Nacken befand sich ein irdener indischer Topf mit Erde und zerbrochenen Muscheln angefüllt, der in Folge der Feuchtigkeit beim Herausnehmen gewöhnlich zerfiel, wenn man ihn aber vorsichtig trocknen liess, wieder fest wurde. Hr. *Lane* und seine Freunde hielten sich dadurch für überzeugt, dass sie die Reste einer ehemaligen Rasse von *Pygmäen* entdeckt hätten, welche hier, noch ehe die Gegend mit Wald bedeckt gewesen, begraben worden. Die Kunde davon verbreitete sich weiter und viele Neugierige, selbst gelehrte Männer, kamen herbei, die Dinge mit eigenen Augen zu schauen. Da alle Skelette vollständige Schädelknochen hatten, so hielt man sie nicht für Skelette von Kindern

der gewöhnlichen indischen Rasse, sondern wirklich für Reste von *Pygmäen*, und ein Doktor schrieb ein eignes Buch über dieses Wunder des westlichen Landes.

Der Verf. begab sich zunächst zu einem Hrn. *Doyle*, einem Pflanzer desselben Thales, an den er empfohlen war. Dieser bestätigte die Untersuchungen von *Lane* mit der Bemerkung, dass auf seinem eignen Gute noch weit mehr solche Gräber zu finden seien und dass er zuerst die Gebeine für Reste von Pygmäen erklärt habe. Er habe wenigstens hundert geöffnet und die Skelette einander vollkommen gleich gefunden, ausgenommen, dass bei den kleinsten die Knochen sehr zerbrechlich waren und die Kiefer keine Zähne enthielten; unstreitig seien diess Skelette von Kindern der Pygmäen gewesen. Der Verf. untersuchte nun selbst mehre von den ausgegrabenen Särgen, so wie er auch ein noch unberührtes Grab öffnete. Das darin befindliche Gerippe hatte eine äusserst dünne Hirnschale und keine Zähne; die Knochen waren erstaunlich klein und man sah deutlich, dass die Leiche auf die rechte Seite gelegt und mit Erde bedeckt worden sei. Unter dem Genick war ein Topf, der beim Anrühren zerfiel; auch fand sich eine Hirschrippe nebst einem Schneckenhause, die ebenfalls mit ins Grab gelegt worden waren. Dergleichen Schneckenhäuser nebst kleinen durchbohrten Steinen waren auch in andern Gräbern ge-

funden worden und hatten wahrscheinlich zu einem Halsband gehört. Als sich der Verf. weiter in der Gegend umsah, kam er zu einer Felsenhöhle, wo sich das Gerippe eines Menschen von gewöhnlicher Grösse vorfand; der Schädel hatte ein Loch wie von einem Tomahawk und die Kiefer waren voll Zähne. Der Verf. suchte nun Hrn. *Doyle* in Betreff der Pygmäen zu enttäuschen und sagte ihm, dass es bei sehr vielen Stämmen der westlichen Indier gebräuchlich sei, die Leichen der Erwachsenen auf einem Gerüste in der freien Luft auszustellen, und erst dann, wenn alle weichen Theile durch die Verwesung verschwunden wären, die Knochen des Gerippes in kleine Gräber zu legen; ferner dass, wenn er die Grösse der ältesten gefundenen Schädel genau betrachten wollte, er sehen würde, dass sie Menschen mit so grossen Köpfen wie unsere eigenen angehört hätten, was gar nicht der Fall mit Pygmäen-Schädeln seyn könne. Hr. *Doyle* war jedoch zu sehr für die wunderbare Pygmäen-Entdeckung eingenommen, als dass die nackte Wahrheit grossen Eindruck auf ihn gemacht hätte.

Nashville, die Hauptstadt des Staates Tennessi, liegt am südlichen Ufer des Flusses Cumberland, über welchen eine gute Brücke führt. Die Stadt hat einen grossen öffentlichen Platz, mehre Kirchen, Versammlungshäuser, eine Strafanstalt *(Penitentiary)*, ein Hospital und eine s. g.

Universität. Obschon die Bevölkerung nicht 6000 Seelen übersteigt, so herrscht doch überall ein sehr reges Leben. Hr. *F.* suchte gleich nach der Ankunft den Professor *Troost*, einen eifrigen Geologen, auf. »Es muss« — sagt er — »zur Ehre des Staates Tennessi berichtet werden, dass er einer der ersten Beförderer der Wissenschaften in der Union war, indem er dem Professor (Troost), ausser den 1000 Dollars, die er als Lehrer der Chemie und Naturgeschichte bezieht, noch 500 Dollars als Staats-Geologisten bewilligte, so dass der würdige Mann ohne Nahrungssorgen sich seinen wissenschaftlichen Neigungen hingeben kann. Wie alle dergleichen Enthusiasten legt er nicht mehr Werth auf das Geld, als es wirklich hat, und giebt z. B. willig einem Bauer 20 Dollars, der ihm eine lebendige Klapperschlange oder sonst etwas Merkwürdiges bringt. Er hat überhaupt eine Vorliebe für Alles, was zur Schlangenfamilie gehört und trägt beständig einige lebendige gezähmte Exemplare in den Taschen mit sich herum.... Jedes Jahr in den Ferien macht er einen Ausflug in die Berge und man erzählte mir, dass er einst bei einer solchen Gelegenheit, wo er nebst verschiedenen Congress-Mitgliedern, die nach Washington gingen, mit dem Postwagen reiste, seinen Platz oben auf der Aussenseite der Decke nahm. Er hatte einen grossen Korb bei sich, dessen Deckel jedoch nicht überall gut passte. Neben dem Korbe sass ein baptisti-

scher Geistlicher lange Zeit in Gedanken und als er endlich aus seinen Träumereien aufwachte, erblickte er zu nicht geringem Schrecken zwei Klapperschlangen, die ihre Köpfe aus dem Korbe hervorstreckten. Er sprang sogleich über die Decke auf den Sitz des Kutschers hinab, welcher, seinerseits ebenfalls über die seltsamen ophidischen Passagiere erschrocken, einen herzhaften Sprung auf die Strasse machte. Dasselbe thaten auch die Volksvertreter im Innern des Wagens, sobald sie vernahmen, was draussen vorgehe, so dass nur der Doktor und seine Schlangen auf dem Wagen blieben. Der Doktor aber bedeckte ganz gelassen den Korb mit seinem Oberrock und sagte: »Meine Herren, nehmen Sie sich nur in Acht, dass die Dinger Sie nicht beissen, und es wird Ihnen sonst gar nichts zu Leide geschehen.«

Tennessi ist ein Beispiel von dem schnellen Wachsthum der Vereinigten Staaten. »Als ich 1806« — sagt der Verf. — »zum ersten Male Nord-Amerika besuchte, galt der Name Tennessi für eine Art von *Ultima Thule*. Jetzt ist es ein selbstständiger Staat von beiläufig 700000« (1840 mit 820000) »Einwohnern, hat den Vereinigten Staaten bereits einen Präsidenten *(Jackson)* gegeben und mitten in der Wildniss eine geologische Lehrkanzel gestiftet. Die erste Blockhütte, wo jetzt *Nashville* steht, wurde 1780 errichtet, und jetzt sieht man hier eine hübsche Stadt, mit Ziegelhäusern, öffent-

lichen Gebäuden, die jeder grössern Stadt Amerikas zur Zierde gereichen würden.... Was die Stadt besonders merkwürdig macht, ist, dass noch einige von den rüstigen Männern am Leben sind, welche mit ihren Doppelbüchsen auf der Schulter, in diese Wildnisse eindrangen und sich zuerst hier ansiedelten. Auf einem meiner geologischen Ausflüge besuchte ich den Pflanzer Hrn. *Ridley*, der etwa vier Meilen von Nashville wohnt.... Beim Eintritt in sein Haus (ein hölzernes, schmuckloses, altes Gebäude) fand ich eine junge starke Negerinn beschäftigt Baumwolle zu haspeln, mit einer Maschine, die einen so abscheulichen Lärm machte, dass ich kaum mein eignes Wort hören konnte... Im Hofraume traf ich ein ältliches Weib, von robuster Gestalt und mehr männlichem als weiblichem Benehmen. Auf meine Frage, ob sie die Frau vom Hause sei, antwortete sie mit Nein, und wies mich an ihre »Mammy«, die eben aus einer Blockhütte kam und, obwohl sehr alt und abgemagert aussehend, doch noch grosse Lebhaftigkeit verrieth. Sie bat mich höflich ins Zimmer zu gehen und hier fand ich an der Thüre einen alten Mann mit eisgrauem Kopfe, welcher mir herzlich die Hand schüttelte und verschiedene Fragen an mich that, wer ich sei, woher ich komme, wohin ich reise u. dgl. m. Ich brachte den Morgen bei dieser patriarchalischen Familie zu und gewann sie so für mich, dass sie mir ihre Geschichte erzählten.

Er hiess *Daniel Ridley* und zählte 95 Jahr. Die Alte war seine zweite Frau und zählte 80; sie hatte ihm während einer 54jährigen Ehe acht Kinder geboren. »Miss *Betsy*« — wie die Sklaven sie nannten — war eine Tochter aus der ersten Ehe und jetzt 62 Jahr alt; sie war zwei Mal verheurathet gewesen und hatte bereits Enkel. Der Patriarch selbst hatte also schon Urenkel und einer davon, ein Enkel des jetzt 72 Jahre zählenden ältesten Sohnes, war im Begriff, sich gleichfalls zu verheurathen. Daniel sagte, er habe kürzlich seine ganze Nachkommenschaft zusammenzählen wollen, sei aber als er bis 300 gekommen, müde geworden und habe das Zählen aufgegeben. Es sind die Abkömmlinge von 16 Kindern aus beiden Ehen.«... In dem Alten war der Erwerbsgeist noch so lebendig, dass die erwähnte Negerinn, trotz dem Lärm, den ihre Maschine machte, während des Gesprächs forthaspeln musste. Das Wesentlichste seiner Lebensgeschichte bestand in Folgendem.

Er war aus Virginien gebürtig und hatte sich bei seiner zweiten Verheurathung 1780 mit acht Kindern von der ersten Frau, an den nördlichen Arm des Flusses *Holston* begeben, wo er 10 bis 11 Jahr in steten Kämpfen mit den *Indiern* zubrachte. Von einer Ansiedlung hörend, die am *Cumberland-River* gemacht werden sollte, schloss er sich an eine grosse Gesellschaft an, welche auf selbst gezimmerten Booten den *Holston*, *Tennessi* und *Cum-*

berland, 800 Meilen weit, bis *Nashville* hinabfuhr, wo man 1790 landete und sogleich zur Ansiedelung schritt. Das Erste war die Bodenreinigung für seine Wohnung, welche gegen die Angriffe der *Choctaw*-, *Chickasaw*- und *Tschiroki*-*Indier*, auf deren Jagdgründen man sich niederliess, mit einem starken vierseitigen Pfahlzaune umgeben wurde. Innerhalb dieser Umzäunung baute *Ridley* ein Wohnhaus und einige Ellen davon zwei Blockhäuser, wohin die Familie sich flüchten konnte, wenn der Pfahlzaun erstürmt werden sollte. Hiezu kamen noch ein paar Viehställe. *Ridley* selbst wurde in seinem Fort nicht angegriffen, aber die zwei Meilen entfernte Pflanzung seines Schwiegersohnes, Namens *Buchanan*, wurde 1792 der Schauplatz eines Kampfes, der noch jetzt von den ältern Ansiedlern nicht vergessen ist. Die Indier hatten sich seit einiger Zeit versammelt und die Ansiedler erfuhren durch Kundschafter, dass es auf einen Angriff zuerst auf *Buchanans*, dann auf *Ridleys* Fort und später auf ein drittes am Cumberland abgesehen sei. Vierhundert Ansiedler hatten bei *Buchanan* mehre Tage lang verweilt, waren aber, da es hiess, die Indier hätten sich zerstreut, wieder nach Hause gegangen und nur 19 aus der Nachbarschaft waren geblieben. Am Sonnabend kamen ein Franzose und ein Mestize in grösster Eile ins Fort mit der Nachricht, dass die Indier im Anzuge seien. Man glaubte ihnen nicht, schickte aber doch

zwei Männer auf Erkundigung aus, welche in einen Hinterhalt fielen, erschlagen und skalpirt wurden. Indessen hörte man im Fort nichts weiter von den Indiern und die Männer legten sich zur Ruhe nieder; nur Buchanans Frau blieb wach. Mitten in der nächtlichen Stille hörte sie, dass die Pferde und Rinder unruhig wurden, stets ein sicheres Zeichen, dass Feinde im Anzuge sind, und machte Lärm. Die Männer eilten sogleich nach dem Thore des Pfahlzauns, welches 900 (?) indische Krieger zu durchbrechen suchten. Zum Glück war es so stark, dass das Vorhaben nicht gelang, und da die Feinde keine Diversion auf einer andern Seite machten, so gelang es den muthigen Vertheidigern, den Sturm abzuschlagen, so dass die Indier nach einigen Stunden, aus Furcht, dass der Lärm die übrigen Ansiedler der Gegend herbeilocken möchte, unverrichteter Sache und mit grossem Verlust wieder abzogen.

Die Feindschaft zwischen den Indiern und den Weissen dauerte natürlich fort, indem jene für ihre Jagdgründe, diese für ihr Leben kämpften. Wenn die Indier zu schwach waren, um die Niederlassungen offen anzugreifen, so schlichen sie in kleinen Haufen herum und versteckten sich an Orten, wo die Weissen vorbeizugehen pflegten. *Buchanan* hatte eine Getraidemühle, auf der die Nachbarn mahlen liessen. Eines Tages, wo man sicher zu seyn glaubte, wurden vier Knaben einer

Familie mit Getraide hergeschickt. Sie fielen nicht weit vom Hause in einen Hinterhalt und wurden erbarmungslos skalpirt. Zwei davon überlebten die Marter und bekamen eine neue Schädelhaut, blieben aber stets kahl. — Bei so eingewurzeltem Hass war es nicht zu verwundern, dass im Jahre 1813, als General *Jackson* gegen die *Kriks-Indier* ins Feld zog, die Männer von *Tennessi* schaarenweise sich unter seiner Fahne versammelten.

Am 5. Oktober verliess der Verf., in Begleitung seines Sohnes — die Frau hatte er schon in Virginien bei einer befreundeten Familie zurückgelassen — Nashville und fuhr mit dem Postwagen nordwärts nach *Louisville*, im Staate Kentucky. Diese Stadt liegt sehr vortheilhaft am südlichen oder linken Ufer des *Ohio* und ist ein stark besuchter Anlegeplatz für die zahlreichen Dampfschiffe, welche diesen schönen Fluss befahren. Sie hat drei mit diesem parallel laufende Strassen, jede von 80 Fuss Breite. Die *Main Street* (Hauptstrasse) gleicht an Bauart und Geschäftsthätigkeit beinahe dem *Broadway* in New-York. Diese drei Strassen werden rechtwinkelig von mehren andern durchschnitten, welche südwärts ins Land führen. Die Hauptfronte der Stadt ist gegen die s. g. Fälle des Ohio gerichtet, eine etwa zwei Meilen lange Stromschnelle, mit einem Gefälle von 12 Fuss auf die Meile. Um diesen Fällen auszuweichen, ist südlich von der Stadt ein *Kanal*, ge-

baut, welcher sich von *Portland* bis zum tiefen Wasser unterhalb Louisville erstreckt. Das Bett des Ohio ist, wo die Fälle sich am weitesten nach beiden Ufern ausdehnen, etwa $1\frac{1}{2}$ Meile breit, war aber jetzt im Oktober fast zur Hälfte ganz trocken. Bei diesem niedrigen Wasserstande ist das Fahrwasser an der rechten Seite oder an der Küste des Staates Indiana, und man kann dann trocknen Fusses von Louisville bis zu den kleinen Inseln im Strome gelangen.

Die Geschäftsthätigkeit von Louisville ist nicht das ganze Jahr gleich, sondern hangt sehr vom Wasserstande ab. Wenn es im obern Lande geregnet hat und der Fluss anschwillt, geht es hier so lebhaft zu wie in Aegypten beim Steigen des Nils. Dampfschiffe fahren auf und ab und Reisende bewegen sich nach allen Richtungen. Grosse Dampfer von 500 Tonnen (10000 Ctr.) sieht man unaufhörlich ankommen und abfahren. Der Verf. besuchte ein Schiff dieser Klasse, den *Mediterranean* (der Mittelländische), welches sehr zweckmässig gebaut und ausgerüstet war. Familien können hier besondere Cabinette für sich haben und abgesondert speisen. Weine, gebrannte Wasser, Porter, Ale etc. sind beim Proviant-Meister (*Steward*) zu bekommen, und es fehlt überhaupt an nichts, was die lange Weile einer weiten Reise bis New-Orleans oder irgend einem andern Platze erträglich machen kann. Ausser Reisenden der ersten

Klasse nehmen die Dampfschiffe auch viel Kaufmannsgüter und zahlreiche Passagiere geringern Standes auf, welche ganz von der übrigen Gesellschaft getrennt sind. Bei niedrigem Wasser gehen nur wenige grosse Dampfer bis aufwärts von den Fällen, weil sie dann leicht auf den Grund gerathen und lange sitzen bleiben.

Da sehr regnerisches Wetter eintrat und der Verf. des Fahrens mit dem Postwagen überdrüssig war, so beschloss er den Ohio hinab nach *St. Louis* im Staate Missuri, zu reisen, auf einem Dampfschiffe, welches von einem Capitän aus dem Staate Mississippi geführt wurde. Auf einer Tafel am Bord des Schiffes stand die Ankündigung, dass »heute« abgereist werden sollte. Eine Menge Reisender waren schon seit gestern an Bord und auch der Verf. liess sein Gepäck hinschaffen, erfuhr aber bald, dass das »heute« schon seit einigen Tagen auf der Tafel zu lesen war, und dass der Capitän die Abfahrt unter allerlei Ausflüchten verzögerte, um nur noch mehr Leute aufnehmen zu können. Nachdem auch der Verf. eine Nacht an Bord geschlafen hatte und, da der Capitän in die Stadt gegangen war und nicht sichtbar wurde, keine Aussicht war, dass das »heute« sich verwirklichen werde, liess er voll Unmuth seine Sachen wieder ans Land schaffen und setzte die Reise zu Wagen fort.

New Albany, gegenüber von Louisville, ist ein

blühender Ort am rechten Ufer des Ohio, schon zum Staate *Indiana* gehörig, 5 Meilen oberhalb der Fälle. Die Strasse war ziemlich gut, der Boden meistens vortrefflich und die Leute benahmen sich freundlich und höflich. »Der Uebergang« — sagt der Verf. — »aus einem Staate, wo, wie in Kentucky, obwohl in gemilderter Form, Sklaverei besteht, zu einem Staate mit ganz freier Bevölkerung ist hier sehr auffallend. In Indiana sieht man nette weisse Frauen und Kinder, auch hie und da einen freien Neger; Alles ist reinlicher und geschickter als in Tennessi und Kentucky. Bei Tische bedient die Frau vom Hause mit ihren Töchtern, statt der plumpen, dicken und schmutzigen Negerinnen, welche in den Sklavenstaaten durch die ihrer Rasse eigenthümliche Hautausdünstung, dem Gaste jeden Bissen vergällen.«

Vincennes ist eine alte französische Niederlassung am Flusse *Wabash*. Der Ort hiess ursprünglich *Poste St. Vincent*, woraus die Amerikaner *Vincennes* gemacht haben. Die Franzosen nannten ihn gewöhnlich *Au Poste*. Das jetzt von ihnen bewohnte Stadtviertel ist von dem der Amerikaner abgesondert, deren dorfmässige Waarenspeicher, schlechte Gasthäuser und Ziegelgebäude seltsam gegen die bescheidnen Wohnhäuser der Nachkommen der alten französischen Canadier abstechen, welche sich wenig mit den eingedrungenen Nachbarn zu mischen scheinen. »Es ist ergötzlich

zu hören« — sagt der Verf. — »wie sich die amerikanischen Ansiedler bemühen, alle französischen Ortsnamen zu verderben. *Embarras* haben sie, poetisch genug, in *Ambrosia* verkehrt. Die französischen Canadier pflegten alle ihre Namen abzukürzen. Wenn sie in die Gebirge von Arkansas gingen, sagten sie: »wir gehen *aux Arcs*,« und daraus ist der Name »*Ozarks*« entstanden, den die Amerikaner jenem Hochlande beilegen. »*Aux Kaskaskias*« kürzten die Canadier ab: »*aux kau*,« und jetzt hört man in Illinois von einem Flusse *Okau* reden, ein Name, der in die Karten übergegangen ist.«

Das ganze Land von Vincennes bis zum Mississippi ist mooriges Flachland, stellenweise von Waldstrecken und Sümpfen mit Gehölz unterbrochen. Diese waldigen Stellen bilden gewisse Abtheilungen der Fläche. Man hört Namen wie *Six-mile Prairie Twelve-Mile Prairie* und eine Prairie bei der kleinen Ansiedlung Carlisle heisst die *Twenty-mile Prairie*. Nach einer Reise von 140 Meilen durch dieses Flachland führte die Strasse über einen Bergrücken in eine tiefere Ebene von fruchtbarem schwarzen angeschwemmten Boden, der schon zum alten Bette des *Mississippi* gehörte, welcher nur noch 6 Meilen entfernt war, und bald erreichte man das Ufer des hier keine volle Meile breiten Stromes, von dem, obschon der ganze Tag sehr heiss gewesen, ein kühler Wind den Reisenden entgegen wehte. Eine Dampffähre brachte diese

nach *St. Louis*, der Hauptstadt des Staates Missuri, welche mit ihren Kirchthürmen, Waarenspeichern und zahlreichen Dampfbooten längs dem Kai, zu dem die breiten Strassen bergab liefen, einen vortheilhaften Anblick darbot.

»Als ich in die Hauptstrasse kam« — heisst es — »rief meine Einbildungskraft die ganze Geschichte der Wanderungen und Abenteuer des Pater *Hennepin* und anderer frühern Einwanderer zurück, und voll Begierde die Abkömmlinge der unternehmenden Canadier zu sehen, welche zuerst diese Gegenden am Mississippi entdeckten und ansiedelten, betrübte mich das alltägliche Aeussere der Kaufläden und dass die Schilder keine französischen Namen enthielten, in hohem Grade. Dem Pater Hennepin so weit nachgegangen zu seyn, bloss um eine Strasse mit *Reuben Doolittles* und *Jeremiah Cushings* über den Thüren zu sehen, kühlte meine heissen Erwartungen schon merklich ab; als ich aber die gewinngierigen Gesichter der zahlreichen Yanki-Krämer und ihre mit europäischen Waaren aus den atlantischen Staaten angefüllten Gewölbe erblickte, waren alle romantischen Fantasien-Bilder von canadischen Hütten, altfranzösischen Physiognomien und herumschlendernden Indiergruppen gänzlich vernichtet. Ich sah mit Einem Male, dass der unvertilgbare *Jonathan* tiefe Wurzeln in diesem Boden geschlagen und dass die *La Sale* etc. den *Doolittle et Co.* Platz gemacht hatten.«

St. *Louis* hat eine ausnehmend schöne Lage am rechten Ufer des Mississippi, welches zum wenigsten hundert Fuss höher ist als das entgegengesetzte, so dass das gegenwärtige Fahrwasser die westliche Seite des alten Bettes einnimmt. Obschon die meisten Häuser und Kaufläden klein und unbedeutend aussehen, so ist die Stadt doch ein lebhafter Handelsplatz, und vornehmlich der Sitz des amerikanischen Pelshandels in den westlichen Gegenden. Die schönsten Gebäude aber findet man in den Vorstädten, wo sich am meisten das dem General *Ashley*, dem berühmten Pelshändler nach den Felsengebirgen (*Rocky Mountains*) gehörige auszeichnet. Es ist auf der Höhe eines altindischen Grabhügels errichtet und von mehren andern solchen Hügeln malerisch umgeben. Die Bevölkerung ist von sehr gemischter Art. Als Louisiana zu Spanien gehörte, liessen sich viele *spanische* Familien hier nieder. Auf diese folgten die *Franzosen*; jetzt haben die *Amerikaner* festen Fuss gefasst und zugleich sind eine Menge *Teutscher* eingewandert. Noch war die katholische Kirche herrschend, aber die Presbyterianer gaben sich alle Mühe, sie zu verdrängen.

Der Verf. machte während seines Aufenthalts einen Ausflug nach den 10 Meilen entfernten *Jefferson-Casernen* (*Jefferson Barracks*), um den dort commandirenden General *Atkinson* zu besuchen. Die Strasse führte durch das französische Dorf

Carondelet, aus ärmlichen Holzhütten bestehend, deren Bewohner seit hundert Jahren nicht die mindesten Fortschritte in ihren Gewerbsverhältnissen gemacht haben. In älterer Zeit, als *St. Louis* auch noch nicht viel mehr als ein Dorf war, fand eine gewisse Eifersucht zwischen beiden Orten Statt. Entweder verkauften die Bäcker in St. Louis zu kleines Brod oder wollten ihren Nachbarn nicht borgen: genug die Einwohner von *Carondelet* gaben der Stadt den Spitznamen *Pain-Court* (Kleines Brod). Zur Vergeltung nannten die von St. Louis das Dorf Carondelet *Vuide-Poche* (Leere Tasche). Was damals ein Scherz war, ist bei den niedern Volksklassen stehender Name geworden. Man sagt nicht: *un habitant de Carondelet*, sondern *un Vuide Pocheur*. Der Verf. fragte, um sich zu überzeugen, einen zwölfjährigen Knaben, wie sein Dorf heisse. Dieser antwortete: Auf Englisch heisst es *Carondelet*, auf Französisch aber *Vuide Poche*.

Die erwähnte Militär-Station *Jefferson Barracks* hat eine reizende Lage auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Mississippi, von welcher sich ein zum Theil mit Bäumen bewachsener Abhang bis zum Flusse hinabzieht. Die aus dem sechsten Infanterie-Regiment der Union bestehende Garnison hat trefflich gebaute und eingerichtete Wohnungen, eine Bibliothek von 3000 Bänden nebst zahlreichen Zeitschriften etc., so wie eine zweckmässig eingerichtete Schule für die Kinder.

Auf der Weiterreise südwärts von St. Louis kehrte der Verf., der nun längs der rechten Seite des Mississippi eine nur von zerstreuten Ansiedlern bewohnte Wildniss betrat, und sich jetzt einen eignen Wagen sammt Pferd gekauft hatte, in *Fredericktown*, einem hübschen Städtchen, in einem unscheinbaren Wirthshause ein, das einem Teutschen, Namens *Hethner*, gehörte. Dieser Mann befand sich eben in einer schlimmen Lage, indem er das Unglück gehabt hatte, im Streit einen betrunkenen Franzosen zu erschlagen, von dem er gröblich beleidigt und auch körperlich misshandelt worden war. Er stand gegen ansehnliche Bürgschaft auf freiem Fuss, hoffte aber vom Gericht freigesprochen zu werden, da viele achtbare Personen ihm bezeugen konnten, dass der Franzose der angreifende Theil gewesen und den Wirth, wenn dieser sich zu schwach gezeigt hätte, unstreitig selbst umgebracht haben würde. Dieses tragische Ereigniss hatte jedoch im Orte eine grosse Aufregung hervorgebracht, welche den Hoffnungen des armen Teutschen nicht eben günstig schien; denn ein grosser Theil der Einwohner von französischer Abkunft nahm sich ihres Landsmannes eifrig an und der Teutsche hatte, als Eingewanderter, nicht so viele Freunde als ein eingeborner Amerikaner gefunden haben würde. Doch fehlte es ihm nicht gänzlich daran und sogar die Magistratsperson, welche ihn gegen Bürgschaft freige-

lassen hatte, gehörte darunter. Letzterer wurde dem Verf. als ein gerader, furchtloser Mann geschildert, der in Folge des Verlustes eines kostspieligen Rechtsstreites aus Kentucky nach Missuri eingewandert war und das Glück gehabt hatte, hier zur Würde eines Richters *(Judge)* erhoben zu werden, obschon er nirgends die Rechte studirt hatte, sondern bloss, weil er in politischer Hinsicht ein entschiedener Partheimann war. Am meisten hasste er die Advokaten *(Lawyers)*, durch deren Ränke er eben den erwähnten Prozess verloren hatte. Von den Freunden des getödteten Franzosen war nun gerade in dieser Angelegenheit ein echter Rabulist jener Klasse als Anwalt angenommen worden, ein Mann, der gleichfalls nur um sein Glück zu machen, nach Frederictown gekommen war. Als *Hethner* vor dem Richter erschien, entspann sich gleich Anfangs ein heftiger Zank zwischen diesem und dem Advokaten der klagenden Parthei, welcher dem Richter vorwarf, er habe durch die Gestattung der Bürgschaft für *Hethner* gesetzwidrig gehandelt, und diess durch eine Menge Authoritäten und Statuten, die er anführte, zu beweisen suchte. Das half ihm aber nichts. Der Richter entgegnete stolz, er habe keine Zeit alle die Bücher durchzusehen, von denen der Kläger spreche, und die Entscheidung fiel zu Gunsten des Teutschen aus.

Weiter südwärts von *Frederictown* fand der

Verf. wenig zusammenhangende Ortschaften mehr, und musste bei einzelnen Niederlassungen Halt machen, um sich Thee zu kochen, oder von den mitgebrachten Mundvorräthen eine Mahlzeit einzunehmen. Was ihm die Ansiedler boten, war selten nach seinem Geschmack. Einer derselben, der sich als erfahrner Jäger kund gab, erzählte ihm allerlei von den wilden Thieren des Landes. Unter andern sind die *Panther* (? wahrscheinlich *Panthera americana* oder *Catus-Pardus mexicanus)* in diesen südlichen Gegenden sehr zahlreich und werden häufig getödtet. Sein Sohn und ein Neger hatten vor Kurzem einen solchen Panther, der von ihrem Hunde verfolgt wurde, auf einen Baum getrieben; da sie kein Gewehr hatten, konnten sie ihn nicht herabschiessen, und hieben daher den Baum mit ihren Aexten um. Das Thier war eben nicht sehr bestürzt, als es auf den Boden kam, sondern setzte sich zur Wehre, wurde jedoch von dem Neger mit der Axt todtgeschlagen. Man betrachtete diess als ein sehr gelungenes Wagstück, da der Panther, obwohl dem Menschen ausweichend, doch wenn er angegriffen wird, sich tapfer vertheidigt und meistens die Oberhand behält. Der Ansiedler erzählte auch, dass der Panther, wenn er einen Hirsch oder sonst ein Stück Wild getödtet habe, es nicht gleich ganz aufzehre, sondern das Uebrige mit Baumblättern zudecke und es liegen lasse, bis er wieder hungrig sei. Auch giebt es viele Bären.

Wenn man sie im Herbste des Abends in dem dürren Laube nach Futter scharren hört, schleicht sich der Jäger mit seiner Büchse in die Nähe, um sie zu erlegen. Man nennt diess »stille Jagd« *(still-hunting)*.

Greenville war eine armselige Niederlassung aus einigen Holzhäusern bestehend, deren Bewohner jetzt im Herbste, zur Zeit der Ueberschwemmungen, in Folge der ungesunden Luft, an Fiebern und Erkältungen krank darnieder lagen. Der Verf. suchte vergebens etwas Milch zu erhalten und begab sich über Hügel und fruchtbaren Thalboden weiter, in das *Arkansas-Gebiet* *), wo ihn eine einsame Colonisten-Familie, englischer Abkunft, freundlich aufnahm und zum Essen einlud. Eine Kürbispastete und ein anderes Gericht, das wie Fleisch aussah, behagte ihm nicht und er blieb bei seinem selbstbereiteten Thee mit Pfefferkuchen und Büffelzunge. Diese Familie besass 160 Acker fruchtbares Thalland, hatte 1000 Bushels Mais und 2 bis 300 Bushels Waizen in der Scheuer, eine Menge Kühe, die in der nahen Umgebung die herrlichste Weide fanden, zahlreiches Geflügel im Hofe und wilde Truthühner und Hirsche in dem nahen Walde, von wo sie mit der Flinte oder Büchse

*) *Arkansas* ist 1836, wo seine Bevölkerung gesetzmässig die Zahl von 60000 überschritten hatte, unter die *Staaten* der Union aufgenommen worden.

in einer Stunde nach Hause gebracht werden konnten. »Und doch« — sagt der Verf. — »besteht das Frühstück, Mittag- und Abendessen dieser indolenten Menschen Tag für Tag nur aus elendem Kaffeh, schmutziger Butter, schwarzem Zucker oder Honig, ein wenig Schinken oder anderm Rauchfleisch und höchst schlechtem Maisbrod. Fragt man nach Milch, so heisst es gewöhnlich: »Wir haben heute keine; die Kühe sind draussen und noch nicht heim gekommen.« Auch Eier waren nirgends zu haben. Alle diese Ansiedler sind Leute der ärmsten Klasse aus Tennessi, Kentucky und Louisiana. Wo sie Ackerbauer sind, zeigen sie sich als tüchtig arbeitende Männer, stets mit Pflügen, Holzschlagen, Einzäunen, Fallenstellen, Pantherjagen etc. beschäftigt. Ihre Mahlzeiten sind in wenig Minuten abgemacht. Die Hauptsache ist, den Magen so geschwind als möglich vollzustopfen. Ist der Ansiedler ein Jäger und ein s. g. *Squatter*, so hat er nur eine ärmliche Hütte ohne Felder, und vielleicht auch eine Kuh, die aber stets im Walde herumschweift und etwa alle zwei oder drei Tage ein Mal hereinkommt, um etwas Salz zu lecken und eine Theetasse voll Milch zu geben. Gewöhnlich ist der Mann nicht zu Hause, und man findet in der Hütte nur sechs oder sieben zerlumpte, wild aussehende Kinder und ein hageres, sonnengebräuntes, schmutziges Weib, welche dem Reisenden sagt, dass der Mann ausgegangen, um einem

Nachbar auf der Pantherjagd, oder beim Aushülsen der Maisähren zu helfen. Der Mais, den die Familie braucht, wird mit Hirschfellen, und grössere Schulden mit Bärenfett bezahlt.

Die Reise des Verf. ging unter grossen Mühseligkeiten so südwärts durch unangebaute Wildnisse fort, und nicht immer fand er am Abend eine Ansiedlung, wo er einkehren konnte, sondern er musste auch wohl eine Nacht im Freien zubringen, was in der umständlichen Beschreibung eines solchen Bivouacs sehr rührend zu lesen ist. Auch ein Brand in den Prairies und ein anderer im Walde brachte ihn in grosse Gefahr. Nach einer beschwerlichen Tagreise, auf welcher nur 15 Meilen gemacht waren, kam er zur Niederlassung einer Wittwe, Frau *Harris*, die mit einigen Söhnen und Töchtern wirthschaftete. Die Hütte bestand aus zwei Gemächern, deren eines zwei Betten enthielt. Die Frau zeigte beim Schlafengehen auf das eine Bett und sagte, das sei für ihn (Hrn. F.); sein Sohn setzte voraus, dass das andere für ihn bestimmt sei und wollte sich hineinlegen, aber die Frau Wirthinn erklärte diess für ihr eignes Bett, und Vater und Sohn mussten sich, auf gut Amerikanisch, gemeinschaftlich ins zweite legen, während die Söhne der Frau H. auf dem Boden Platz nahmen und die Töchter im Nebenzimmer schliefen.

Die Reisenden erfuhren hier, dass von der Unions-Regierung durch das weitere Gebiet von

Arkansas südwärts eine regelmässige Strasse, die *Military Road* genannt, angelegt worden sei, die [redacted] denn auch sogleich einschlugen. Der Wald war längs der ganzen Strecke gelichtet und zu beiden Seiten waren Zeichen in die Bäume gehauen, damit man die Richtung nicht verfehlen könne. Die grösste Wohlthat für die Reisenden, namentlich für ihr Fuhrwerk und ihr in St. Louis gekauftes Pferd, bestand darin, dass die Strasse über die Flüsse und Bäche mittelst guter Brücken geführt war.

In dem Masse, als der Hr. F. weiter nach Süden vordrang, wurde das mildere Klima, trotz der vorgerückten Jahreszeit, immer fühlbarer. Bäume, die man bei St. Louis schon kahl verlassen hatte, standen hier noch in frischem Grün. Am *Weissen Fluss (White River)* erfuhr man, dass beim Richter *(Judge) Tucker*, der nur eine Meile von hier wohne, das »beste Unterkommen« für die Nacht anzutreffen sei. Der Verf. fand ihn in einer der schmutzigsten Hütten, die ihm noch vorgekommen waren, und den Mann selbst mit seiner Familie nur erst von dem endemischen Fieber der Gegend hergestellt. Die Aufnahme war jedoch freundlich und für den Verf. insofern auch interessant, als er von diesem Manne eine Erklärung über den Ursprung des jetzt in den westlichen Staaten in Aufnahme gekommenen s. g. *Lynch*-Gesetzes erhielt.

Ein gewisser *Childers*, der vor Kurzem bei einem Ansiedler *Couch* übernachtet hatte, war am

andern Tage nicht wieder zum Vorschein gekommen; aber man hatte im benachbarten Walde seine Leiche und ein Bündel mit seinen Kleidungstücken dabei gefunden. Nun gab es in der Nähe einen furchtbaren Mann, den Richter *Lynch*, welcher die besondere Geschicklichkeit besass, bei Untersuchungen durch verfängliche Fragen (s. g. *Cross-questioning*, *Querfragen*) die verworrensten und dunkelsten Fälle zur Klarheit zu bringen. Er hatte dieses Talent von einem berühmten Vorfahren aus *Virginien* geerbt, welcher zu der Zeit lebte, wo die ersten rohen Ansiedelungen jenes Staates sich noch in dem glücklichen Zustande vollkommener Unabhängigkeit, d. h. Gesetzlosigkeit, befanden und jeder, so lange kein Stärkerer über ihn kam, thun konnte, was ihm beliebte. Dieser (ältere) Richter *Lynch* war seiner Profession ein Müller und zugleich Friedensrichter in den s. g. Hinterwäldern (*Backwoods*). Da er von Jugend auf, ehe noch die westlichen Counties von Virginien organisirt waren, hier gelebt hatte, so war er mit allen örtlichen und persönlichen Verhältnissen genau bekannt. Kam nun Jemand in Verdacht, ein grobes Verbrechen begangen zu haben, so brachte ihn das Volk vor den Friedensrichter *Lynch* und fand dieser die Beschuldigung nicht so begründet, dass der Angeklagte nach dem Sitze der Regierung geschickt werden konnte, so liess er diesen nackt ausziehen, mit der Brust und dem Gesicht gegen einen Baum

anbinden und zwei kräftige Bursche mussten ihm mit starken Lederriemen »die Fliegen vom Rücken verjagen.« Die ersten zwanzig Hiebe wurden nur als Vorbereitung gegeben und dann einige Fragen gestellt. Fiel die Antwort nicht genügend aus, so wurde »Ernst gemacht.« Nach einer Weile kam die Frage: »Wie viel Hiebe glaubt ihr wohl noch aushalten zu können?« und die barmherzige Mahnung an die Burschen, den Mann noch drei Mal, — wie er sich in seiner Müllersprache ausdrückte — »zu schütteln, damit Alles, was im Trichter sei, herausfalle.« Gewöhnlich erfolgte nun ein Geständniss, nicht selten auch, wie zu erwarten, von Leuten, die völlig unschuldig waren. Aber der Scharfsinn und das summarische Verfahren erhob den Namen *Lynch* auf den Gipfel des Ruhms, und das seitdem in Uebung gekommene »*Lynch-Gesetz*« ist der Schrecken aller Bösewichter, welche in diesen Gegenden, wo kein anderes Gesetz noch volle Kraft erlangt hat, ganz ungestraft die schändlichsten Handlungen verüben dürfen. — Auch der oben erwähnte Gastwirth *Couch* wurde von dem Richter Lynch auf die beschriebene Weise zum Geständniss gebracht.

Der Verf. und sein Sohn wurden auf der Reise durch diese Hinterwalds-Gegenden häufig für Handelsleute angesehen, wozu ihre Reise im eigenen Wagen und das hinten aufgeladene Gepäck mit Veranlassung gab. Wenn sie dieser Vermuthung wider-

sprachen, so wurden sie für wandernde Schneider gehalten, die von Haus zu Haus herumgehen und ihre Dienste anzubieten pflegen. Unter den wandernden Hausirern der Vereinigten Staaten sind die *Uhrenhändler* aus Neu-England vor allen bemerkenswerth. Sie besitzen ein eignes Talent, fast in jeder Hütte des westlichen Landes den Leuten eine Uhr aufzudringen. »Wohin wir immer kamen« — sagt der Verf. — »in *Kentucky*, in *Indiana*, *Illinois*, *Missuri*, und hier in *Arkansas*, da fanden wir auch eine Uhr aus Connecticut. Der Uhrenkrämer ist ein unwiderstehlicher Mensch. Er tritt in ein Blockhaus, wird in unglaublich kurzer Zeit mit den Leuten vertraut und kommt dann sogleich zum Geschäft. »Ich vermuthe (*I guess*), ehe ich fortgehe, werde ich euch eine Uhr verkaufen.« — »Ich erwarte, (*I expect*)« — ist die Antwort — »eine Uhr ist uns nichts nütze; wir haben auch kein Geld, sie zu bezahlen.« — »Oh, eine Uhr ist ein guter Gesellschafter in diesen Wäldern; ihr könnt ja ohne Uhr nicht leben, wenn ihr länger hier bleibt, und bezahlen könnt ihr sie ein anderes Mal.« — Der Mann lehnt den Kauf immer noch ab, und nun wird sich an die Frau gewendet. »Alle eure Nachbarn haben Uhren. Ich glaube, ihr habt nichts dagegen, dass ich eine Uhr hier an der Wand aufhänge, bis ich in vier Wochen oder später wieder komme. Ihr werdet sie schon gut in Acht nehmen und ihr sollt mir nichts für den Ge-

brauch unterdessen bezahlen.« Dawider lässt sich nichts Triftiges einwenden. Die Uhr wird aufgehängt. Er sagt der Frau, wie sie damit umgehen müsse und empfiehlt sich. Aber wer beschreibt ihr Vergnügen, wenn sie zum ersten Male die Uhr schlagen hört! Sie zeigt nun auch dem Manne, wie er sie aufzuziehen habe und Beide tragen die grösste Sorge für die Uhr, als für ein anvertrautes Gut, das sie in demselben Stande zurückstellen müssen, wie sie es empfangen haben. Eher, als man glaubt, kommt der schlaue Versucher Jonathan wieder und will die Uhr herabnehmen. Es war die beste, sagt er, die er gehabt hat, und er wünscht immer solche Leute zu finden, die damit ordentlich umgehen. Ein so freundliches und uneigennütziges Benehmen bricht alle Schranken nieder, welche die Klugheit zwischen ihnen und dem Yanki errichtet hatte. Ehe der Morgen graut, ist der Mann von der Frau breit geschlagen, die Uhr bleibt da und »bloss der Form wegen« wird eine Verschreibung auf 18 oder 20 Dollars, in 6 Monaten zahlbar, ausgestellt. »Wenn die Uhr nicht gut gehen sollte,« sagt der Yanki, »so kann sie nächstes Frühjahr für eine andere ausgetauscht werden.« — Er kommt richtig wieder und macht seine Runde. Alle Uhren in der Gegend sind den Winter über stehen geblieben, theils weil sie schlecht waren, theils in Folge ungeschickter Behandlung. Er tauscht sie aus, flickt sie nach und nach, wie er sie wegträgt, etwas

zusammen und hängt sie beim nächsten Nachbar auf u. s. w. Das Finale ist kein erfreuliches. Lange nachdem alle Uhren zu gehen und zu schlagen aufgehört haben, kommen die Constabler, nehmen das Inventar des Hausstandes auf und die Frau bezahlt den Einfluss auf ihren Eheherrn nur zu oft mit ihren Kühen.«

Nach weiterer beschwerlicher Reise durch die Urwälder kam der Verf. nach *Little Rock*, der ansehnlichsten Stadt des Gebietes *Arkansas* *). Sie liegt an dem grossen Flusse Arkansas, der sich viele Meilen weiter abwärts in den Mississippi ergiesst, hatte damals einige Häuser von Ziegeln, und eine grössere Zahl zerstreuter hölzerner Gebäude, jedes mit einem Garten. Die Bevölkerung betrug nicht über 500 bis 600 Seelen und bestand aus Handwerkern, Handelsleuten und einer Menge Advokaten und Doktoren (Aerzten). In dem Gasthofe, wo der Verf. einkehrte, fand er ein gemischtes fremdes Publikum von Spielern, Pferdedieben, Falschmünzern, etc., aber auch *drei Zeitungen*, welche sämmtlich in Little Rock erscheinen; dagegen kam ihm nirgends im Orte eine *Bibel* zu Gesicht. Er hatte von Kentucky aus eine Empfehlung an den »Gouverneur« (*Governor*) des Gebiets und suchte diesen auf. Man beschrieb ihm

*) Die jetzige Hauptstadt ist *Jefferson*.

ein kleines Haus, wo er wohnen sollte. Er begab sich hin, und klopfte an die Thüre, welche ein alter Mann aufmachte. »Wollen Sie wohl so gefällig seyn mir zu sagen, ob der Herr Gouverneur hier wohnt?« »Nein,« — war die Antwort — »ich will verdammt seyn, wenn er hier wohnt.« Indessen liess der Mann sich doch herbei, das Haus genauer zu bezeichnen. Der Verf. begab sich hin, klopfte an die Thüre und eine »Dame« kam heraus, eine seltsam aussehende Person, von der er schon mit heimlichem Vergnügen einen ähnlichen Bescheid zu erhalten hoffte, wie vorhin von dem Alten. Mit grösster Höflichkeit fragte er, ob »Se. Excellenz der Herr Gouverneur« zu Hause sei. Ganz unbefangen erwiderte die Dame, die, wie sichs zeigte, die Frau Gemahlinn war, »sie habe ihn in den Wald geschickt, einige Schweine aufzusuchen, die ihr abhanden gekommen.«

Beim Postmeister, der zugleich der Herausgeber der vornehmsten Zeitung und ein recht gefälliger Mann war, fand sich der Verf. täglich ein, um Neuigkeiten zu hören, an denen es bei der sehr gemischten Bevölkerung des Orts und den vielen Durchreisenden nie fehlte. Zank und Streit gab es unaufhörlich und eine Klasse von jungen Leuten, die stets Waffen bei sich führte, schritt nicht selten gleich zu blutigen Argumenten. Der Postmeister erzählte ganz aufrichtig, dass er vor nicht langer Zeit, um seiner eigenen Sicherheit

willen genöthigt worden sei, einen Brausekopf, der ihn mehrmals gröblich beschimpft und zuletzt thätlich angegriffen habe, im Zweikampf todt zu schiessen. Die »öffentliche Meinung« gab dem Postmeister Recht und die Sache hatte keine weitern Folgen.

Von Little Rock setzte Hr. F. seine Reise südwärts gegen den *Rothen Fluss (Red River)* fort, über welchen er sich nach Texas begeben wollte. Auf dem Wege dahin besuchte er den Badeort *Hot Springs* (Heisse Quellen), der damals nur in der Umgegend bekannt war. Vier schlechte Blockhütten waren Alles, was der Ort den Kranken zur Unterkunft bieten konnte. Das Thal, wo diese Hütten liegen, ist nicht über 150 Fuss breit und erstreckt sich etwa 2500 Fuss ziemlich von Norden nach Süden. Auf beiden Seiten ist es von hohen Sandsteinrücken eingeschlossen und andere Felshöhen beschränken die Aussicht nach Norden. Am Fusse der östlichen Thalwand fliesst ein kleiner Bach, welcher auf den Bergen in Nordosten entspringt. Aus dem Bergrücken brechen, etwa ein Drittel der Höhe über dem Wasserspiegel, zum Theil auch am Fusse und selbst im Bette des Baches, die zahlreichen Mineralquellen (wenigstens 35) hervor. Diese Eigenthümlichkeit hat den Vortheil, dass wenn eine Stadt im Thale angelegt werden sollte, das Wasser, welches im Durchschnitt eine Temperatur von 145° F. (50 $^2/_9$° R.) hat, bequem durch Röhren, die auf erhöhten Ge-

stellen liegen, in die einzelnen Häuser geleitet werden kann. Die Quellen enthalten sehr viel Kalkerde, welche sich auf ihrem Laufe absetzt und längs dem Rande des Baches wahrgenommen werden kann. Ohne Zweifel ist das Thal in einer frühern Periode beträchtlich breiter als jetzt gewesen, denn der Travertin (Kalksinter) erstreckt sich östlich am Bache auf 150 Yards weit, ehe er sich an den Abhang des Bergrückens anschliesst, und erreicht stellenweise eine Mächtigkeit von 100 Fuss.

Um nach *Towson*, einem Militärposten der Union, an der mexicanischen Gränze, der von hier 120 Meilen entfernt war, zu gelangen, und wohin der Weg durch lauter, nur wenigen Jägern bekannte Wildnisse führte, suchte der Verf. einen s. g. Hinterwaldsmann *(Backwoodsman)* als Wegweiser zu miethen. Dieser aber weigerte sich, weil jetzt die Jahreszeit sei, wo die *Bärenjagd* beginne; er gab zu, dass die angebotene Belohnung grösser sei als was ihm die Jagd einbringen könne, aber »die Bären seien heuer gar besonders fett.« »Dieser Mann« — sagt der Verf. — »war ein ganz eigner Kerl. Er lebte einsam in den Wäldern, viele Meilen weit von *Hot Springs*, ohne allen Verkehr mit Menschen, war fast nur in Felle von Thieren gekleidet, die er erlegt hatte, und schien sich in seinem Leben nicht gewaschen zu haben. Nur wenn er Bären- und andere Felle zu verkaufen hatte, kam er nach den *Hot Springs*. . . . Er er-

zählte uns viel Merkwürdiges von den Bärenjagden. Einige von den wohlhabendern Ansiedlern lieben diese Jagd so leidenschaftlich, dass sie das ganze Jahr über eigene Koppeln von Hunden halten, und um diese zu füttern, sogar einige Kühe schlachten. Im Sommer, wo die Mast im Walde fehlt, ist der Bär mager und hungerig; er kommt dann nach den Niederlassungen, um Schweine zu verzehren. In diesem Falle macht der Ansiedler Jagd auf ihn; da aber sein Fell um diese Zeit schlecht ist, so lohnt es nicht der Mühe, ihn fern vom Hause in der Wildniss aufzusuchen. Letzteres geschieht aber jetzt, im Winter, wo der Bär fett ist, ein gutes Fell und 20 bis 25 Gallonen Fett giebt. Dann macht sich der Jäger auf den Weg, um wenigstens einige Wochen auszubleiben. Seine Kleidung besteht in Rock und Hosen von Leder, denn Kleider von anderm Stoff würden von dem Dorngesträuch bald zerrissen werden. Kaum ist er auf dem Schauplatze seiner Thätigkeit angekommen, so sucht er zuvörderst zwei oder drei Büffel zu erlegen, bloss um ihrer Häute willen, die er auf Stangen in Form eines Zeltes aufhängt, von dem nur die eine Seite, dem Feuer gegenüber, offen bleibt. Dieses Zelt ist zugleich seine Schlafstätte und sein Magazin, wo die Jagdausbeute so lange aufbewahrt wird, bis sie nach Hause geschafft werden kann. Was man Bärenfleisch nennt, ist eigentlich nur das Fett der Netzhaut. Die wirklich fleischigen (muskeligen)

Theile werden den Hunden gegeben. Aber das Fett, welches die Jäger das *Vliess (Fleece)* nennen, ist wegen seines lieblichen Geschmacks und weil man ohne Beschwerde sehr viel davon essen kann, einer der grössten Leckerbissen. Gelegentlich speist der Jäger auch wohl Rothwild, wenn er in einer Gegend ist, die Ueberfluss daran hat, aber dieses Vergnügen bleibt stets dem Hauptgeschäft untergeordnet, denn er braucht eben so viel Mühe und Zeit zum Schiessen und Abziehen eines Hirsches, dessen Haut um einen Dollar verkauft wird, als zum Erlegen eines Bären, welcher ein zwanzig Dollar werthes Fell trägt. Indessen sind Bären, Hirsche und Büffel nicht die einzigen Thiere, mit welchen er zu thun hat; er muss während seiner Abwesenheit vom Zelte seine gesammelten Vorräthe auch vor den Wölfen und Panthern schützen, und diess gelingt ihm selbst dann nicht immer, wenn er zu Hause ist.« Der Jäger erzählte dem Verf., dass ihm einst, während er in seinem Zelte geschlafen, ein Panther 20 Büffelzungen weggetragen habe.

Am 6. Dez. machte sich der Verf. ohne Führer auf den Weg südwärts nach Texas und kam nach ein paar Tagen zu einem Jäger, Namens *Hignite*, der in einer einsamen Blockhütte lebte, die vor einiger Zeit das Gerichtshaus *(Court-house)* für die Grafschaft Clark gewesen war. Auf der Karte, die der Verf. bei sich führte, war mit grösserer Schrift

»*Crittenden*« als Hauptstadt dieser Grafschaft angegeben. Er hatte seit zwei Tagen sich überall, rechts und links, vergebens nach einer Häusergruppe umgesehen, die vielleicht eine solche Stadt vorstellen könnte, weil er wünschte, einige Tage daselbst zu verweilen. Seine erste Frage war daher: »Wie weit ist es noch bis Crittenden?« Die Antwort lautete: Crittenden sei eine alte Hütte, an welcher der Verf. 5 Meilen weiter rückwärts vorübergefahren war. Auch dieses Haus (Hignite's) sei einmal Crittenden gewesen, und gegenwärtig dürfte wohl Greenville einerlei mit Crittenden seyn. Dieses Wandern der Gerichtshäuser ist unzertrennlich von dem Zustande der erst im Entstehen begriffenen Verwaltungsbezirke der westlichen Länder. Ehe es noch, aus Mangel an Bevölkerung, zur Anlage der projektirten Hauptstadt der Grafschaft (*County* *) kommen kann, wird einstweilen die Hütte eines Ansiedlers zum Gerichtshause gewählt, aber auch nach Bedürfniss wieder verlassen und eine andere gelangt zu dieser Ehre.

Den nächsten Halt machte der Verf. bei der hübsch gebauten Wohnung eines Richters, Namens *Cross*, an den er ein Empfehlungsschreiben

*) Diese Benennung ist bereits durch die ersten Ansiedler aus England nach den Vereinigten Staaten verpflanzt worden, obschon sie hier, wo es weder Grafen noch Freiherren giebt, keinen Sinn hat.

hatte. Der Empfang von Seiten der Familie war freundlich und der Verf. erfuhr mancherlei Neues über die geographischen, statistischen und socialen Verhältnisse des Landes. Der Gerichtsbezirk des Hrn. Cross erstreckte sich auf 200 Meilen weit und selbst bis über den *Rothen Fluss (Red River)*; denn obgleich vertragsmässig die Gränze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico auf dieser südwestlichen Seite, gegen Texas, durch eine Linie bestimmt ist, die von Norden bis zu diesem Flusse und dann weiter bis zu dem Punkte geht, wo der 32ste Breitenkreis den Fluss *Sabine* berührt, dessen Lauf dann die fernere Gränze bis zu seiner Mündung ins Meer bildet: so behaupteten doch die amerikanischen Landspeculanten, dass der seit unvordenklicher Zeit unter dem Namen *Sabine* bekannte Fluss nicht der wahre Sabine sei, sondern der weiter westlich fliessende *Netsches (Neches)* müsse als der wahre Sabine betrachtet werden. Nun durchschneidet freilich der 32. Breitenkreis keineswegs diesen Netsches. Das that aber nichts; das streitige Land ist von guter Beschaffenheit, Amerikaner hatten sich darauf niedergelassen, und die ganze Strecke wurde, bis zur diplomatischen Entscheidung des Zwistes, dem Verwaltungsbezirke des Richters *Cross* zugetheilt. Dieser hat kein leichtes Geschäft. Er muss die Wildniss einsam durchwandern, mit seinem Pferde durch Flüsse schwimmen und auf dem Wege nach dem Ge-

richtshause die zur Besetzung der Jury erforderliche Anzahl von Männern mühsam in den zerstreuten Hütten zusammenlesen und mit sich führen.

Nach einem kurzen Besuch, den der Verf. jenseits des Rothen Flusses auf dem angränzenden Gebiete von *Texas*, bei einem Hrn. *Prior*, Besitzer einer grossen Baumwollen-Pflanzung machte, kehrte er nach *Little Rock* zurück und schiffte sich auf einem Dampfer nach *Neu-Orleans* ein. Wir übergehen die Schilderung dieser Fahrt, die unter das Unangenehmste gehörte, was dem Verf. auf der ganzen Reise bisher begegnet war. Die Gesellschaft war die schlechteste, die man sich denken konnte; den ganzen Tag wurde gezecht, gezankt, gespielt, Tabak geraucht; selbst in der Nacht konnte Niemand ruhig schlafen und nicht selten gingen die Kerle mit Messern auf einander los. Der Capitän des Bootes, bei dem sich der Verf. beschwerte, wies ihn mit der Bemerkung ab, sein Amt sei nur für das Schiff zu sorgen; das Betragen der Reisenden ginge ihm nichts an.

Nach einer Fahrt von elf Tagen kam das Dampfschiff am 4. Jänner 1835 in *Neu-Orleans* an, wo die Reisenden bei einem Schweizer einkehrten. Das Erste, was den Verf. als Naturforscher anzog, war das ungeheure Delta, welches der mächtige *Mississippi* hier bei seiner Mündung in den Mexicanischen Busen seit Jahrtausenden gebildet hat und noch immer zu bilden fortfährt.

Man kann diese ungeheure Masse aufgeschwemmten Landes als ein unregelmässiges Dreieck beschreiben, welches an der Westseite durch den Mündungsarm *Atchafalaya*, von dem Punkte an, wo er den Rothen Fluss verlässt, bis dahin, wo er den 29. Breitenkreis durchschneidet, begränzt wird. Der weitere Verlauf geht dann längs diesem Breitenkreis ostwärts durch alle Mündungen des Mississippi bis *Chandeleur* und *St. Bernard*, und hierauf nordwärts vom See *Pontchartrain* bis zu 31 Grad nördlicher Breite. Die Oberfläche dieses Delta beträgt an 700 geogr. Geviertmeilen. Westlich schliessen sich an dasselbe die Prairien und mit Nadelholz bedeckten höhern Ländereien der Bezirke von *Attakapas* und *Opelousas* an, und auch an der Ostseite wird es von ähnlichen Anhöhen eingefasst, so dass der ganze Zwischenraum als ein ehemaliger Meerbusen zu betrachten ist, den die von den Fluthen des Mississippi und seiner gewaltigen Nebenflüsse herbeigeführten Mineralmassen nach und nach ausgefüllt haben. Obschon die Breite des Mississippi, welche oft nicht über 3000 bis 4500 Fuss hinausgeht, so mächtigen Wirkungen nicht zu entsprechen scheint, so ist doch die Wassermasse des Stromes ungemein gross; denn schon nach Aufnahme des *Arkansas* beträgt die Tiefe 60 bis 100 Fuss und nimmt von hier an bis in die Nähe der Mündungen noch immer zu.

Einer der ersten Gänge, die der Verf. in Neu-

Orleans machte, war der nach dem öffentlichen Begräbnissplatze, um zu sehen, wie man hier zu Werke gehe, den Todten in einem durchaus von Wasser gesättigten Erdreiche sichere Gräber zu bereiten; denn selbst beim Grundgraben neuer Gebäude kommt man schon mit zwei oder drei Fuss auf Wasser. Er fand mehre frisch gemachte Gräber, durchaus in Muschellagern, aber ringsum mit Ziegeln ausgemauert. Auch die geschlossenen Gräber waren mit Ziegelgemäuer bedeckt. Er durchstreifte dann den alten, französischen Theil der Stadt, der mit seinen engen, ungepflasterten und vor Koth oft ungangbaren Strassen, worunter nur die *Rue de Chartres* 40 Fuss breit ist, kein angenehmes Bild gewährte. Die Einwohner dieses alten Stadttheils sind ein Gemisch von Spaniern, Brasiliern, Westindiern, französischen Creolen und Bastarden aller möglichen Kreuzungen mit der Negerrasse. Fast Niemand erschien ohne Cigarre im Munde und überall sah man sonnengebräunte, bärtige, schmutzige, wild um sich blickende Gestalten, so dass es dem Verf. vorkam, als befinde er sich unter lauter Seeräubern. Ungeachtet Sonntag war, sah man die Leute überall arbeiten, die Kaufläden standen offen und auf dem Markte fand man, trotz dem Januar, grüne Erbsen, Salate, Rosensträusser, Bananen (von der Insel Cuba) und eine Menge anderer Früchte, welche die geographische Lage der Stadt unter 30° Breite beurkundeten.

Im amerikanischen Stadttheile sind die Strassen breiter, die Häuser besser gebaut und überhaupt Alles in besserem Zustande, eine Folge der lebhaften und ausgebreiteten Handelsthätigkeit, da Neu-Orleans der wichtigste Platz für diese Weltgegend ist. Man überzeugt sich bald, dass, wer nicht zum Handels- oder Gewerbstande gehört, oder überhaupt nicht, »um Geld zu machen« hergekommen ist, keine Versuchung findet, lange hier zu verweilen. Ein National-Franzose (ein *Français de France*, wie man hier sagt, d. h. kein Creole), welcher Uhrschlüssel und andere Artikel von s. g. Kurzer Waare verkaufte, gab auf die Frage, ob hier kein Museum oder sonst eine Naturalien-Sammlung vorhanden sei, zur Antwort: »Mein Herr, Niemand kommt wegen solcher Dinge nach Neu-Orleans, sondern nur um etwas zu erwerben und dann sogleich, um nicht hier zu sterben, sich wieder auf und davon zu machen.«

Die s. g. *Levée* ist ein halbkreisförmiger weiter abschüssiger Raum zwischen der Stadt und dem Flusse, der Landungs- und Ladungsplatz für die Schiffe. Im rechten Winkel mit dem Flusse erstreckt sich stadteinwärts die Canal-Strasse, welche das amerikanische Viertel von dem altfranzösischen scheidet. Ersteres heisst jetzt, wie die ganze Stadt überhaupt, anglisirt *New-Orleans*, während Letzteres den alten Namen *La Nouvelle Orléans* behalten hat; ein Unterschied, der nicht ohne Be-

deutung ist; denn in fünfzig Jahren wird der Einfluss aller französischen Creolen nicht nur hier, sondern in ganz Louisiana gänzlich vernichtet seyn. Schon jetzt ist die alte Stadt, wo einst nur Thätigkeit und Frohsinn herrschten, still und traurig, am wenigsten zwar die *Rue de Chartres*, wo allein noch Kaufläden zu finden sind, aber auch hier sieht man nur Schachergesichter, welche jeden Fremden so anblicken, als wollten sie ihn fragen, ob kein »Geschäft« mit ihm zu machen sei. Der wohlgekleidete, galante, frohsinnige Creole von Ehemals ist verschwunden.

Ein Gang von wenig Minuten brachte den Verf. vor die Stadt hinaus, ins Freie, wo die Cypressen-Sümpfe, obwohl mit Wasser bedeckt, anziehender für ihn waren, als sonst etwas; es wächst nämlich hier in Menge die zierliche Zwergpalme (*»Palmetto«*). Aber unter das Beste, was ihm in New-Orleans vorkam, gehörte die »treffliche *Table d'hôte* bei »*Mr. Marty*,« wo nicht nur alle Speisen aufs köstlichste zubereitet waren, sondern auch jedem Gaste eine Flasche ziemlich echter Claret hingesetzt wurde. Im Uebrigen liess jedoch der Gasthof viel zu wünschen übrig. Die Schlafzimmer hatten weder Oefen noch Camine, selbst im Speisesaal ward schlecht geheizt und der Verf. fand nirgends einen Platz, wo er schreiben konnte. Besonders lästig war ihm bei Tische die Gesellschaft der hastigen Esser, die schon zu schmauchen, zu

kauen und zu spucken anfingen, ehe er noch halb mit seiner Mahlzeit fertig war.

Auf der Börse herrschte, trotz dem Sonntage, die gewöhnliche Geschäftigkeit. Eine Menge Leute schrieen Französisch und Spanisch durch einander, so schnell als die Cigarren im Munde es erlaubten. Als der Verf. Abends an einem Hause mit einer kleinen Vorhalle und Flügelthüren, über welchen Laternen brannten, vorüber ging und viele Leute langsam und still hineingehen sah, hielt er es für den Betsaal irgend einer religiösen Sekte und trat, seinen Hut in der Vorhalle ehrerbietig abnehmend, auch in das Haus. Allerdings fand er hier eine Menge »Andächtiger,« aber alle hatten, ohne Quäker zu seyn, das Haupt bedeckt und standen um grosse Tische herum, wo *Faro* und *Rouge et Noir* gespielt wurde. Selbst ganz gemeines Volk, Bootsknechte und Arbeiter, versuchten hier mit einem Viertel-Dollar ihr Glück. In zwei andern benachbarten Häusern, die er gleichfalls besuchte, ging es eben so zu. Die Bankhalter waren sämmtlich Amerikaner, von der Classe wie auf dem Dampfschiffe, auf dem er nach New-Orleans gereist war. Erfreulicher war dem Verf. am folgenden Tage ein Gang in die gesetzgebende Versammlung von Louisiana, welche gerade damals ihre Sitzungen hielt. Die Säle sind zwar klein, aber der beschränkten Zahl der Mitglieder angemessen. Die Geschäfte werden in französischer und

englischer Sprache verhandelt. Ein Beamter übersetzte mit grösster Schnelligkeit jede Rede sogleich mündlich aus der einen Sprache in die andere. — Die Stadt hat auch zwei Theater, ein amerikanisches und ein französisches, beide sehr hübsch gebaut und eingerichtet. Jedes hat ein Parterre mit bequemen Sitzen. Das französische ist eigentlich ein Opernhaus. Es war schwach besucht, aber das Auditorium betrug sich anständig.

Am 7. Jänner verliess Hr. F. die Stadt und fuhr auf einer guten Eisenbahn in 15 Minuten nach dem 5 Meilen entfernten See *Pontchartrain*, wo er sich an Bord des Dampfschiffes Otto begab und nach *Mobile*, im Staate Alabama, fuhr. Von hier setzte er seine Rückreise zu Lande, theils mit gemiethetem Fuhrwerk, theils mit Postwagen, durch die Staaten *Georgien*, *Süd-* und *Nord-Carolina*, nach *Virginien* fort, von wo er nach kurzem Aufenthalte in Richmond und Washington noch im Monat Jänner *Baltimore* erreichte.

III.

DIE MISSIONEN IN OBER-CALIFORNIEN.

Nach Duflot de Mofras*).

Bereits im XVIII. Jahrgange (1840) dieses Taschenbuches haben wir S. 288 u. ff. nach dem Engländer *Forbes*, eine Beschreibung des zur Republik Mexico gehörigen Gebietes *Californien* nebst einer historischen Uebersicht der daselbst seit dem XVII. Jahrhunderte von den Spaniern gegründeten

*) *Exploration du Territoire de l'Orégon, des Californies et de la Mer Vermeille*, executée pendant les Années 1840, 1841 et 1842, pur *M. Duflot de Mofras*, Attaché à la Légation de France à Mexico, etc. etc. Tom. I. Paris. 1844. S. 315 u. ff.

Missionen mitgetheilt. Das neueste Werk über dieses Land, das in der Note angezeigte des Franzosen *Duflot de Mofras*, vervollständigt die von *Forbes* gegebenen, nur bis 1836 gehenden Nachrichten und verdient um so mehr Beachtung, als darin auf den Antheil hingewiesen wird, welchen 1836 die *Vereinigten Staaten von Nord-Amerika* an der S. 316 unsers Taschenbuches vom J. 1840 erwähnten Unabhängigkeitserklärung von Californien gehabt haben, und dieses Land, seit den in der neuesten Zeit von der angloamerikanischen Unions-Regierung in Betreff des Gebietes *Oregon* getroffenen Massregeln wohl in nicht ferner Zukunft abermals in den Kreis ihrer Politik hineingezogen werden dürfte.

An der Spitze jener Empörung hatte ein Zollbeamter, *Don Juan Bautista Alvarado*, ein Californier von Geburt, gestanden und war, nachdem sie gelungen, zum Gouverneur ernannt worden. Nicht nur eine Anzahl aus den Vereinigten Staaten und Canada gekommener s. g. *Riflemen* (Büchsenmänner, Pelzjäger) hatten unter ihm beim Angriff auf Monte Rey gefochten, sondern er war auch von drei damals im Hafen liegenden amerikanischen Schiffen mit Schiessbedarf unterstützt worden, und zwei amerikanische Kaufleute, worunter ein ehemaliger Consul, hatten Geld hergegeben. Die mexicanische Regierung, durch das Versprechen Alvarados, mit der Republik vereinigt zu bleiben, einst-

weilen beruhigt, erkannte ihn als Gouverneur an und schärfte ihm bloss ein, den Geistlichen (Franziskanern) die seit 1837 ihnen entrissene Verwaltung der weltlichen Besitzungen den Missionen zurückzugeben, was er jedoch nicht that. Seine Anhänger belohnte er übrigens freigebig. Die amerikanischen und englischen Jäger empfingen Geld und Vieh; ihr Anführer, *Graham*, insbesondere ein Landgut und zwei hundert Maulthiere. *Alvarado* selbst, so wie der General-Commandant *Vallejo*, bemächtigten sich des Eigenthums einiger Missionen und auch die Verwaltung der übrigen Missionen blieb in den Händen der Gewalthaber.

Im April 1840 fanden jedoch die Amerikaner und die Engländer, dass *Alvarado* nicht genug für sie gethan habe, und beschlossen seine Regierung zu stürzen und Californien für unabhängig zu erklären, um es später der amerikanischen Union einzuverleiben. Das Projekt wurde jedoch, als es ausgeführt werden sollte, verrathen, und Alvarado liess die Rädelsführer und mehre andere Verschworne gefangen nach *San Blas* abführen. Aber die brittische sowohl als die amerikanische Gesandtschaft in Mexico verwandte sich kräftig beim Präsidenten Bustamente für ihre Freilassung und Rückkehr nach Californien und wirkten sogar eine reichliche Entschädigung in Geld für sie aus. »Diese Männer« — sagt *Duflot* — »werden einst, wenn sie sich stark genug fühlen, im Vertrauen auf die Unterstützung

der Vereinigten Staaten überzeugt, aus Ober-Californien ein zweites *Texas* machen.

Alvarado blieb indess Gouverneur und mit Ausnahme eines schnell unterdrückten kleinen Aufstandes im ungestörten Besitz seiner Gewalt. Im Oktober 1841 kamen auf dem Landwege aus Neu-Mexico etwa hundert Amerikaner nach Ober-Californien. *Alvarado* verlangte, eine neue Revolution fürchtend, vom Präsidenten *Santa Ana* zur Unterstützung einige Mannschaft, welcher im Februar 1842 dreihundert Mann Galeeren-Truppen *(Presidarios)* abschickte. Es waren Gefangene aus den Kerkern von Mexico. Wenn sie sich gut benähmen, hiess es, sollten sie nicht nur begnadigt werden, sondern auch Ländereien, Vieh und Ackergeräthe erhalten. Zugleich ernannte der Präsident den Brigade-General *Micheltorena* zum Gouverneur an Alvarado's Stelle und zum Befehlshaber der abgeschickten Streitkräfte. Dieser ging am 25. Juli 1842 mit jenen 300 Sträflingen, 150 Mann andern Truppen und einer Menge neuer Beamten unter Segel und landete zuerst im Hafen von *San Diego*, von wo er langsam weiter ging. In *Pueblo de los Angeles* erfuhr er, dass der Commodore *Cattesby Jones*, Commandant der Seemacht der Vereinigten Staaten im Stillen Meere, auf das Gerücht, dass zwischen Mexico und seiner Regierung der Krieg erklärt worden sei, sich der Hauptstadt *Monte Rey* bemächtigt habe. Da jedoch dieses Gerücht

sich bald als unbegründet erwies, so gab Commodore *Jones* den Platz wieder auf. »Die Gewalt *Micheltorena's*« — bemerkt der Verf. — »scheint nicht sonderlich befestigt zu seyn, und er dürfte früher oder später dasselbe Schicksal wie seine Vorgänger haben.«

Beide Californien bilden jetzt in politischer Hinsicht zusammen ein *Departement* der mexicanischen Republik, unter dem Namen *Departamento de Californias*, und werden im Congress zu Mexico durch einen Deputirten vertreten. Bis zur oben erzählten Anstellung *Micheltorena's* übte der zu Monterey residirende *Gobernador constitucional* die Obergewalt über das ganze Departement aus. Jetzt aber wird, wegen der Entfernung und schwierigen Verbindung Unter-Californien von einem eignen *politischen Chef (Gefe politico)* verwaltet, der in *La Paz* wohnt und unmittelbar unter dem General-Commandanten zu *Mazatlan*, in der Provinz *Sonora*, steht. Von den vier *Bezirken*, in welche Ober-Californien eingetheilt ist, haben *Monte Rey* und *San Diego* jedes einen *Präfekt; Santa Barbara* aber und *San Francisco* werden jedes durch einen *Unter-Präfekt* verwaltet. Die Ortschaften zerfallen in *Missionen*, *Presidios* und *Pueblos*. Die Missionen wurden von den Geistlichen errichtet, um die Indier zu bekehren, während die

Gouverneurs militärische Posten *(Presidios)* und Dörfer *(Pueblos)* gründeten, welche Letztern von verheuratheten Soldaten und weissen Ansiedlern, die man von Sonora, Sinaloa und Unter-Californien kommen liess, bevölkert wurden. Da diese drei Classen von Wohnplätzen sämmtlich nach einem und demselben Plane eingerichtet sind, so brauchen wir nur von jeder einen zu beschreiben, um einen Begriff von allen übrigen zu geben.

Als Beispiel einer *Mission* möge die dem *heil. Ludwig, König von Frankreich (San Luiz Rey de Francia)* geweihte, im Bezirke San Diego, welches Presidio schon 1769 errichtet wurde, mitgetheilt werden. Das Gebäude ist vierseitig mit einer Fronte von 150 Metres. Den einen Flügel bildet die Kirche; die Gesichtseite ist mit einer Galerie geschmückt. Das nur ein Stockwerk hohe Gebäude liegt gewöhnlich einige Fuss höher als der Boden. Das Innere enthält einen Hof mit Springbrunnen und Baumpflanzungen. Auf den rings um denselben laufenden Säulengang öffnen sich die Thüren der verschiedenen Gemächer des Gebäudes (Zellen der Geistlichen, Magazine etc.) In den ruhigsten Abtheilungen befinden sich die Kranken-Zimmer für beide Geschlechter, so wie die Schulen. Junge indische Mädchen, *Nonnen* genannt *(las monjas)* bewohnen gemeinschaftlich einen grossen Saal, das s. g. *Kloster (el monjerio)*, wo sie unter der Aufsicht ehrwürdiger indischer Matronen Wollen-,

Hanf- und Baumwollenzeuge weben lernen und erst im heurathsfähigen Alter das Haus verlassen. Die indischen Kinder lernen in der Schule gemeinschaftlich mit den weissen. Eine Auswahl der fähigsten wird für den Gottesdienst im Gesang und der Instrumentalmusik (Geige, Bassgeige, Flöte, Horn) unterrichtet. Die sich in den Zimmer-, Tischler-, Schmiede-Werkstätten oder im Landbau auszeichnen, werden später zu *Alcalden* (Vorstehern) ernannt. Zu der Zeit, wo die Civilverwaltung noch nicht an die Stelle des geistlichen Regiments getreten war, hatte jede Mission nur zwei Mönche, einen für die innere Verwaltung und den Religionsunterricht, den andern, jüngern, für die Leitung der Landbau und Handarbeiten. Der Dominikaner, Pater *Cavallero*, starb bei der Beschäftigung mit dem Pfluge. Man erstaunt, wie so grosse Werke der Baukunst und Mechanik (Mühlen, etc.), Brücken, Strassen, Bewässerungskanäle etc. von den Geistlichen, welche ausserdem noch die Indier im Kalk- und Ziegelbrennen, Steinhauen etc. unterweisen mussten, haben hergestellt werden können.

Um das Hauptgebäude der Mission her stehen die Arbeitshäuser, die Hütten der Neubekehrten und die Wohnungen einiger weissen Ansiedler. Ausserdem gehören zu jeder Mission auf dem nächst umliegenden Raume von 10 bis 12 Geviertmeilen mehre Maierhöfe und kleine Kapellen. Dem Missionsgebäude gegenüber steht ein Wachthaus, wo

sich sonst die Militärmannschaft zum Dienste und Schutze der Mission befand, etwa 4 Reiter und ein Sergeant.

Das Leben jeder Gemeinde war übereinstimmend geregelt. Die Indier waren für die Arbeiten in bestimmte Abtheilungen gesondert. Mit Sonnenaufgang rief die Glocke zum Angelus und Alles begab sich in die Kirche. Nach der Messe kam das Frühstück und hierauf ging es an die Arbeit. Um 11 Uhr war Mittagsmahl, worauf bis 2 Uhr Raststunde war. Den Beschluss der Arbeit machte das Angelus eine Stunde vor Sonnenuntergang. Nach dem Abendgebet nahmen die Indier das Nachtessen ein, tanzten und spielten. Das Essen bestand in frischem Rind- und Schöpsenfleisch, nach Belieben, Kuchen von Waizen- oder Maismehl etc., nebst Erbsen, Bohnen, Möhren etc. Zur Bekleidung erhielten sie ein leinenes Hemd, ein Paar wollne Beinkleider und einen dergleichen Ueberwurf; die Alcalden und bessern Arbeiter auch Tuchkleider wie die Spanier. Die Frauen empfingen jährlich zwei Hemden, ein Kleid und einen Ueberwurf. Wenn die Einnahme aus dem Verkauf der Erzeugnisse der Mission gut ausfiel, wurden auch Hals- und Schnupftücher, Tabak, Rosenkränze, Glaskorallen etc. als besondere Geschenke vertheilt.

Der spanischen Regierung kosteten die Missionen nichts. Bloss Anfangs gaben ihnen die Vicekönige eine kleine Unterstützung. Aber seit 1735

erhielten die Jesuiten so viel Schenkungen und wussten das Vermögen so gut zu verwalten, dass sie noch neue Besitzungen ankaufen konnten. Gegenwärtig besteht der s. g. fromme Fonds von Californien *(Fondo piadoso de C.)* hauptsächlich aus den Landgütern *(Haciendas) San Pedro, Torreon, Rincon, Cianega del Pastor* (noch jetzt für 24000 Piaster jährlich verpachtet) etc. nebst vielen Häusern und Gärten, besonders in Mexico. Von 1811 bis 1818 und später von 1823 bis 1831 bezogen die Missionäre, da der Fonds von den neuen Regierungen in Mexico unter ihre eigne Verwaltung genommen worden war, keine regelmässigen Besoldungen mehr. Gleichzeitig suchten die mexicanischen Agenten die Etablissements auf alle Weise zu berauben. Die Folge war, dass die meisten spanischen Missionäre das Land verliessen, und die Regierung wandte sich nun an das Collegialstift in *Zacatecas*, welches 10 von seinen Gliedern nach Neu-Californien schickte, die aber bald mit den noch vorhandenen Franziskanern in Streit geriethen. Um fernern Uebeln vorzubeugen, trennten sich beide Orden. Die Franziskaner, denen das südliche Klima besser zusagte, gingen nach Nieder- (oder Alt-) Californien und die mexicanischen Geistlichen behielten die Verwaltung des (nördlichen) Ober- (oder Neu-) Californiens. Mittelst Bulle vom 27. April 1840 gründete Papst *Gregor XVI.* das Bisthum Californien und ernannte zum Bischof den

mexicanischen Franziskaner und gewesenen Missionär P. *Francisco Garcia Diego*, mit der Bestimmung, dass derselbe in *San Diego* residiren solle. Duflot glaubt nicht, dass die Wirksamkeit dieses schon sehr bejahrten Mannes, der erst im Jänner 1842 in Californien eintraf, von Bedeutung seyn werde.

Die *Presidios* waren gleichfalls nach einem übereinstimmenden Plane errichtet. Man suchte einen günstigen Platz aus und umgab ihn mit einem Graben von 4 Metres Breite und 2 M. Tiefe. Die ausgegrabene Erde bildete den Wall. Das Ganze war ein Viereck mit etwa 200 M. Fronte. Die von Ziegeln gebaute Wallmauer war 4 bis 5 M. hoch und 1 M. dick; an den Ecken hatte sie kleine Bastionen. Eingänge gab es nur zwei. Die Bewaffnung bestand im Allgemeinen aus 8 Kanonen von 8-, 12- und 16pfündigem Caliber. Wenn auch ein solches Presidio keinem Angriffe von Kriegsschiffen widerstehen konnte, so schützte es doch vor den Anfällen der wilden Indier. Nicht weit davon erhoben sich offene Batterien, pomphaft *Castillo* (Schloss) genannt. Das Innere des Presidio enthielt die Kirche, die Wohnungen der Soldaten und Offiziere, so wie einiger weissen Ansiedler, nebst Magazinen, Werkstätten, Brunnen etc. Ausserhalb befanden sich noch einige Wohnhäuser und das s. g. königliche Landgut *(Rancho del Rey)*, mit

Weiden für die Pferde und Maulthiere der Besatzung.

Vier Küsten-Batterien und vier Presidios (San Diego, Monte Rey, San Francisco und Santa Barbara) vertheidigten Ober-Californien. Seit 1770 wurde die Infanterie überall durch Reiterei ersetzt, welche *Compañias de cuera* d. h Leder-Compagnien, hiessen, weil sie, wenn sie gegen wilde Indier kämpften, einen Oberrock von Hirschleder, zum Schutze gegen die Pfeile, trugen.

Was die *Pueblos* betrifft, so haben diese Aehnlichkeit mit den europäischen Dörfern und Flecken; es sind Gruppen von Häusern, Gärten und Ackerland, mit einer Kirche in der Mitte. Die Bewohner sind Ansiedler. Jeder solche Ansiedler *(poblador)* erhält vier Antheile urbaren Bodens (*sitio* oder *suerte*), im Betrage von vier Hectaren ($8^1/_5$ östr. Joch) und ausserdem ein Stück Land zu einem Hause, welches nach einem bestimmten Plane, in der Richtung einer Strasse oder eines Platzes gebaut werden muss. Letzterer ist ein Viereck von 200 castilischen Varas auf jeder Seite oder 40000 Geviert-Varas ($282547^1/_2$ öst. Geviertfuss) Flächenraum. Diese Grundstücke, auf welchen für jedes Hectare ($1^1/_4$ Joch) zehn Obstbäume angepflanzt werden mussten, durften weder verpfändet noch verkauft und konnten bloss vererbt werden. Die mexicanische Regierung hat jedoch 1842 diese Beschränkung durch eine Verordnung aufgehoben,

welche überhaupt alle Fremde befähigt, Grundeigenthum in der Republik zu besitzen.

Unabhängig von den Ländereien der Ansiedler gab es andere für das »königliche Gut« (s. oben) und die Gemeinde-Hutweide bestimmte, so wie auch öffentliche Wälder. Die neuen Ansiedler empfingen für die zwei ersten Jahre die Lebensmittel und 120 Piaster jährlich, in den nächstfolgenden drei Jahren aber nur jedes 60 Piaster. Ausserdem erhielten sie gleich bei der Ankunft das nothwendigste Vieh für die Feldarbeiten und die Haushaltung, Werkzeuge, Waffen, Munition etc. Während der zwei ersten Jahre wurden für jedes Pueblo ein Alcalde und die übrigen Schöppen (das *Ayuntamiento*, die Municipalität) vom Gouverneur eingesetzt. Nach Ablauf dieser zwei Jahre wählten die Einwohner selbst diese Beamten und der Gouverneur hatte sie nur zu bestätigen. Ein Zug von 4 Soldaten mit einem Sergeanten versah den Polizeidienst und ein oder zwei Geistliche der nächsten Mission verwalteten die Seelsorge.

Diese Einrichtung der Missionen, Presidios und Pueblos bestand von 1769 bis zur Trennung Neu-Spaniens vom Mutterlande, im Jahre 1810. Die geistliche Verwaltung dauerte noch bis Ende 1834, worauf die Civil-Verwaltung eintrat. Sämmtliche 21 Missionen in Ober-Californien hatten 1834 eine indische Bevölkerung von 30650 Seelen, 1842, wo Duflot hier war, nur noch 4450. Hornvieh be-

sassen die Missionen 1834 gegen 424000 Stück, 1842 nur noch 28220 Stück, Pferde resp. 62500 und 3800 Stück, Schafe, Ziegen und Schweine zusammen resp. 321500 und 31600 Stück. Getraide, Mais, etc. wurde 1834 geärndtet 122500 Fanegas (112260 Wiener Metzen), 1842 nur 7000 Fan. (6420 W. M.)

Die Rechtspflege wird jetzt in den Pueblos durch den Alcalden, als Friedensrichter verwaltet. In den Missionen haben die Administratoren, welche unter der Leitung eines *Visitador general* stehen, ein ähnliches Geschäft. Alle diese Beamten werden vom Gouverneur ernannt. Da die mexicanische Verfassung den Ortschaften unter 6000 Seelen kein Ayuntamiento bewilligt, so giebt es in ganz Californien keine solche Behörde, und die Interessen der Provinz sind bloss der aus 6 Gliedern bestehenden *Diputacion departemental* anvertraut. Die höchste Instanz für die Provinz soll das *Tribunal superior* mit 5 Beamten seyn; es war aber 1842 noch nicht eingesetzt, weil sich keine dazu fähigen Personen gefunden hatten. Die jetzigen Beamten sind Landwirthe (*rancheros*), die sich durch die Beraubung der Missionen bereichert haben und ehemals unter der geistlichen Regierung als Aufseher, Hirten etc. angestellt waren. Auch die Departemental-Deputation besteht nur dem Namen nach, und um einen Begriff von der Justiz-Verwaltung zu geben, darf bloss gesagt werden, dass

(1841) der Friedensrichter in Monte Rey ein Bauer war, der weder lesen noch schreiben konnte.

Die Besatzung von Monte Rey besteht aus einem Brigade-General als Platzcommandanten, drei Offizieren und 40 Gemeinen, nebst 12 Artilleristen. Das Presidio ist geschleift und das Fort, eine einfache Batterie, hat 3 dienstfähige Kanonen. In Sta Barbara, wo das Presidio gleichfalls in Trümmern liegt, ist die Besatzung 12 Mann stark, mit 4 Offizieren. Die Kanonen liegen, ohne Lafetten, im Sande. In San Diego steht das Presidio leer; nur im Pueblo sind einige Soldaten. Die Missionen selbst haben keinen einzigen Soldaten. Die Besatzungen von ganz Ober-Californien betragen höchstens 160 Mann, übrigens schlecht gekleidet und bewaffnet. Der vormalige Gouverneur *Alvarado* hatte 1838 für Rechnung des Departements eine Goelette von 86 Tonnen (*la California*) angekauft, welche die ganze Marine bildet. Sie wird von einem Engländer befehligt und hat 10 Mann, ist aber nicht bewaffnet und dient jetzt nur zu einigen Handelsreisen nach den mexicanischen Häfen oder den Sandwich-Inseln, theils für Rechnung des Gouverneurs, theils für fremde Kaufleute, die sie als Frachtschiff miethen.

Das Einkommen der Provinz besteht bloss in den Abgaben der fremden Schiffe an die Zollbehörde in Monte Rey, dem einzigen, dem auswärtigen Handel geöffneten Hafen. Im Ganzen be-

trägt die Einnahme nicht über 70000 bis 80000 Piaster jährlich, aber die Ausgaben der Provinz erreichen wenigstens 120000 Piaster. Das Deficit erklärt, warum die Beamten auf die Plünderung der Missionen angewiesen sind.

Wir geben im Folgenden einige Mittheilungen über die einzelnen Ortschaften Ober-Californiens.

I. Distrikt San Diego.

Der wichtigste Küstenpunkt ist hier der Hafen von *San Diego* (32° 39′ 30″ N. Br. und 119° 37′ 13″ westl. von Paris). Das Fort ist verfallen, könnte aber leicht hergestellt werden; etwa 12 Matrosen englischer und amerikanischer Handelsschiffe, welche Büffelhäute einsalzen, machen nebst ein paar Indiern die Bevölkerung des Hafens aus. Das *Pueblo* liegt eine Stunde landeinwärts und hat 20 Häuser, von welchen die besten Engländern und Amerikanern gehören. Das Presidio ist gänzlich zerstört. Der Alcalde des Pueblo ist zugleich Hafen-Capitän und Zollaufseher. Nahe an der Küste sind wichtige, aber unbenutzte Salinen. Die *Mission* liegt 2 Lieues vom Pueblo. Sie wurde 1769 gegründet und war die erste in Ober-Californien. Das Gebäude und die Kirche sind verfallen. Hier ist eine herrliche Olivenpflanzung; auch der Weinstock gedeiht und liefert den besten Wein Californiens. Nicht minder trefflich ist die Baumwolle, aber es fehlt an Händen zum Anbau. Das nächstliegende

Land sind flache Wiesen. Wälder finden sich erst 7 oder 8 Lieues östlich, wo das Gebirge reich an Fichten, Eichen und anderm Stammholz sind. Die Temperatur war im Jänner 1842 im Mittel täglich 15 bis 18° des hunderttheiligen Thermometers; nur in der Ferne sah man die Schneekoppen der *Sierra Nevada*. Zur Zeit ihrer Blüthe zählte die Mission 2500 Indier, 14000 Stück Hornvieh, 1500 Pferde und 32000 Schafe, zusammen auf 7 Höfen, welche jetzt in Besitz von Privatpersonen sind. Die Mission hat kein Vieh mehr. Die Einwohner bestehen aus einigen Indiern, einem spanischen Geistlichen und einer weissen Familie. Auf einem Hof im Gebirge leben noch 500 Indier unter ihrem Alcalden. In *San Isidor*, 14 Lieues östlich von San Diego, sind Gold- und Silberminen, die 1827 noch bearbeitet wurden.

Die Mission *San Luiz (Rey de Francia)* wurde 1798 gegründet und liegt in einer herrlichen Ebene, am kleinen Flusse San Luiz und etwa $1^1/_3$ Meile vom Meere landeinwärts. Das Gebäude ist das schönste und solideste in ganz Californien. Dabei sind drei grosse Obst- und Küchengärten, die sonst von den Geistlichen gut unterhalten wurden. Hier lebten 3500 Indier auf etwa 20 Höfen *(ranchos)*, von welchen einige förmliche Dörfer mit Kapellen waren und wo sich Schmiedten, Gärbereien, Seifensiedereien etc. befanden. Im Verhältniss dazu stand der Reichthum an Vieh und der Boderentrag. Jetzt

findet man nur noch etwa 600 Indier etc. Die Geistlichen der Mission sind in der traurigsten Lage.

In gleichem verfallnen Zustande befindet sich die Mission *San Juan Capistrano.*

Die Mission *San Gabriel Arcangel*, die grösste und reichste von ganz Californien, liegt 10 Lieues vom Meere, am Fusse einer waldigen Bergkette, in einer weiten, fruchtbaren und prachtvollen Ebene. Sie zählte 1834 gegen 3000 Indier, 105000 Rinder, 20000 Pferde und über 40000 Schafe, jetzt nur noch 500 Indier, 700 Rinder, 500 Pferde und 3500 Schafe. Auch sind noch hier schöne Palmenhaine, drei grosse Weingärten, vier Obst- und Küchengärten, ein gewaltiger Olivengarten und ein anderer mit 400 Orangenbäumen. Der Pater *Zalvidea* schickte sonst alle Jahre ein Fahrzeug mit Oel, Hanf und Flachs nach San Blas, oft auch ein anderes mit Seife oder Talg nach Lima. Die Mission liegt am Flusse San Gabriel, der von hier ins Meer geht, und an einem kleinen See; sie hat zwei Getraidemühlen, eine Brettsäge, grosse Werkstätten, Presshäuser, Spinnereien, Weberstühle etc. In den Magazinen waren auch oft für 200000 Franken europäische Waaren eingelagert, und *Duflot* sah zwei grosse Koffer, die noch vor wenig Jahren mehr als 100000 Piaster in baarem Gelde enthalten hatten. Alles ist jetzt von der Civil-Administration geplündert. Auf den Gründen der Mission

haben sich einige Engländer und Amerikaner Häuser gebaut.

Das *Pueblo de los Angeles* (eigentlich *de Nuestra Señora la Reyna de los Angeles*, *Unserer Lieben Frau Königinn der Engel)* liegt südwestlich von der Mission San Gabriel, am Flusse *Los Angeles* oder *Porciuncula*, in einer mit Waldung, Oliven-, Obst- und ansehnlichen Weinpflanzungen bedeckten Ebene. Hier wohnen die meisten Weissen von ganz Californien, an 1200 Seelen, grösstentheils Amerikaner. Alle Jahr treffen hier die aus Neu-Mexico kommenden Karawanen ein, aus 200 Mann zu Pferde bestehend, mit Maulthieren, welche grobe Wollenstoffe *(Sarapes*, *jerga* und *cobertones*), das Stück zu 3 bis 5 Piaster bringen. Die Karawane verlässt *Santa Fé* (die Hauptstadt von Neu-Mexiko) im Oktober, geht westlich über die *Sierra Madre* und dann südlich vom *Rio Navajoas*, durch das Gebiet der zerstörten Missionen der Mokis-, Apatschen- und Yumayas-Indier, setzt unter 34° Br. über den *Rio Colorado*, und gelangt dann über die *Sierra Nevada* und die Californischen Gebirge nach *Pueblo de los Angeles*. Die Reise pflegt $2^1/_2$ Monat zu dauern. Im April, ehe das Thauwetter eintritt, kehrt die Karawane mit etwa 2000 Pferden und Maulthieren, die sie eingetauscht hat, zurück. Im Jahre 1841 waren 60 Amerikaner dabei. Im Jänner 1842 kamen gleichfalls eine Menge nach Californien und verkündigten,

dass in Kurzem zahlreiche Landsleute von ihnen als Einwanderer eintreffen würden. »Dieses neue Symptom« — bemerkt *Duflot* — »verdient die grösste Aufmerksamkeit.« Das Pueblo ist sehr reich, da hier die Beute der geplünderten benachbarten Missionen zusammengehäuft ist.

Die Mission *de San Fernando (Rey de España)*, am Fusse des Gebirges, hat sich ziemlich gut erhalten, besitzt 400 Indier, 1500 Stück Rindvieh etc. und vier grosse Maiereien, auf deren Gründen sich auch Gold- und Silberminen befinden.

Der s. g. *Hafen San Pedro* ist nur ein Ankerplatz an einer Bucht, mit einem einzigen Wohnhause, aber doch von Handelswichtigkeit für die nahen Missionen *San Gabriel*, *San Fernando* und *Los Angeles*, welche von hier jährlich an 30000 Häute ausführen. Dem Hafen gegenüber, etwa 20 Seemeilen weit, liegen die kleinen Inseln *Sta. Catalina* und *San Clemente*, und etwas weiter westlich *Sta. Barbara* und *San Nicolas*.

II. Distrikt Santa Barbara.

Hier ist der *Hafen Sta. Barbara*, ein Ankerplatz am gleichnamigen, von der Küste und vier kleinen Inseln gebildeten Kanal, unter welchen Letztern *Sta. Cruz*, die grösste, 20 Geviert-Lieues Oberfläche und einen guten Hafen hat. Eine Seemeile von Sta. Barbara liegt die *Mission San Buenaventura*, die sonst 1100 Indier, 4000 Rinder etc.;

besass, jetzt aber nur 300 Indier und 1000 Stück grosses und kleines Vieh zählt. Das Gebäude ist verfallen und kein Missionär wohnt mehr hier, so dass die Kirche von Sta. Barbara aus versehen werden muss. Die hiesigen Indier sind durch ganz Californien als geschickte Korbflechter berühmt. Auch das *Presidio* liegt in Trümmern, doch ist das *Pueblo* noch in gutem Stande, wo 800 Weisse (meist Engländer) von Landbau leben, der Handel aber in den Händen von Fremden ist. Dieses Pueblo hat, zum Theil vermöge seiner geographischen Lage, zwischen Monterey und Los Angeles, bei allen Revolutionen stets eine wichtige Rolle gespielt.

Zwei Kilometer vom *Pueblo Sta. Barbara* liegt die gleichnamige *Mission*, am Fusse einer kahlen Bergkette, die sie vor den Ost- und Nordwinden schützt. Das Gebäude und die Kirche sind solid und trefflich aufgeführt, die Obst- und Küchengärten gross und gut bewässert. Das Gebirge liefert Muschelkalk zum Bauen; aber die nutzbare Bodenfläche ist klein und die Mission hat sich daher nie bedeutend entwickeln können. Statt 1200 hat sie jetzt nur 400 Indier. Hier residirt der apostolische Präfekt *P. Narziss Duran* nebst einem jungen Franziskaner aus Mexico, der die Seelsorge versieht.

Oestlich vom Pueblo Sta. Barbara ist auf dem Gute *Las Pozas* ein kleiner Vulkan, aus dessen Krater von Zeit zu Zeit Rauch emporsteigt, und

eine Lieue von der Mission findet man schwefelhaltige, fast siedendheisse Quellen.

Besser erhalten, als die *Mission La Purisimá Concepcion* (der Unbefleckten Empfängniss), die ganz verfallen ist, hat sich die erst 1804 gegründete *Mission Sta. Ines*, welche 12 Lieues nordwestlich von der Mission Sta. Barbara liegt. Sie hat zwar nur noch 250 Indier, statt 1300, aber ansehnliche Viehheerden.

Die *Mission San Luiz Obispo de Tolosa de Francia* (St. Ludwig, Bischof von Toulouse in Frankreich) liegt 18 Lieues nördlich von der Vorigen, und war sonst eine der blühendsten, ist aber jetzt ebenfalls in schlechtem Zustande. Die vormalige Olivenpflanzung konnte sich an Grösse und Trefflichkeit mit den schönsten in Andalusien messen. *Duflot* fand in dem elenden Gebäude noch den ältesten spanischen Franziskaner von ganz Californien, *P. Ramon Abella*, aus Aragonien gebürtig. Er wusste noch von *La Peyrouse* zu erzählen, der 1787 hier war. Der Mann lebte im grössten Elend, schlief auf einer Kuhhaut, trank aus einem Horn und seine Speise bestand in einigen Stücken an der Sonne gedörrten Fleisches. Das Wenige, was man ihm schenkt, theilt er mit den Kindern einiger armen in seiner Nähe wohnenden Indier. P. *Duran* hat ihm ein Asyl in Sta. Barbara angeboten, aber er will auf seinem Posten sterben.

Trotz seinem hohen Alter will er noch »auf geistliche Eroberungen ausgehen« *(ir a la conquista).*

Die *Mission San Miguel Arcangel (heil. Erzengel Michael)* liegt 13 Lieues nördlich von San Luiz Obispo und hat schöne, obwohl zum Theil verfallne Gebäude. Von 1200 Indiern (1834) sind kaum noch 30 übrig. Die Lage in einer weiten Ebene, aus der man in das Thal der *Tulares*-Indier gelangt, ist vortrefflich. Letztere sind in neuester Zeit durch unbekannte Krankheiten sehr zusammengeschmolzen. Der Gouverneur *Alvarado* bot den Franzosen Grund und Boden in diesem Thale für 500 Familien an, wenn sie sich hier ansiedeln wollten. Er hofft dadurch dem Umsichgreifen der amerikanischen Rasse einen Damm entgegen zu stellen.

III. Distrikt Monterey.

Die zwei nördlichen Distrikte von Neu-Californien sind von grosser Wichtigkeit. Ihre Häfen sind die besten und besuchtesten der ganzen Provinz; die Bergketten längs dem Meere, *Sta. Lucia* und *Sta. Cruz,* sind mit starken und hohen Eichen, Fichten, Cedern etc. bewachsen und leicht zugänglich, auch noch wenig ausgebeutet. Zahlreiche Gewässer lassen sich für Eisenwerke, Sägmühlen etc. verwenden. Der Boden ist besser als im Süden zum Getraidebau geeignet.

Die *Mission St. Anton von Padua* oder *Los Robles* (die Eichen) liegt auf einer weiten Ebene,

13 Lieues nordwestlich von San Miguel, von riesenmässigen Eichen umgeben. Die grossen und schönen Gebäude sind vollkommen erhalten, aber von 1400 Indiern sind nur noch 150 geblieben. Hier ist die Temperatur-Gränze zwischen dem Norden und Süden von Ober-Californien; die Orangen und Palmen des Gartens sind die letzten in dieser Richtung. Die starke Sommerwärme begünstigt den Bau der Baumwolle und vieler Tropengewächse, aber die schönen Landgüter sind in die Hände der Regierungs-Agenten gerathen. Auch lebt nur noch Ein Geistlicher hier.

Die *Mission de Nuestra Señora de la Soledad* (der Einsamkeit), 11 Lieues nördlich von der Vorigen, liegt in dem grossen Thale *El Cañon*, welches bis zum südlichen Theile der Bay *San Francesco* reicht, und hatte 1834 noch 700 Indier nebst zahlreichen Heerden, ist aber jetzt ganz und gar verwüstet. Der letzte Geistliche starb 1838 vor Hunger und Elend.

Ebenfalls ganz verödet ist die *Mission de Nuestra Señora del Carmelo* (vom Berge Carmel), am nördlichen Ende der Sierra de Santa Lucia; nur etwa 30 Indier leben noch hier; der Missionär wohnt in Monte Rey.

Der *Hafen Monte Rey* wird als guter Ankerplatz viel von Walfischfängern besucht, welche hier mancherlei frische Lebensmittel zu sehr billigen Preisen finden; nur an Getraide ist Mangel

[illegible] von San Miguel, von [illegible] Die grossen und [illegible] Gebäude sind vollkommen erhalten, aber [illegible] sind [illegible] 159 geblieben. Hier [illegible] Tropengewächse [illegible] dem Norden [illegible] Süden [illegible]; die Orangen [illegible] Palmen des Gartens sind die letzten in dieser [illegible] tung. [illegible] Sommerwärme begünstigt [illegible] der Baumwolle, und [illegible] Tropengewächse, [illegible] die schönen Landgüter sind in die Hände [illegible] Regierungs-Agenten gerathen. Auch lebt [illegible] Ein Geistlicher hier.

Die *Mission de Nuestra Señora de la* [illegible] 11 Lieues nördlich [illegible] Vorigen, liegt in dem grossen Thale [illegible] welches bis zum südlichen Theile der Bay [illegible] *Protestanten* reicht, und hatte 1834 noch 700 Indier [illegible] südlichen Heiden, ist aber jetzt [illegible] Der letzte Geistliche starb 1838 [illegible] Nuestro und Chud.

[illegible] ganz verödet ist die *Mission de Nuestra Señora del Carmelo* (vom Berge [illegible]) am südlichen Ende der Sierra de Santa [illegible] nur [illegible] 30 Indier lebten noch hier; der [illegible] nahm in Monte Rey.

Der *Hafen Monte Rey* wird als guter Ankerplatz [illegible] Wallfischfängern besucht, welche hier [illegible] Lebensmittel zu sehr billigen [illegible] nur an Getraide ist Mangel

DER HAFEN MONTEREY IN NEW-CALIFORNIEN

Rybicka sc.

auch Eier, Geflügel und Milch müssen theuer bezahlt werden. Englische und amerikanische Schiffe kommen in Menge gegen September und Oktober, wo die Walfische so häufig sind, dass man in einem Tage drei harpuniren kann.

Das *Presidio Monte Rey*, sonst das wichtigste der Provinz, ist jetzt ganz geschleift; nur die Kirche steht noch; auch wohnen in dem s. g. *Castillo*, einer kleinen Batterie mit einer Hütte, noch 5 Soldaten, welche die Begrüssung der ankommenden Schiffe erwiedern.

Das ehemalige, 1770 gegründete *Presidio San Carlos de Monte Rey*, war stets der Sitz der Provinzial-Regierung, obschon die Bevölkerung ursprünglich nur aus Offizieren, Soldaten und ihren Familien bestand. Erst 1827 bildete sich das *Pueblo*, welches jetzt den pomphaften Titel *Stadt* führt. Es besteht aus zwei parallelen Strassen und mehren in der Ebene zerstreuten Häusergruppen. Fast alle Häuser sind von *Adobes* (an der Sonne gedörrten Ziegeln) gebaut und haben hölzerne Dächer, Fussböden und Galerien. Wegen der Gärten und grossen Höfe bei den Häusern bedeckt die Stadt einen weiten Raum, hat aber nicht über 600 Einwohner, meistens Ausländer. Uebrigens ist kein bemerkenswerthes Gebäude vorhanden. Die Regierung besitzt nur das Zollhaus und eine Art grosser Caserne, welche die Bureaux, die Wohnungen der Garnison und eine 1839 von einem Franzosen, *Cam-*

buston, errichtete Schule enthält. *Duflot* vermochte den Gouverneur *Alvarado,* ihm einen Gehalt von 100 Piaster monatlich, nebst Wohnung und Geräthschaften zu bewilligen. Nach einigen Wochen waren an 60 Schüler beisammen. Eine kleine Druckerei besorgt die Bücher, die Regierungsverordnungen etc.

Die Mission *San Juan Bautista* (St. Johann der Täufer) liegt 14 Lieues von Monte Rey. Zwischen beiden Missionen befinden sich drei Maiereien *(Ranchos)* und bei der einen steht eine Silber- und Bleigrube in Betrieb. *San Juan Bautista,* wo sonst 1400 Indier waren, kam in den Besitz eines Anhängers von Alvarado, und ist jetzt so gut wie verödet; kaum 100 Indier leben noch hier, und zwar im grössten Elend. Der Ort ist übrigens um seiner herrlichen europäischen Früchte willen berühmt.

Das *Pueblo Branciforte,* erst 1796 gegründet, hat jetzt 300 Einwohner, meist Nordamerikaner, die sich mit spanischen Creolinnen verheurathet haben und theils von Landbau und Handel, theils von Holzschlagen und Arbeiten bei den Sägmühlen leben.

Die *Mission Santa Cruz,* 16 Lieues von San Juan Bautista und 1 Seemeile vom Meere gelegen, hat zwar noch schöne und gut erhaltene Gebäude, ist aber rein ausgeplündert. Der Boden ist trefflich und vorzüglich zum Gemüsbau geeignet, daher

auch viel Walfischfänger hier anlegen, um sich zu versorgen. Das Gebirge, welches sich von hier bis zur *Lobos-Spitze*, dem südlichen Ende des Hafens San Francisco, erstreckt, ist mit herrlichen Waldungen bedeckt, die bis ans Ufer reichen.

IV. Distrikt San Francisco.

Das *Pueblo San José de Guadalupe* liegt in einer weiten, reichlich bewässerten und beholzten Ebene, am Flusse Guadalupe, der etwa 3 Lieues von hier in die Francisco-Bay fällt, und zwischen zwei von Ost nach West streichenden Bergketten, in milder Temperatur. Der Boden liefert herrlichen Waizen, nebst Wein und Obst. 500 Weisse und einige Hundert Indier leben meist von Landbau, den sie aber sehr nachlässig betreiben. Man nennt den Ort auch *Pueblo de arriba* (das obere Pueblo), im Gegensatze zum *P. de los Angeles*, welches *P. de abajo* (das untere P.) heisst.

Die *Mission Santa Clara*, eine der ältesten der Provinz, liegt auf derselben Ebene, eine Lieue von San José und 19 Lieues von San Juan Bautista. Die Gebäude sind noch in gutem Stande; ringsum sieht man grosse Obst- und Küchengärten; der Wein ist vortrefflich; aber von 1800 Indiern sind kaum noch 300 vorhanden. Sta. Clara war stets eine der bedeutendsten Missionen. Bemerkenswerth ist, dass die Indier auch besondere Fortschritte in der Musik gemacht hatten. Ein Missionär hatte einst von einem französischen Schiffscapitän 30

vollständige Uniformen gekauft und eine regelmässige Musikkapelle für den Gottesdienst errichtet. *Duflot* fand noch einige Reste davon. »Am 14. September 1841« — erzählt er — »hörten wir mit grösstem Erstaunen, wie die Musiker von Sta. Clara in der Missionskirche von Sta. Cruz während der Messe die *Marseillaise* spielten und die Prozession mit der Melodie von *Vive Henri IV.* begleiteten. Ich fragte später einen Geistlichen, wie die Indier diese Musikstücke kennen gelernt hätten. Er antwortete, einer von seinen Vorgängern hätte einst eine französische Drehorgel gekauft und die Indier hätten von selbst die Melodien für ihre Instrumente arrangirt.«

Die *Mission San José* liegt 10 Lieues vom Pueblo und der Mission Sta. Clara, an einer Hügelkette, deren östlicher Abhang vom Flusse San Joaquin bespült wird. Der Pater *Gonsalez*, Vorsteher der nördlichen Missionen, hat hier noch 400 Indier beisammen zu halten gewusst, welche von den Resten der ehemaligen grossen Reichthümer dieser Mission genährt und gekleidet werden. In der Schule fand *Duflot* an 60 indische Kinder, welche ihn durch ihre Fortschritte im Lesen und Schreiben des Spanischen, so wie im Rechnen, höchlich überraschten. Unter ihnen befanden sich nur zwei oder drei weisse Kinder, obwohl über 20 Familien hier angesiedelt sind.

Auf der von jeher ärmlichen *Mission de los*

Dolores de San Francisco de Asis (der Schmerzen des heil. Franz von Assis), 14 Lieues von Sta. Clara, der es an ackerbarem Boden fehlt, leben etwa noch 50 Indier, ohne einen eignen Geistlichen.

Das *Pueblo de la Yerba buena**) liegt am Ufer des gleichnamigen Ankerplatzes, zwei Lieues von der Mission *de los Dolores*. Es ist, obschon nur 20 Häuser, meist Waarenspeicher, zählend, ein wichtiger Platz, da der ganze Handel der Bay San Francisco hier betrieben wird. Die englische Hudsonsbay-Gesellschaft hat 1841 das schönste und grösste Haus angekauft und eine Factorei errichtet. Auch die übrigen Häuser gehören Fremden, namentlich Amerikanern, Franzosen und Schweizern.

Das ganz verfallne *Presidio San Francisco*, 2 Lieues nördlich von der Mission und von Yerba buena, wird nur noch von einem Lieutenant und 5 Soldaten bewohnt, die mit ihren Familien Landbau treiben. Das 2 Kilometer davon entfernte Fort besteht aus einer Batterie von 6 Stücken, die auf halb verfaulten Laffetten liegen. Eine Schaluppe vom nächsten besten Schiffe auf der hohen See könnte ohne Schwierigkeit die sämmtlichen Kano-

---

*) *Duflot* übersetzt diess durch *Village de la menthe* (der Münze). Wahrscheinlich ist von den verschiedenen *Mentha*-Arten die *Mentha sarracenica*, die *Frauenminze* gemeint, welche im Französischen auch *Menthe de Notre Dame* heisst.

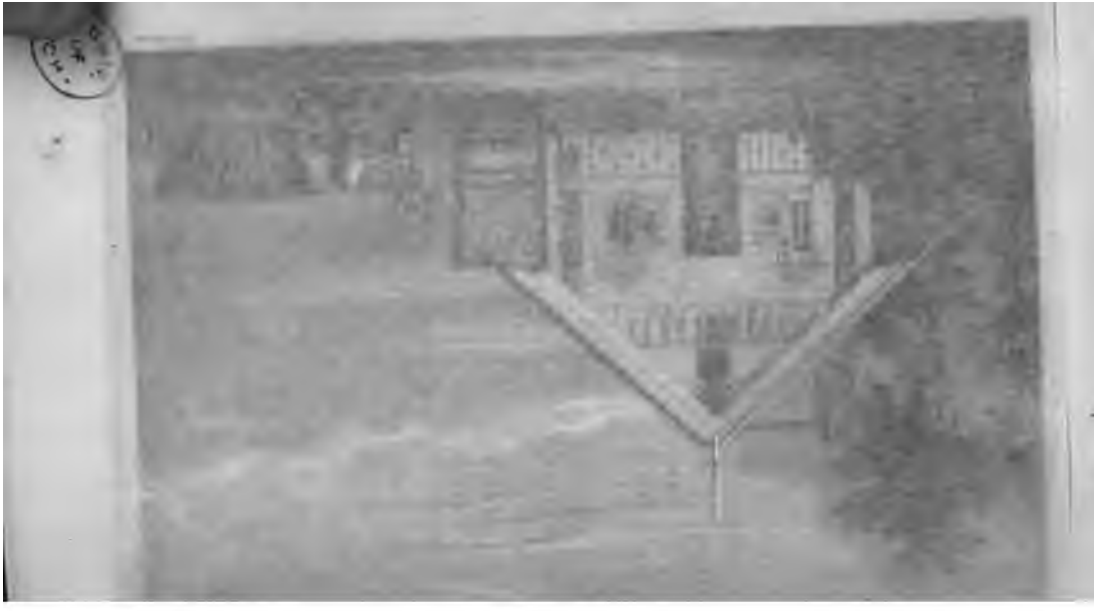
nen fortschleppen, ohne dass die Leute im Presidio etwas davon gewahr würden.

Den Eingang zur San Francisco-Bay bezeichnet für die von der hohen See kommenden Schiffe eine Gruppe von Klippen, vulkanischen Ursprungs, welche *los Farallones de los Frayles* heissen. Sie haben weder Pflanzenwuchs noch Wasser und dienen nur den Seevögeln zu Brutplätzen. Die grösste mag zwei Seemeilen Umfang haben. Im Jahre 1825 errichteten die *Russen* vom Hafen *de la Bodega* hier einen Posten von einigen Soldaten und etwa 30 Indiern von Kodiak, zum Behuf des Robben-, Seeleoparden- und Seeelephanten-Fanges, von denen es damals um diese Klippen her wimmelte, die aber jetzt fast gänzlich aufgerieben sind.

Die *Missionen San Rafael* und *San Francisco Solano*, jene erst 1817, diese 1823 gegründet, sind ebenfalls so gut wie verödet. *San Francisco* ist die nördlichste und letzte dieser religiösen Anstalten und nur etwa 10 Lieues von den russischen Besitzungen entfernt. Die Lage ist trefflich und die weite Ebene, die sie umgiebt, höchst fruchtbar. Der Commandant *Don Mariano Vallejo* hat hier das *Pueblo Sonoma* angelegt, welches zu gedeihen verspricht. Ein Franzose, *Prudon*, hat eine Schule errichtet.

Im Hintergrunde der Bay *Los Carquines* bemerkt man drei Flussmündungen, welche die ersten Entdecker, französische Canadier, die *Trois Four-*

COLONISTEN-HAUS IM MISSISSIPPI-THALE IN AMERIKA.



chos genannt haben. Sie werden östlich durch den *Rio San Joaquin*, nördlich durch den *Rio del Sacramento* und nordwestlich durch den *Rio Jesus Maria* gebildet. Letzterer ist jedoch, wie die neuesten Untersuchungen gezeigt haben, kein besonderer Fluss, sondern ein Mündungsarm des Sacramento. Auf einer vom Sacramento und einem andern kleinern Mündungsarme gebildeten Delta-Insel hat ein Schweizer, Capitän *Sutter*, welcher früher in der französischen Garde gedient hatte, 1839, die Niederlassung und das Fort *Nouvelle Helvétie* angelegt, wo Duflot bereits an 30 Weisse (Teutsche, Schweizer, Canadier, Amerikaner, Engländer und Franzosen) nebst 100 Indiern antraf, welche Letztern, als Arbeiter, genährt und gekleidet werden. Die Ansiedler sind Holzschläger, Schmiedte, Zimmerleute und Biberjäger. Auch die *Hudsonsbay-Gesellschaft* hat am Rio Sacramento ein Stück Land vom Gouverneur Alvarado unentgeldlich erhalten, wo sie eine Niederlassung von französischen Canadiern, die in ihren Diensten stehen, errichten will.

Die oben erwähnte *russische* Niederlassung am Hafen *de la Bodega* entstand auf den Vorschlag des Hrn. von *Résanov*, welcher von einer Expedition nach Japan zurückkommend, die gesammten Etablissements der Russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft sowohl an der asiatischen Seite, als auf dem amerikanischen Festlande und den

Inseln der Nordwest-Küste zu untersuchen beauftragt war und im Mai 1807 auch im Hafen *San Francisco* vor Anker ging. Der Hafen *de la Bodega* (38° 18′ 30″ nördl. Br. und 125° 24′ 20″ westl. von Paris), dessen südlicher Theil höchstens 9 Lieues vom nördlichen Theile des Hafens San Francisco entfernt ist, die ungeheure Menge von Seeottern und Seekälbern, die es damals hier gab, und die trefflichen Waldungen von Schiffbauholz in der Nähe, erregten die Aufmerksamkeit des Reisenden. Auf einen Bericht darüber an den kaiserlichen Hof schickte der General-Gouverneur der amerikanischen Niederlassungen von Sitka aus 1812 den Hrn. von *Kuskov* mit 100 Russen und 100 Kodiak-Indiern nach dem Hafen Bodega, welche hier von den spanischen Behörden die Erlaubniss erhielten, zum Behuf des Robben- und Fischfanges eine Niederlassung zu errichten. Das Geschäft wurde für die Compagnie höchst gewinnreich. Die ganze Küste und die nahen Inseln wurden ausgebeutet, und die Francisco-Bay allein lieferte nicht selten in einer Woche 7- bis 800 Ottern. Die Felle gingen zu Wasser nach *Ochotsk* und von da zu Lande nach *Kiachta*, an der russisch-chinesischen Gränze, wo sie noch vor zehn Jahren das Stück zu 80 bis 100 spanische Piaster verkauft wurden. Als 1815 die Russen weiter landeinwärts einige Maiereien errichteten, wurden die spanischen Behörden, die damals nördlich von der Francisco-

Bay noch keine Mission hatten, aufmerksam gemacht und erstatteten einen Bericht an den König, in dessen Folge im Dezember 1817 die oben erwähnte Mission *San Rafael*, 12 Lieues südlich vom Bodega-Hafen, gegründet wurde. Die spanischen und mexicanischen Revolutionskriege gestatteten den Russen, sich in dauerhaften Besitz der umliegenden Gegend zu setzen, und sie errichteten 12 Lieues von Bodega, jenseits des Flusses *San Sebastian*, den sie *Slavianska* nannten, das *Fort Ross*, wo der Gouverneur seinen Sitz nahm. Der Hafen Bodega erhielt gleichzeitig den Namen *Romanzow*. Bemerkenswerth ist jedoch, dass in dem auf *Russisch-Amerika* bezüglichen Ukas Kaiser Alexanders, vom $^{4}/_{16}$ Sept. 1821, in welchem erklärt wird, dass die Inseln und die Küste von der Berings-Strasse südwärts bis 54° Breite zum russischen Reiche gehören, von diesem Etablissement in Californien keine Erwähnung geschieht. Auch in dem Vertrage zwischen *Russland* und den *Vereinigten Staaten* vom $^{5}/_{17}$ April 1824 und zwischen *Russland* und *England* vom $^{16}/_{28}$ Febr. 1825, ist keine Rede von Californien. Obwohl durch die Gründung der Missionen *San Francisco Solano* und *Santa Rosa*, resp. 1823 und 1827, die Mexicaner der russischen Niederlassung bis auf 6 Lieues nahe gerückt sind, so ist doch zwischen dem neuen Freistaat und dem russischen Cabinett kein Uebereinkommen in Betreff Bodega's getroffen worden. Dessenungeachtet

darf dieser russische Gebietstheil keineswegs als ein Bestandtheil von Mexico angesehen werden. In den im Jänner 1828 zum Behuf der Gränzbestimmung gehaltenen Conferenzen zwischen den mexicanischen Bevollmächtigten *Estera* und *Camacho*, und dem nordamerikanischen Gesandten *Poinsett* wurde mexicanischerseits gleichzeitig anerkannt, dass die neue Republik verpflichtet sei, alle unter der frühern Regierung von den spanischen Vicekönigen mit fremden Mächten geschlossenen Verträge aufrecht zu halten. — Während *Duflots* Aufenthalt in Californien befand sich die russische Niederlassung im besten Zustande. Den Kern der Bevölkerung bildeten 800 Russen, um welche sich einige für Taglohn arbeitende indische Stämme gruppirten. Um die benachbarten feindseligen Stämme in Respect zu halten, müssen die Russen reihenweise Militär-Dienste thun, und dieser Schutz erstreckt sich auch auf die spanische Bevölkerung im Norden von San Francisco.

IV.

DAS GEBIET OREGON.

Nach Duflot de Mofras*).

An der Nordgränze von Californien beginnt das weitläuftige Gebiet, welches von den Amerikanern *Oregon*, von den Engländern aber in seinen einzelnen Theilen das Gebiet vom *Rio Colombia*, *Neu-Albion*, *Neu-Georgien*, *Neu-Hannover*, *Neu-Caledonien*, *Neu-Cornwallis* und *Neu-Norfolk* genannt wird, und sich bis zum Russischen Amerika erstreckt. Die ersten Entdecker dieser Landstrecke, die Spanier, dehnten den Namen *Californien* bis zum *Rio Colombia* (oder *San Roque*) aus und was

*) *Exploration du Territoire de l'Orégon*, etc. et. II. Theil S. 93 u. ff.

jenseits desselben lag, begriffen sie unter dem allgemeinen Namen der *Nordwest-Küste.* Gegenwärtig ist die Abgränzung der Länder nördlich von Neu-Spanien nicht genau festgesetzt. Nur Mexico und das Russische Amerika haben feste Gränzen. England und die Vereinigten Staaten liegen bekanntlich in Streit über den Besitz des, zwischen 42° und 54° 40' nördl. Breite gelegenen, im engern Sinne so genannten *Gebietes Oregon.*

Das Ganze hat übrigens deutlich angezeigte Naturgränzen. Man kann zwei fast gleiche Abtheilungen annehmen, von welchen die eine von 42° bis etwa 49°, d. h. von Californien bis zur Meerenge Juan de Fuca, die andere von da bis zur russischen Gränze sich erstreckt.

In der Richtung von Westen nach Osten zeigen sich drei grosse Thäler, die durch Bergketten getrennt werden. Jedes solche Thal hat seinen eigenthümlichen Boden und Himmelsstrich. Das erste beginnt am Meere und reicht bis zur ersten, von Nordwest nach Südost streichenden Gebirgskette. Die Breite ist 25 bis 40 Lieues. Das Clima ist im Sommer sehr heiss, aber mit sehr kühlen Nächten. Vom Oktober bis in den April herrscht fast immer Regen. Der Rest des Jahres ist im Ganzen sehr schön. Selten bleibt der Schnee in den Ebenen liegen und auch die Flüsse, wie der Rio Colombia, frieren nicht jedes Jahr zu. Der Boden ist hier fruchtbarer als im innern Lande. Die Winter-

regen begünstigen den Pflanzenwuchs und führen eine Menge guter Erde herbei, welche den Boden in dicken Lagen bedeckt. Doch sind die Gründe zunächst am Meere weniger als die in den Thälern zum Anbau geeignet, und auch hier leiden die Niederungen an den Gewässern durch Ueberschwemmungen. Die besten Ländereien sind nordwärts, um die Bay *Puget*, in der Nähe des Flusses *Kaulis* und südlich an den Ufern des *Wallamet (Oual-lamet)*. Sie dehnen sich an 150 Lieues von Norden nach Süden und an 30 bis 40 in der Breite aus. Weiter nördlich und östlich ist das Land gebirgig und oft unzugänglich. Ausserdem ist dieses erste grosse Thal gut bewässert und reich an herrlichen Waldungen. Ueberhaupt ist es derjenige Theil des Gebietes Oregon, auf welchen sowohl die Engländer als die Amerikaner den meisten Werth legen.

Das zweite Thal beginnt bei den Fällen des Rio Colombia und erstreckt sich von der ersten Bergkette bis zu den, aus vulkanischem Gestein bestehenden, etwa 50 Lieues östlich davon liegenden, *Blauen Bergen*. Die Regen sind hier weniger häufig als im ersten Thale, die Flüsse weniger wasserreich und die Dammerde seichter; überhaupt ist das Land, obwohl bewaldet und anbaufähig, weniger fruchtbar.

Das dritte Thal liegt zwischen den Blauen Bergen und dem westlichen Abhange der Felsen-

gebirge. Es stellt ein hohes Plateau von 90 bis 100 Lieues Breite dar und zeichnet sich durch seine ausserordentliche Trockenheit und den Temperatur-Unterschied der Tage und Nächte aus. Bewundernswerth ist die Klarheit der Luft; selten sieht man eine Wolke und nur im Frühling fällt schwacher Regen. Auch im Winter ist die Schneedecke so dünn, dass die Pferde in den Flussthälern stets Weide finden. Diese Landstrecke bildet einen Theil der grossen amerikanischen Wüste und ist von weiten, fast wasserlosen Sandebenen eingenommen, welche zum Theil beträchtliche, mit Natron und Magnesia bedeckte Flächen enthalten, aber wenig Pflanzenerde darbieten. Auch vulkanische Produkte findet man auf jedem Schritte. Nur an den Ufern der von den Blauen Bergen kommenden Flüsse giebt es einige Strecken sehr fruchtbaren Landes.

Die drei Gebirgsketten sind, wie gesagt, die *Felsengebirge* (*Rocky Mountains*), die *Blauen Berge* und die nächst dem Meere laufende Kette, welche man die *Meereskette* nennen kann*). Letztere streicht von Nordwest nach Südost und hat hohe mit Schnee bedeckte Kuppen, welche vom Meere aus auf 30 bis 40 Lieues weit sichtbar sind. Darunter befinden sich der (zum Russischen Ame-

*) *Duflot* giebt keinen besondern Namen dafür an; er nennt sie bloss *les montagnes les plus rapprochées de la mer.*

rika gehörige) *St. Elia.*, der höchste bis jetzt bekannte und gemessene Berg von Nord-Amerika, dessen Höhe 5400 Meter (16620 Par. Fuss) übersteigt, der *Schönwetter-Berg (Mount Fairweather)*, die Berge *Baker, Olymp, Rainier, St. Helena, Hood, Van Couver, Umqua, Mac Loughlin, Sasté* und *Klamak.* Die *Sierra Nevada* in Californien ist die südliche Fortsetzung dieser Meereskette. Die Meereskette ist etwa 10 Lieues breit und schwierig zu übersteigen, doch kommen jedes Jahr von Osten her Karawanen über dieselbe. Die Piks haben grösstentheils 4000 Meter Höhe und eine kegelförmige Gestalt.

Die *Blauen Berge*, werden von den Flüssen der *Plattköpfe* und *Colombia* durchschnitten und streichen gleichfalls von Nordwest nach Südost. Der stets mit Schnee bedeckte nördliche Theil ist Urgebirge, der südliche vorzugsweise vulkanischer Beschaffenheit. Man sieht auf den zerrissenen Piks die Spuren erloschener Krater und der Boden ist mit Laven und Bimsstein bedeckt. Die Flüsse sind wegen der häufigen Fälle und Stromschnellen wenig schiffbar. Mit Lastthieren braucht man zum Uebersteigen des Gebirges zwei Tage.

Von der als nördliche Fortsetzung der mexicanischen Sierra Madre und der Andes bekannten Kette der *Felsengebirge (Rocky Mountains)* erreichen die Piks *Hooker* und *Bronne* beinahe 5000 Meter. Weiter nordwärts soll es Gipfel geben,

die dem Chimborazo und dem Schneeberg von Sorate an Höhe gleichkommen. Tiefe und geräumige Einsenkungen erleichtern das Uebersteigen der Felsengebirge selbst für Lastwagen. Obwohl die Gipfel stets mit Schnee bedeckt sind, giebt es doch in den Thälern und an den Flussufern überall Weideland und herrliche Waldungen.

Der wichtigste Fluss ist der *Rio San Roque (St. Rochus)*, oder *Rio Colombia*, oder *Oregon*, welcher letztere Name auf das ganze Gebiet übergegangen ist. Als erster eigentlicher Entdecker dieses Stromes ist der spanische Schiffscapitän *Don Bruno de Heceta*, 1775, zu betrachten. Aber eine allgemeine Kunde davon hatte man schon in Canada, gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts, und der Chevalier *de Vérendrye* unternahm im Auftrage der damaligen französischen Gouverneure von Canada, in den Jahren 1711 bis 1754 verschiedene Reisen, theils allein theils als Anführer ganzer Expeditionen, nach dieser westlichen Meeresküste. *Duflot* giebt darüber umständlichere Nachrichten und sagt — wohl nicht ohne Bedeutung! — dass aus diesen Untersuchungen und seinen Berichten »auf eine unbestreitbare Weise das Recht hervorgeht, welches die Bewohner von Neu-Frankreich *(Nouvelle France)* auf den ausschliesslichen Besitz der Länder westlich von Canada bis zum Stillen Meere ununterbrochen gehabt haben.« Im Jahre 1766 bereiste der brittische Capitän *Jonathan*

Carver von Boston aus die westlichen Länder bis zum Felsengebirge, erwähnt aber in seinem Berichte des *Grossen Westflusses* nur nebenher. Er nennt ihn *Oregon*. Woher dieser Name komme, ob vom spanischen *Orejon*, *Oregano* (Orkan, Sturm) oder vom irländischen *O'Regan*, ist noch unerforscht. Die an der Mündung wohnenden *Tschinuks-Indier* oder *Plattköpfe* nennen ihn *Yakaïtl Ouïmakl* (den grossen Fluss).

Der eigentliche Entdecker, vom Meere aus, ist, wie schon gesagt, der Spanier *Don Bruno de Heceta*, welcher mit der Corvette Santiago am 17. August 1775 die Einfahrt des Flusses aufnahm und ihn *Rio de San Roque* (St. Rochus) nannte. Der amerikanische Capitän *Gray* fuhr 1792 in den Fluss hinein und nannte ihn nach dem Namen seines Schiffes *Colombia*. Am 20. Oktober dess. J. fuhr der brittische Lieutenant *Broughton*, einer von den Offizieren der Expedition *Van Couver's*, in einer Schaluppe 30 Lieues weit von der Mündung aufwärts. *Cook* hatte, 1778, den Fluss übersehen. Gegenwärtig nennen ihn die Engländer *Colombia*, die Amerikaner eben so, oder auch *Oregon*, und die französischen Canadier, »welche ihn nach allen seinen Theilen erforscht haben,« *Rivière de la Colombie*.

Der Fluss wird durch zwei Hauptarme gebildet. Der wichtigste ist, wegen seiner Schiffbarkeit, der von Norden kommende. Er entspringt in den

Felsengebirgen, etwa unter 53° Breite, unweit von den obern Gewässern des nach Westen gehenden Flusses *Fraser*, und der am Ostabhange des Gebirges sich entspinnenden Flüsse *Athabasca* und *Saskatschawan*. Sein Lauf geht zuerst, etwa 80 Lieues weit, von Norden nach Süden, bis er oberhalb des Forts Colville zur Linken den von Südosten kommenden *Clarke* oder Fluss der *Plattkopf-Indier* aufnimmt. Der Fluss setzt nun seinen Lauf 30 Lieues weit in westlicher Richtung bis zum *Fort Okanagam* fort, wo am rechten Ufer der gleichnamige Fluss in ihn einfällt. Von diesem Punkte an wird der Lauf sehr gekrümmt und geht im Ganzen zwei Längengrade weit südsüdöstlich bis zum Fort der Indier *Nez percés* (der durchbohrten Nasen), oberhalb welchem er sich zur Linken mit dem südlichen Hauptarme, dem *Lewis*, oder dem Flusse der *Schlangenindier*, vereinigt.

Dieser an 200 Lieues lange Strom hat ebenfalls einen sehr gekrümmten Lauf. Er kommt von Südosten, aus dem Felsengebirge, wo seine Quellen nahe bei den obern Zuflüssen des Missuri liegen. Beim Fort der *Nez percés* hat der *Colombia* schon eine Breite von beinahe 1000 Meter. Er fliesst nun westlich und dann 80 Lieues weit etwas südlich, bis zum Fort *Vancouver*, wo sich in Entfernungen von 3 und 5 Lieues die beiden, *Wallamet* genannten, Mündungsarme von ihm ablösen. Beim Fort beträgt seine Breite 1200 Meter und ver-

grössert sich bis zur Hauptmündung zwischen der *Adamsspitze* und dem *Täuschungs-Cap (Cap Disappointment)* auf 3 Lieues. Die Ebbe und Fluth erstreckt sich merkbar bis zu den ersten Fällen, 60 Lieues vom Meere aufwärts.

Der Raum zwischen dem ersten und zweiten Falle ist 25 Lieues weit schiffbar. Auch darüber hinaus, bis zur Verbindung mit dem Schlangenflusse (Lewis) und nordwärts bis zum Fort der *Nez percés*, 20 Lieues, ist die Schiffbarkeit vorzüglich. Hat man hier mittelst eines Tragplatzes die Stromschnelle des *Priestersprunges (Saut du prêtre)* überschritten, so steht der Schiffahrt bis zum Fort Okanagam, 40 Lieues nördlich, nichts mehr im Wege.

Der wichtigste Theil des Colombia ist natürlich der unterste, von der Mündung bis zu den ersten Fällen, in welchen Schiffe von beinahe 400 Tonnen einlaufen können. Indessen ist diese Beschiffung nicht ohne Gefahr, weniger wegen der vielen Inseln, Baumstämme und Sandbänke, als hauptsächlich wegen der grossen Barre quer vor der Mündung des Stromes. Man denke sich eine Brandungslinie, die sich drei Lieues weit vom Täuschungs-Cap, in Norden, bis zur Adamsspitze, in Süden, mit einer Breite von 1500 Meter erstreckt und vor der Mündung des Stromes eine Art von Halbmond bildet. In dem Augenblicke, wo die Fluth aus dem Strome zurückkehrt, hat

dieser eine Geschwindigkeit von 6 oder 7 Meilen in der Stunde, und wenn dann die Seewinde, namentlich der Nordwest, das Meer gegen die Mündung treiben, so entstehen durch diesen Zusammenstoss der Gewässer ungeheure, über 60 Fuss hohe Wogenberge, welche dem Beobachter auf dem Flusse selbst den Anblick des Meerhorizontes entziehen, während das Brausen der Brandung viele Lieues weit hörbar ist. Das Einlaufen in den Strom geschieht durch einen Kanal von $^1/_4$ Meile Breite und 8 Meter Tiefe, und bedarf der grössten Vorsicht. Alle Seefahrer erklären einstimmig, dass es nirgends auf der Erde eine so furchtbare Einfahrt giebt als die in den Rio Colombia. Auch ist die Zahl der hier verunglückten Schiffe, im Vergleich mit der geringen Menge, die überhaupt diese Meeresgegend besuchen, beträchtlich. *Duflot* nennt aus neuerer Zeit die Brigg *William and Ann*, 1829, das Fahrzeug *Isabelle*, 1830, und die Corvette *Peacock*, 1841. Die Barre besteht aus so feinem Flugsand, dass wenn das Schiff auf den Grund stösst, der Kiel nicht bricht, sondern ein Bett gräbt, in welches das Schiff immer tiefer einsinkt, während der obere Theil von den Wellen zerstört wird.

Weder am *Täuschungs-Cap (Cap Disappointment)* noch an der *Baker-Bay* giebt es Wohnungen; nur im Süden der Einfahrt, bei der *Adams-Spitze*, an einer Stelle, *Clatsop* genannt, erheben sich einige Hütten der *Tschinuks*-Indier, und am

Uferrande das kleine Haus und die Maierei des amerikanischen Methodisten-Missionärs *Frost.* Ein schlechtes Bretterhaus mit einem kleinen Kartoffelfelde liegt eine Meile östlich von der Georgs-Spitze und nur wenige Meter vom Ufer. Diese Barake nennen die Engländer prahlerisch das *Fort George* und die Amerikaner die *Stadt Astoria (Town of Astoria).* *Washington Irving* hat bekanntlich in sehr anziehender Weise die Gründung dieser Niederlassung beschrieben. Gegenwärtig wohnt hier Niemand als der Schotte *James Burney*, Agent der Hudsonsbay-Gesellschaft, nebst seiner Frau, einer Canadierinn, und seinen kleinen Kindern. Hinter dem Hause zeigt man die Stelle, wo das ehemalige *Fort Astoria* gestanden, von dem jetzt keine Spur mehr übrig ist. Nicht weit davon sieht man einige elende Hütten, von Indiern bewohnt, welche den fremden Schiffen Lachs, Enten und Wildpret zum Verkauf bringen.

Nördlich von der Mündung des Colombia fortgehend gelangt man, an mehren kleinen Inseln, Landspitzen, Einbuchten und Flussmündungen vorüber zum *Cap Flattery*, welches mit dem Eilande *Tutusi* das südliche Ende der Einfahrt in die Meerenge *Juan de Fuca* bildet. Letzterer, ein Cephalonier in spanischen Diensten, behauptete 1592, zwischen 47° und 48° Breite eine Durchfahrt aus dem Stillen Meere in das Atlantische entdeckt zu haben. Erst im Jahre 1789 wurde

die Stelle durch den Spanier *Don José Narvaez* genauer untersucht und es zeigte sich, wie auch später 1791 und 1792, dass es nur eine Meerenge war, welche durch die grosse, mehr als 100 Lieues lange und 10 bis 25 Lieues breite, von Südost nach Nordwest laufende Insel *Quadra und Van Couver* gebildet wird. An dieser Meerenge ist unter andern der *Hafen Quadra*, welchen Van Couver den *Entdeckungshafen* nannte (48° 2′ 30″ Br. und 124° 57′ 54″ westl. von Paris), so wie die *Bay* und der *Hafen Puget*, zu bemerken. Im Hintergrunde der Bay liegt das englische *Fort Nesqually*, am gleichnamigen Flusse, und eine der französischen Missionen des Abbé *Demers*. Dieser kaum 25 Lieues vom Colombia entfernte Hafen ist der einzige nördlich vom Hafen San Francisco, wo Schiffe sicher vor Anker liegen, und die Hudsonsbay-Gesellschaft legt daher ganz besondern Werth auf seinen Besitz.

In die *Bay Bellingham*, welche an der festländischen Küste durch die Landspitze San Rafael und die Halbinsel Cepeda gebildet wird, ergiesst sich der *Fraser*. Dieser dem Agenten der ehemaligen Nordwest-Compagnie, *Simon Fraser (Fraser)*, zu Ehren so benannte grosse Fluss heisst bei den Indiern *Takutschi (Takutschi Tesse)*. Er entspringt am westlichen Abhange der Felsengebirge, um 55° Breite, wo eine seiner Hauptquellen nur 290 Meter von dem Ursprunge des östlich laufenden

Friedensflusses (Unschigah) entfernt ist. Der Fraser hat einen Lauf von etwa 130 Lieues, fast parallel mit dem Oregon, und empfängt fast alle Gewässer von Neu-Caledonien, namentlich die Flüsse *Stuart*, *Tsohilkotin*, *Pinklitsa*, *Thompson* und *Quesnel*. Der Gouverneur *Sir George Simpson*, der 1828 über die Seen aus Canada kam, fuhr den ganzen Fluss Fraser in einem Boote bis zum Meere hinab, fand ihn aber voll Felsen, Wasserstürze und Stromschnellen. Vor der Mündung ist eine Barre, die von Schiffen, welche nicht mehr als 14 Fuss Tiefgang haben, überschritten werden kann. Nur 25 Lieues aufwärts bis zu dem am linken Ufer liegenden *Fort Langley* ist der Fluss schiffbar. Der Boden ist bis dahin hinlänglich anbaufähig und mit schönen Viehweiden, dichten Wäldern von Birken, Pappeln, Cedern, Fichten und andern Nadelhölzern bedeckt.

Der Meeresarm, welcher um die Mündung des Fraser das Festland von der Insel Quadra und Van Couver trennt, erlangt hier eine Breite von 4 bis 7 Lieues. Die Spanier nannten ihn *Rosenkranz-Canal (Canal del Rosario)*, Van Couver gab ihm den Namen *Georgs-Busen*. Es giebt von hier an bis zum nördlichen Ausgange der Meerenge eine Menge Inseln, welche in Verbindung mit Strudeln und Strömungen über 50° Br. hinaus die Schifffahrt fast unmöglich machen. Die Hudsonsbay-Gesellschaft hatte seit 1833 Handelsstationen an

der nordwestlichen und nordöstlichen Ecke der Insel Quadra, die sie in den letzten Jahren in Forts umgestaltet und mit neuen im südlichen Theile, so wie auf der Insel *Whidbey*, vermehrt hat, wo der Missionär Abbé *Demers* in der Bekehrung der Eingebornen sehr glücklich gewesen ist. Schon 1832 waren bei den *Nuittis*-Indiern treffliche *Kohlenlager* entdeckt worden. Man hat die Indier gelehrt, sie abzubauen und die Compagnie gewinnt jetzt ungeheure Massen dieses schätzbaren Brennstoffes, den sie sonst aus Europa sich verschaffen musste.

Die grosse Insel Quadra ist ringsum mit grössern und kleinen Eilanden eingefasst. Geht man südostwärts, so kommt man zur Insel *Nutka*. Diese Insel, welche durch den Vertrag von Escurial, 28. Oktober 1790, von *Spanien* an *England* abgetreten wurde, ist deshalb besonderer Aufmerksamkeit würdig, weil die Engländer auf die Auslegung jenes Vertrages ihre Ansprüche auf das Oregon-Gebiet und die Ausschliessung der Amerikaner stützen. Die Insel liegt (das verfallne spanische Observatorium) unter 49° 35′ 15″ Br. und 128° 57′ 1″ westl. von Paris, und hat die Form eines Delta, dessen Seiten 5 bis 7 Lieues messen. Der *Hafen Nutka* wurde 1774 vom Spanier *Perez* entdeckt. *Cook* nannte ihn, 1778, *Nutka-Sund*. Vom Meere aus gesehen, bietet die Insel einen freundlichen Anblick. Ihre Höhen sind mit Fichten-,

Eichen-, Cedern- und Cypressen-Wäldern bestanden. Der Boden aber ist nächst dem Meere nur wenig fruchtbar. Die Berge enthalten Eisen Kupfer und Silber. Europäische Küchengewächse und Baumfrüchte gedeihen, so wie auch Gerste, selten aber Mais und Korn. Wegen des vielen Schnees im Winter hat die Viehzucht Schwierigkeiten. Bären, Wölfe und Rothwild bewohnen die Wälder. Die Küsten sind im Sommer der Muskiten-Plage ausgesetzt. Es giebt eine Menge Wasser- und Landgeflügel, namentlich prächtige Kolibris. Das Meer ist reich an Lachsen, Häringen, Forellen, Rochen und Walfischen; aber die sonst zahlreichen Seehunde und Seeottern sind fast ganz verschwunden. Das Klima ist mild und gesund. Im Jänner frieren zwar die kleinen Flüsse zu, aber im grossen Canal bleibt die Schifffahrt ungehindert. Vom Mai bis Ende August ist stets heiterer Himmel. Der Wind ist in der Nacht Nordost, geht aber am Tage nach Nordwest und Abends auch wohl nach Nord. Mit dem September beginnt die Regenzeit; Nebel und Stürme treten ein, Donnerwetter selten. Der Wind setzt dann nach Osten, Süden und Westen um. Diese Bemerkungen gelten übrigens für die Insel Quadra und Van Couver überhaupt.

Die Insel *Nutka* wurde den *Engländern* erst 1795 übergeben, aber, so wenig als der *Hafen Nuñez Gaona*, am südlichen Ende der Fuca-Meerenge, und *Cox-Spitze*, 17 Lieues südlich von Nutka,

im Archipel *Klautkuat*, die Spanien durch den Escurial-Vertrag gleichfalls abgetreten hatte, von ihnen wirklich besetzt. »Aber« — sagt *Duflot* — »diese Nichtbesetzung thut ihrem Rechte, sich auf den Text und den Sinn ihres Vertrags mit Spanien zu stützen, keineswegs Abbruch.«

Geht man aus der Fuca-Strasse längs der Küste nordwärts fort, so kommt man, über das *Cap Circonspection* und die sehr gefährlichen *Jungferklippen* hinaus, zur Insel *Calvert*, der südlichsten des *Prinzessinn-Archipels*. Unmittelbar über dieser liegt auf der nächsten Insel das 1833 errichtete englische *Fort Mac Loughlin*, welches mit 4 Achtpfündern besetzt und der Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Pelzhandels mit den Indiern ist. Auf der grossen Prinzessinn-Insel befindet sich, der Insel *Aristazabal* gegenüber, im Canal *Laredo*, die englische Station *Inchlows*.

Ausserdem hat die Hudsonsbay-Gesellschaft Stationen auf der grossen *Königinn-Charlotten-Insel*, welche mehr als zwei Breitengrade einnimmt und Kohlengruben nebst mehren guten Ankerplätzen besitzt. Vom Festlande trennt sie ein Meeresarm, der 25 bis 30 Lieues Breite hat, und nördlich wird sie durch die *Dixons-Einfahrt* vom *Prinz-Wales-Archipel* geschieden. Der südlichste Punkt dieses Archipels, unter 54° 40′ Breite, bildet die durch den Vertrag vom 28. Februar 1825 festgesetzte Südgränze des *Russischen Amerika*, welches also

dadurch von dem zwischen England und den Vereinigten Staaten streitigen Gebiete getrennt wird. Diese Gränzlinie läuft, vom *Cap Chacon* ausgehend, von Westen nach Osten bis zur Einfahrt an der Küste, wo sie längs der rechten Seite des *Portland-Canals* bis zu dessen nördlichem Ende fortzieht. Hier tritt sie unter 56° Br. ins Festland und wendet sich nordwestlich, indem sie dem Kamme der mit der Küste parallel laufenden Gebirgskette in der Entfernung eines halben Grades oder von zehn Seemeilen, bis zum Berge *St. Elias* folgt, hierauf aber nördlich durch das Festland auf dem Meridiane dieses Berges (141° 40′ westl. von Greenwich) bis zum Eismeere läuft. — Seit 1839 benützt die *Hudsonsbay-Gesellschaft* in Folge eines rein commerziellen Vertrages auch einen Theil des *russischen* Gebietes und hat sogar einige Faktoreien und Forts hier angelegt; aber dieser Vertrag erlischt mit dem Jahre 1850 und thut dem Oberhoheits-Rechte der russischen Krone keinen Eintrag.

Das zwischen England und den Vereinigten Staaten streitige Gebiet Oregon wird theils von etwa 150 *Amerikanern*, am Flusse Wallamet, theils von *Engländern* und *französischen Canadiern* bewohnt. Eine Anzahl derselben, im Dienste der Compagnie grösstentheils schon seit frühern Zeiten stehend, haben sich in Besitz von Ländereien getheilt, welche sie für eigne Rechnung anbauen.

Es sind darunter einige selbst aus dem heutigen Canada und von der Niederlassung am Rothen Flusse eingewanderte Familien. Seit den letzten Monaten des Jahres 1842, wo *Duflot* dieses Land verliess, scheint noch eine beträchtliche Menge von Ansiedlern aus den Staaten hinzugekommen zu seyn, worunter drei französische und belgische Jesuiten, unter der Leitung des muthigen Abbé *Smet*. Die Engländer sind sämmtlich Beamte und Diener der Compagnie und betragen nicht über 100, während die Zahl der französischen Canadier, mit Einschluss der Familien, eine Bevölkerung von 3000 Köpfen ausmacht, von welcher aber nur ein Drittel zur Compagnie gehört.

Die *Hudsonsbay - Compagnie*, welche schon seit dem XVII. Jahrhundert das ausschliessliche Benützungsrecht auf alle nördlich und westlich von Canada gelegenen Länder besitzt, entstand mittelst eines Freibriefs, welchen ihr König *Karl II.* von England, unterm 2. Mai 1669 ertheilte. Die Gründer, 18 an der Zahl, waren grossentheils Pelzhändler der City von London, und ihr Privilegium bezog sich zunächst auf die Länder an der Hudsons-Bay, dann auf die Gegenden, welche ihre Agenten weiter dort entdecken würden. Die Oberleitung hatte ein Gouverneur mit einem Ausschuss von sieben Mitgliedern. Unabhängig von den Handels-Privilegien erhielt die Gesellschaft auch ansehnliche politische Rechte. Sie durfte Städte

und Forts anlegen, Gesetze zur Erhaltung der Ordnung in ihren Gebieten geben, jeden andern nicht zu ihr gehörigen Engländer, der auf ihrem Gebiete Handel zu treiben versuchte, aufgreifen und nach Gross-Britannien schaffen. Ueberdiess hatten sämmtliche Admirale und Offiziere der Krone den Befehl, der Gesellschaft in der Ausübung und Aufrechterhaltung ihrer Gerechtsame beizustehen.

Die unsichern Gränzen jener Gebiete mussten bald Streitigkeiten zwischen den Engländern und den Bewohnern von *Neu-Frankreich (Nouvelle France,* wie damals Canada etc. hiess) herbeiführen. Im Utrechter Frieden, von 1713, wurde festgesetzt, dass Commissäre von beiden Theilen zur Bestimmung genauer Gränzen zusammentreten sollten. Die Verhandlungen derselben wurden aber, um das gute Vernehmen zwischen Frankreich und England nicht zu stören, 1722 abgebrochen. In den französischen Archiven sind weder Karten noch Protokolle davon aufzufinden.

Durch eine Clausel des Privilegiums war der Hudsonsbay-Gesellschaft vorzüglich die Aufsuchung der *Nordwestlichen Durchfahrt* *) empfohlen worden.

---

*) S. meine Abhandlung: *Die Nordwestliche Durchfahrt* etc. in den „Abhandlungen der Königlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Fünfter Folge zweiter Band, von den Jahren 1841—1842. Prag 1843." S. 49 bis 69.— S. 49 ist Z. 10 v. u. nach *finden* — einzuschalten: *um so mehr,* und S. 55, Z. 14. v. u. statt *Furste* – zu lesen: *Fuente.*

Sie hütete sich aber, aus Furcht, dass die französischen Kaufleute in Montreal und die englischen Häuser in Neu-England Nutzen von ihren Forschungen ziehen möchten, das Ergebniss davon bekannt zu machen.

Cardinal *Richelieu* schuf 1628 die *Compagnie von Neu-Frankreich*, in welche er selbst als Actionnär eintrat. Nach dem Erlöschen derselben, 1663, errichtete *Ludwig XIV.* 1664 mittelst eines Privilegiums auf 40 Jahre, die *Westindische Compagnie*, welche aber, weil sie ihre eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllte, schon 1668 aufgelöst wurde. Der Handel hörte jetzt auf, ein Monopol zu seyn, und die französischen Pelzhändler wurden ungemein reich. Um dieselbe Zeit aber erwachte auch der Geist der Eifersucht und des Umsichgreifens der Bewohner von *Neu-England*. Letztere griffen 1690, obwohl ohne Erfolg, *Montreal* und *Quebec* an. Im Jahre 1697 verlor Frankreich durch den Frieden von Ryswick den grössten Theil der Insel *Neufund-Land*, und 1713 durch den Utrechter Frieden, auch die noch übrigen Besitzungen auf dieser Insel, so wie die an der *Hudsonsbay* und das ganze *Acadien* (Neu-Braunschweig und Neu-Schottland). Der Friede von Fontainebleau, 1763, überlieferte endlich ganz Neu-Frankreich an die Engländer.

Die Hudsonsbay-Compagnie erlangte jetzt durch die Zerstörung des französischen Marktes eine un-

geheure Macht und erwarb unermessliche Reichthümer. Aber 1783 bildete sich zu Montreal eine neue Handelsgesellschaft unter dem Namen der *Nordwest-Compagnie*, mit der ausschliesslichen Befugniss, die vom Stillen Meere begränzten, in der Charte der Hudsonsbay-Gesellschaft nicht mit begriffenen, unbekannten Länder des nordwestlichen Amerika auszubeuten. Sie hatte 1789 schon einige Forts am *Athabasca-See* errichtet und eines ihrer Mitglieder, *Sir Alexander Mackenzie* machte in demselben Jahre eine erste Reise nach dem Eismeere, auf dem von ihm entdeckten und jetzt seinen Namen führenden Strome, und 1792 eine zweite über die Felsengebirge nach dem Stillen Meere, welches er im Juli 1793 erreichte. Die Nordwest-Compagnie lenkte jetzt ihre Unternehmungen vorzüglich nach dieser Küstengegend, wo sie 1804 Factoreien gründete, auch 1813 den Amerikanern die Niederlassung *Astoria*, an der Columbia-Mündung, für 40000 Dollars abkaufte.

Es war natürlich, dass sie mit der Hudsonsbay-Gesellschaft in stete Zwiste gerieth und diese führten 1814 zu einem förmlichen Kriege auf dem Gebiete des *Rothen Flusses (Red River)*, wo der Schotte *Lord Selkirk* auf einem ihm von der Compagnie 1812 abgetretenen Grunde eine Niederlassung errichtet hatte, mit der Verpflichtung, dass die Ansiedler keinen Pelzhandel treiben, sondern sich nur mit Landbau beschäftigen sollten. Die Agenten

der benachbarten Posten der Nordwest-Compagnie fürchteten jedoch eine solche Nachbarschaft und weigerten sich, die Giltigkeit der Gebietsabtretung anzuerkennen. Es kam darüber mehrmals zu blutigen Fehden und am 19. Juni 1816 wurden die Schotten gänzlich geschlagen.

Das englische Parlament hatte kaum Kenntniss von diesen beklagenswerthen Vorfällen erhalten, als durch Vermittelung des Colonial-Departements eine *Vereinigung* der beiden rivalisirenden Gesellschaften eingeleitet und diese 1821 unter dem Titel *Honourable Hudsons Bay Company* zu Stande gebracht wurde. Die neue Gesellschaft erhielt das ausschliessende Privilegium in allen von Indiern bewohnten Gebieten Nordamerikas, welche Gross-Britannien besitzt oder in Anspruch nimmt, Handel zu treiben. Ihr Stammvermögen beläuft sich jetzt auf 800000 Pfund Sterling; die Actien von 100 Pf. ursprünglichem Nominalwerth stehen 240 bis 250 Pf., nachdem sie vor 1821, während der Zwiste beider Compagnien, auf 40 Prozent unter *pari* gefallen waren. Der jährliche Gewinn beträgt gegen 250000 Pf., von welchen ein Theil auf unvorhergesehene Fälle, namentlich für weniger ergiebige Pelzjahre, zurückgelegt, das Uebrige aber als Dividende bezahlt wird.

Die Beamten und Diener der Compagnie dürfen für sich keine Actien besitzen. Jede Actie giebt Sitz und Stimme in den jährlichen General-

Versammlungen zu London. Die oberste Leitung des Ganzen hat ein ebendaselbst residirender Ausschuss von Actionären, unter dem Vorsitz des *Gouverneurs* der Compagnie, welcher aber nur 250 Pfd. Jahrgehalt bezieht, da seine Stelle mehr nur ein Ehrenposten ist und höchstens acht Tage Arbeit, zur Bestätigung der Jahresrechnung etc., erfordert.

In den Gebieten selbst ist die Verwaltung und Aufsicht einem andern Gouverneur (*Governor in and over the Territories*), anvertraut, dessen Einkünfte mit Einschluss der Reisegelder an 3000 Pf. St. betragen. Er muss jährlich gewisse Posten und Forts der Gesellschaft besuchen, worunter die drei Hauptorte: *Montreal* in Canada, die Factorei *York*, an der Hudsonsbay, und das Fort *Van Couver*, am Rio Colombia, mittelst welchen die directe Verbindung mit London unterhalten wird. Die an diesen drei Orten residirenden Agenten beziehen jeder jährlich 2000 Pf. St. Unter ihnen stehen 23 *Bezirksaufseher* (*Chiefs factors*) ohne festen Gehalt, bloss mit einem Antheile am Gewinn, der auf 1000 Pf. zu steigen pflegt. Diese haben wieder 35 *Haupt-Commis* (*Chiefs traders*), mit Besoldungen von 500 Pf., unter sich. Hiezu kommen die *Gesundheitsbeamten* (*Surgeons*) mit 125 Pf., und die *Commis* (*Clerks*) mit 100 Pf., endlich eine unbestimmte Zahl von *Lehrlingen* (*Apprentice*), welche nur auf 5 Jahr eintreten. Das Vorrücken zu den

höhern Stufen geschieht nach Verdienst, aber nach strenger Gerechtigkeit. — Unter diesen Beamten sind höchstens 100 Europäer, meistens Schottländer; alle Uebrigen sind im Lande geboren, Söhne von Beamten und meist indischen Frauen.

Unter dem allgemeinen Namen *Lohndiener (Engagés)* begreift man alle Arbeiter der Gesellschaft, als Schmiedte, Zimmerleute, Böttcher, Fallensteller *(Trappers)*, Jäger, Bootsknechte und auch die Feldbauer. Nur die Matrosen der englischen Schiffe gehören nicht darunter. Eine besondere Abtheilung dieser Lohndiener, welche mit Verführung der Waaren auf Flussbooten im Lande beschäftigt ist, bilden die *Reisenden (Voyageurs)*. Es sind französische Canadier und darunter auch einige Halbbürtige *(s. g. Bois brulés)* und Irokesen-Mestizen. Sie sprechen nur Französisch, bekennen sich zur katholischen Religion und haben einen entschiedenen Widerwillen gegen die Engländer. Ihr Gehalt beläuft sich auf 17 bis 30 Pf. St., ohne die Lebensmittel, welche sie in Natur empfangen. Sie werden auf drei Jahre angenommen, dürfen sich aber in dieser Zeit nicht verheurathen; doch machen sich die englischen Agenten kein Gewissen daraus, sie länger zu behalten, indem sie die Auszahlung des Lohnes verzögern und die Mittel zur Heimreise nach Canada verweigern.

Das mit Amerika streitige Gebiet heisst in der amtlichen Sprache der Gesellschaft das *Columbia*

Department und der Hauptort ist das *Fort Van Couver*. Folgendes sind die Etablissements der Gesellschaft auf dem ganzen Gebiet, von Norden nach Süden: die Forts *Tracé* (oder *Drew*), *Connolly*, die beiden Forts *Babine*, die Forts *Mac Leod*, *Simpson*, *Fraser*, *St. James*, die Stationen *Nasse*, *Stella*, die Forts *George*, *Mac Loughlin*, *Chilcotin*, *Alexandria*, *Thompson* und *Langley*, das *Seenhaus* (*House of Lakes*), die Forts *Koutanis*, *Colville*, *Okanagam*, *Nesqually* und *Kaulis*, die Stationen der *Plattköpfe* etc., der *Rastplatz* der *Reisenden* (*Repos des Voyageurs*), die Forts der *Nez percés* und *Van Couver*, das *Fort George* (sonst *Astoria*, s. oben), die Station am *Fall des Wallamet*, das Fort *Umqua*, und die Forts *Boursé* und *Hall*, am Schlangenflusse. — Ausserdem hat die Gesellschaft, wie schon erwähnt, drei Forts, *Tako*, *Stikine* und *Highfield*, auf russischem Gebiete, und auch die vier oben verzeichneten nördlichen Forts, *Tracé*, *Connolly*, *Babine* und *Mac Leod*, liegen jenseits 54° 40′ und gehören also nicht zum streitigen Gebiete.

Für ihren Handel an der Nordwest-Küste verwendet die Gesellschaft 5 Handels-Corvetten von je 360 Tonnen, mit 18 bis 20 Mann Bemannung, 6 Caronaden etc. Ausser der englischen Flagge am Hintertheile, führen diese Fahrzeuge am Bogspriet die Unions-Flagge der drei Königreiche (*Union Jack*) und als besonderes Unterscheidungs-

zeichen eine eigne Fahne *(Guidon)* mit den 3 Buchstaben *H. B. C.* im blauen Felde, am Hauptmast. Ueberdiess besitzt die Gesellschaft 2 Goeletten und ein Dampfschiff (der *Beaver*, Biber) von 150 Tonnen mit 2 Maschinen zu 35 Pferdekraft.

Jedes Jahr versammeln sich die Bezirksvorsteher *(Chiefs factors)* an einem bestimmten Orte, um sich über die Angelegenheiten der Compagnie zu besprechen, Verbesserungen vorzuschlagen etc. Etwa alle drei Jahre bereist der Gebiets-Gouverneur von Montreal aus das ganze Festland, untersucht alle Forts und begiebt sich dann nach London, um dem Obersten Ausschuss Bericht zu erstatten. Im Jahr 1842 begab sich der damalige Gouverneur *Sir George Simpson**) auch nach dem russischen Amerika und machte die Reise nach England über *Kamtschatka* und *Sibirien*. Die Russisch-Amerikanische Handelsgesellschaft von St. Petersburg war — wie sich *Duflot* ausdrückt, — »so höflich, um nicht zu sagen, unklug« *(a eu la courtoisie, pour ne pas dire l'imprudence)*, ihn alle ihre Comptoirs besichtigen und ihm allen Vorschub auf der Reise angedeihen zu lassen. — End-

---

*) Sein Neffe *Thomas Simpson* unternahm mit *Dease* die letzte Expedition zur Aufsuchung der *Nordwestlichen Durchfahrt*, in den Jahren 1836 u. ff. (S. die *Allgemeinen Uebersichten* etc. der Jahrgänge 1839, 1840 und 1841 dieses Taschenbuches.)

lich wird jedes Jahr, im Mai, von Montreal aus, ein eigner Beamter *(un exprès)* in Begleitung von Lastträgern, Bootführern, Lohndienern und neuen Agenten, die sich auf ihre Posten begeben, abgeschickt. Die Länge dieser Reise bis zur Mündung des *Rio Colombia* beträgt 1800 Lieues und ihre Dauer 4 bis 5 Monate. Von diesem Wege werden 75 Lieues zu Pferde, die übrigen alle in Booten gemacht. Ende März des nächsten Jahres erfolgt die Rückkehr, welche bis September dauert. Eine solche Karawane besteht aus 60 bis 80 Personen und 10 bis 13 Canots.

Die Gesammtzahl *aller Forts* der Hudsonsbay-Compagnie, vom Atlantischen bis zum Stillen Meere, ist 86, die der Stationen 105, im Ganzen mit einer Bevölkerung von 12000 Weissen und 200000 Indiern. Davon gehören zum Departement des Rio Colombia und der übrigen Westküste 28 Forts und 8 Stationen, mit 3000 Weissen (worunter 1200 franz. Canadier) und 50000 Indiern.

Alle Forts sind fast nach einerlei Plan gebaut. Sie bilden ein Viereck von 100 oder 150 Meter Fronte und sind mit einer Palissade aus Baumstämmen von 6 Meter Höhe umgeben. Einige haben auch oben ringsum eine Gallerie. An den vier Ecken sind Bastionen, jede mit 4 oder 8 eisernen Stücken von kleinem Kaliber besetzt. Diese rohen Festungswerke genügen die Indier abzuhalten und nöthigenfalls ihre Angriffe abzuschlagen. Auf

dem ganzen Gebiete der Compagnie giebt es aber keinen einzigen englischen Soldaten. Wo bewaffnete Macht nöthig scheint, müssen die Lohndiener (*Engagés*) Militärdienste thun. Die Bewohner der Forts bestehen, mit Ausnahme von *Van Couver* und *Nesqually*, aus dem Agenten des Comptoirs, einer kleinen Zahl von Engagés, Reisenden, Lastträgern und Bootführern, nebst einigen Indiern und Mestizen.

Das Hauptfort und das wichtigste aller Etablissements ist, wie schon bemerkt, das Fort *Van Couver* (45° 35′ 53″ Br. und 124° 40′ 34″ westl. von Paris). Es wurde 1824 vom Doktor *John Mac Loughlin* gegründet, der ihm auch den Namen gab, und liegt 30 Lieues aufwärts von der Mündung des *Rio Colombia*, unweit von dessen rechtem Ufer, in einer kleinen, sanft ansteigenden, fruchtbaren Ebene, die von waldigen Hügeln begränzt wird. Die nach Süden gerichtete Fronte der Palissade ist 240 Meter lang. Das Fort hat weder Gräben noch eine Bewaffnung; nur im Hofe sieht man zwei alte vernagelte Kanonen. Das Innere besteht aus 30 verschiedenen Gebäuden: den Wohnungen des Gouverneurs, des Oberaufsehers, und anderer Beamten und ihrer Familien, den Werkstätten der Zimmerleute, Schmiedte, etc., den Magazinen, der Apotheke und einer katholischen Kapelle, die zur Schule dient. Alle diese Häuser sind von Holz, und nur das abgesondert stehende

Pulvermagazin ist von Ziegeln gebaut. An das Fort schliesst sich ein grosser Küchengarten an. Längs dem Flussufer sind Werfte für die Fahrzeuge und etwas weiter vom Fort liegen die Häuschen der Lohndiener, eine alte als Spital dienende Barake, Scheuern, Ställe, Milchkeller etc. Etwa zwei Kilometer oberhalb des Forts ist an einem Nebenflüsschen des Colombia eine Getraidmühle mit Brettsäge errichtet worden. Dazu gehören 20 Arbeiter (Sandwich-Insulaner*) und eine verhältnissmässige Anzahl von Pferden und Ochsen. Auf dem linken Flussufer liegen dem Fort gegenüber etwa 30 Hütten der *Plattkopf-Indier*, welche das Fort mit Fischen und Wildpret versorgen. Die ganze Einwohnerzahl des Forts ist 700, worunter 25 Engländer und Schotten und 100 Engagés nebst deren Familien. Mit den Letztern leben die Indier im besten Einverständnisse.

Die Handelsthätigkeit ist im Fort Van Couver sehr bedeutend, da hier nicht nur alle Waaren der andern Forts zusammenfliessen, sondern auch von hier die Karawanen nach den innern Stationen abgehen. Das Fort ist daher, obwohl es von aussen wie eine Maierei aussieht, im Innern ein grosses Handels-Comtoir der City von London. An 15 Commis sind von 7 Uhr früh bis 9 Uhr Abends

*) Die Gesellschaft hat nämlich auch Etablissements in *Honolulu*, auf der Insel *Oahu*.

theils mit den Indiern theils auf ihren Schreibstuben beschäftigt. Die Wohnungen sind eine Art von Kasernen, wo durchaus nichts an das englische Comfort erinnert. Gespeist wird gemeinschaftlich, unter dem Vorsitze des obersten Agenten. Am Sonntage dient der Speisesaal als Kapelle, und ein Beamter liest die Gebete der protestantischen Liturgie. Die Compagnie hatte zwar 1837 einen anglicanischen Geistlichen aus London kommen lassen, der aber nach zwei Jahren in Folge der Reibungen mit den presbyterischen Schotten wieder fortgeschickt wurde. Die Franzosen versammeln sich in der katholischen Kapelle, wo ein französischer Missionär Messe liest. Vormals geschah diess durch benachbarte Missionäre, die Monatlich Ein Mal nach Van Couver kamen.

Im Fort residirt der erwähnte Doktor *Mac Loughlin*, ehemals eines der thätigsten Mitglieder der Nordwest-Compagnie und gegenwärtig Special-Agent und Oberaufseher der Hudsonsbay-Gesellschaft für das ganze Gebiet im Westen der Felsengebirge. Er ist der Sohn eines Schotten in Montreal und einer französischen Canadierinn. Die Gesellschaft verdankt ihm die Ausbreitung ihrer Etablissements im westlichen Gebiete, längs dem Stillen Meere, wo er gleich bei seiner Ankunft durch seine hohe und kräftige Gestalt den Indiern imponirte. Da er überdiess die Tochter *Concomely's*, eines der vornehmsten Häuptlinge, heura-

thete, so erlangte er auf alle Stämme des Colombia-Gebietes den grössten Einfluss. Seitdem er 1824 das *Fort Van Couver* gegründet, hat er unablässig auf Emporbringung des Landbaues hingearbeitet. Namentlich begünstigt er mächtig die Einwanderung neuer Familien aus Canada und die Ansiedelung aus den Diensten der Compagnie getretener Franzosen. Er hat den Plan zur Anlage einer *Stadt* im Thale des Wallamet entworfen, welche den Namen *Oregon* erhalten soll. Die englischen, amerikanischen und französischen Ansiedler haben einstimmig ihm bereits vorläufig das Gouvernement über das Gebiet angeboten.

Der *Ackerbau* wird für die Gesellschaft immer wichtiger, je mehr sich die *Pelzthiere* von Jahr zu Jahr vermindern, obschon Häute und Felle fortwährend die *Hauptausfuhr* bilden und der Werth dessen, was das streitige Oregon-Gebiet dazu beiträgt, jährlich wenigstens auf 75- bis 80000 Pf. St. angeschlagen werden kann. Den höchsten Preis haben die Biberfelle, welche bekanntlich im Innern des Landes die Stelle des Geldes vertreten und im Durchschnitt drei Piaster das Stück gelten, in London aber zu 20 bis 25 Schilling verkauft werden. Man schätzt den Werth aller aus den Gebieten der Compagnie nach Europa jährlich ausgeführten Felle und Häute auf mehr als 200000 Pf. St. Für die Erlaubniss, auf *russischem* Gebiete Etablissements zu unterhalten, muss die Gesellschaft den

russischen Comptoirs vertragsmässig jährlich 5000 spanische Fanegas (etwa 4590 Wiener Metzen) Roggen liefern. Sie erzeugt dieses grösstentheils, nebst Gerste, Haber, Erbsen und Kartoffeln, bei den Forts *Van Couver*, *Nesqually* und *Kaulis*. Auch die freien Ansiedler verkaufen ihre Erzeugnisse an die Compagnie, welche die Preise nach Gutdünken bestimmt und überdiess statt Geld nur englische Waaren giebt, an denen sie auch beträchtlich verdient. Andere Ausfuhr-Artikel sind: zugehauenes Stammholz (Fichtenstämme z. B. von 300 Fuss Länge und 15 — 18 Fuss Durchmesser, aber von schwammigem Kern; ferner Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Espen, Ahorne etc.), welches nach den Sandwich-Inseln geht; 600 Fässer Lachs, ebenfalls dorthin und nach London, wo er im Preise gegen den schottischen Lachs besteht; Walfisch-Thran und Fischbein, geräucherte Büffel- und Rehzungen, Bisonhöcker, Bibergeil, Schwanfedern und Flaum, Seeelephantenzähne und Fischleim; nebst einigen geringern Artikeln.

Die von der Gesellschaft aus England *eingeführten* Waaren, in der Regel von geringer Güte, sind hauptsächlich grobe Wollenstoffe, gemeine Leinwand, Tücher, Irden- und Glaswaaren, Kupferzierrathen für die Indier, Zimmermanns- und Tischler-Werkzeuge, leider auch Feuergewehre und Pulver, aber — was der Gesellschaft zur Ehre gereicht — keine gebrannten Wasser.

Die brittische Regierung hat, ohne auf den Ausgang der noch schwebenden Verhandlungen mit dem Cabinet von Washington über das streitige Gebiet zu warten, im Jahre 1842 das damals erloschene Privilegium der Hudsonsbay-Gesellschaft nicht bloss erneuert sondern selbst noch erweitert. Da jedoch, wie schon oben bemerkt, die Zahl der Pelzthiere immer mehr abnimmt, und die Besorgniss eintrat, dass England doch vielleicht das linke Ufer des Colombia-River aufgeben dürfte, so sind mehre im Lande residirende Agenten (aber keine Actionnäre) zur Gründung einer *Ackerbaugesellschaft an der Puget-Bay (Puget's Sound Agricultural Company)* zusammengetreten und haben daselbst eine Zahl freier Ansiedler mit 5000 Stück Hornvieh und 8000 Schafen sesshaft gemacht. Diese Gesellschaft ist ganz unabhängig von der Hudsonsbay-Compagnie. Ihr Capital beläuft sich auf 100000 Pf. St. Die Direction führt Dr. *Mac Loughlin.* Die Ländereien, wie der Hafen, sind die besten des ganzen Oregon-Gebiets, und man betrachtet diese neue Ansiedlung, nicht mit Unrecht, »als den Kern eines künftigen Reiches im Westen« *(the nucleus of a future empire in the far West).* In der Hoffnung grossen Gewinn aus der *Schafzucht* zu ziehen, hat die Gesellschaft 6000 Stück in Californien angekauft und Widder der edelsten Art aus Schottland kommen lassen. Das milde Klima an der Puget-Bay gestattet die Ueber-

winterung der Heerden, welche in den höchst fruchtbaren Prairien zu allen Jahreszeiten die trefflichste Nahrung finden. Dr. *Mac Loughlin*, selbst ein ausgezeichneter Landwirth, hofft in wenig Jahren Wolle zu erzeugen, die der sächsischen und schottischen gleich kommt.

Die vornehmste Niederlassung der *Amerikaner* im Oregon-Gebiet ist die am *Wallamet*, unter der geistlichen Leitung der Methodisten-Missionäre *Jason Lee* und *Daniel Lee*, *Abernethy* und *Whitman*, welche hier ein Hospital und eine Schule errichtet haben, Ackerbau treiben und zwei Mühlen mit Brettsägen besitzen. Auch die übrigen amerikanischen Ansiedlungen befinden sich am linken Ufer des Wallamet; aber alle zusammen enthielten 1842 nicht mehr als 150 Personen. Diese gehören fast sämmtlich zu der abgehärteten Klasse der s. g. *Backwoods-Men* (Hinterwalds-Leute) aus den westlichen Staaten der Union, von wo sie, ohne anderes Vermögen, als ihre Büchsen, zu Lande nach dem Colombia gekommen sind und Indierinnen geheurathet haben. Sie zeigen aber im Allgemeinen mehr Neigung und Geschick zur Jagd und zum Holzschlagen als zum Ackerbau. Die Missionäre treiben neben ihren geistlichen Arbeiten auch Handel und besitzen seit 1842 eine kleine Goelette von 20 Tonnen (*Young Oregon* getauft) zum Verkehr mit Californien.

V.

DER TAHITI-ARCHIPEL.

Nach Vincendon-Dumoulin und Desgraz*).

Die Annahme der meisten Geographen, dass der Tahiti-Archipel zuerst von *Pedro Fernandez de Quiros* entdeckt worden sei, ist in neuester Zeit vielfach bestritten worden. Der Reisebericht des spanischen Seefahrers macht keine Erwähnung von der Insel *Eimeo*, was er gewiss nicht unterlassen hätte, wenn die von ihm unter 17° südl. Br. entdeckte Insel wirklich *Tahiti* gewesen wäre; überdiess verträgt sich auch das, was man von Letz-

*) *Iles Taïti.* Esquisse historique et géographique etc. etc. par MM. *Vincendon-Dumoulin*, Ingénieur hydrographe de la Marine etc., et *C. Desgraz*, Commis de Marine. 2 Theile. (Mit 2 Karten). Paris, 1844.

terer weiss, keineswegs mit der Beschreibung seiner Insel *Sagittaria*. Wie dem auch sei, so viel ist gewiss, dass wir die erste genauere Kenntniss von *Tahiti (Otahiti, Otaheite)* dem englischen Schiffskapitän *Samuel Wallis* zu verdanken haben, welcher sie am 19. Juni 1767 entdeckte und *Georgs III. Insel* nannte. Im April 1768 wurde sie von dem französischeu Weltumsegler *Louis Anton de Bougainville* gesehen. Dieser nannte sie *Nouvelle Cythère* (Neu-Cythere), erwähnte aber auch des eigentlichen Namens, den sie bei den Eingebornen führte. Später kam der Engländer *James Cook*, entdeckte schon auf seiner ersten Reise um die Welt die übrigen Inseln des Archipels und nannte die ganze Gruppe die *Gesellschafts-Inseln*.

Der Archipel nimmt ziemlich die Mitte des *Stillen Meeres* ein, wo er sich, zwischen 16° 15′ bis 18° südl. Br. und 150° 20′ bis 154° 30′ westl. Länge (von Paris) in der Richtung von Nordwest nach Südost 70 See-Lieues (20 = 1° des Aequators) mit einer mittlern Breite von 10 See-Lieues, ausdehnt. Vermöge dieser Lage beginnt er an der Ostseite mit einer Reihe von Inseln, deren Grösse in dem Masse, als sie dem Australischen Festland näher kommen, immer mehr zunimmt. Mit den Marquesas und den zahllosen Ringen (Atollons) der Niedrigen Inseln bildet er eine natürliche Abtheilung der Karte von Ozeanien, und stellt einen Mittelpunkt dar, von welchem nach allen wichti-

gern Punkten der das Stille Meer unmittelbar begränzenden Länder strahlenförmig gerade Strassen auslaufen, deren längste, 1500 Lieues, die nach dem *Cap Hoorn* und der Erdenge von *Panama* seyn dürften. *Valparaiso* liegt 1450, *Lima* (mit *Callao*) 1400, *Paita*, 1380, das Cap *San Lucas*, Californiens Südspitze, und der Hafen *Monterey* 1140 Lieues entfernt. Alle diese Entfernungen lassen sich mit Hilfe der Passatwinde in 30 bis 35 Tagen zurücklegen. Kürzer ist der Weg nach den Hauptorten der brittischen Colonien, namentlich nach *Sydney* nur 1130, nach *Hobarttown*, 1200, und nach der *Insel-Bay* (Neu-Seeland) 740 Lieues. Wenn einst die 1350 Lieues entfernte *Torres-Strasse* besser erforscht und bekannt seyn wird, so dürfte sich die Fahrt nach der Insel *Timor* auf 1670, und die nach der Insel *Java* auf 2000 Lieues abkürzen lassen. — Nördlich von Neu-Guinea gewährt das Meer, mitten durch die Carolinen-Gruppe, einen freien Weg nach *China*, wo *Macao* und *Peking* nicht über 2100 Lieues Entfernung haben. Für *Manila* und *Borneo* beträgt diese 2000 und für *Japan* 1900 Lieues.

Allen diesen grossen, stark bevölkerten und produktenreichen Ländern, denen überdiess noch eine grosse Zukunft vorbehalten ist, fehlt es, mit alleiniger Ausnahme der Sandwich-Inseln, an Zwischen-Stationen für den Verkehr mit *Amerika*. Der *Tahiti-Archipel* liegt allerdings, wegen seiner süd-

lichern Breite, den Seefahrern weniger bequem, ist aber von der nächsten Insel der Sandwich-Gruppe doch nicht über 850 Lieues entfernt, und entschädigt für einen Umweg durch die grossen Vortheile, welche ihm die Nähe *Australiens (Neu-Hollands)* gewährt.

Man kann in Beziehung auf die Weltgegenden den ganzen Archipel in zwei deutlich gesonderte Gruppen abtheilen: die *Nordwestliche* und die *Südöstliche*. Die Nordwestliche, die eigentlichen Gesellschaftsinseln, umfasst die Inseln *Taha* und *Raïatea*, beide von einem gemeinschaftlichen Korallenriffe umschlossen, *Uahine*, *Borabora*, *Maurua* (oder *Maupïti*) und *Motuïti*. Die Südost-Gruppe, sonst die Georgs-Inseln genannt, besteht aus den Inseln *Tahiti*, *Eimëo*, den beiden Inseln *Tubuai-Manu*, der Insel *Maïtia* und den Atollons *Tetua-Roa*.

Wir beginnen die Beschreibung der einzelnen Eilande mit *Tahiti*, dem grössten und wichtigsten der ganzen Gruppe.

Ungeachtet es am frühesten entdeckt und mehr als alle übrigen von zahlreichen Seefahrern besucht worden ist, so besitzen wir doch nur eine einzige genaue und vollständige Karte von dieser Insel, nämlich die von Capitän *Cook*. Er umschiffte 1769 die ganze Insel und gab von ihren Umrissen, so weit die hydrographischen Hilfsmittel jener Zeit reichten, einen getreuen Umriss. Später, 1797, un-

ternahm der englische Capitän *John Wilson*, welcher die ersten Missionäre nach Tahiti brachte, eine Untersuchung der Insel zu Lande, in der Absicht, die Stärke ihrer Bevölkerung zu ermitteln. Er bemühte sich gewisse mangelhafte Punkte auf der Karte seines Vorgängers zu berichtigen und zugleich die Abgränzungen der Bezirke und andere wichtige Gegenstände genau anzugeben. Leider ist es unmöglich zu wissen, in wiefern die von Wilson gelieferten Nachweisungen, im Verhältniss zur gegenwärtigen Eintheilung des Gebiets, noch Geltung und Zuverlässigkeit haben. *Lesson* hat zwar in dem Berichte über die Reise der Coquille die Namen aller Bezirke der Insel genau verzeichnet, aber ihre Gränzen nicht angegeben.

Der äussere Anblick der Insel entspricht vollkommen der günstigen Beschreibung, welche ältere und neuere Reisende von derselben mitgetheilt haben. Ihre hohen Berge sind bei reiner Luft nicht selten auf mehr als 30 Lieues weit sichtbar; doch lagern sich auch häufig die von den Winden herbeigeführten Dünste auf ihnen ab und verbergen je näher man kommt, dem Auge die Umrisse des Landes. Von Nordosten aus gesehen, erscheint die aus zwei grossen, durch eine kaum eine Seemeile breite Landenge vereinigten Halbinseln bestehende Insel als ein Hochland, mit einem regelmässig nach Osten und Westen sich abdachenden Gipfel. Die Abfälle sind sanft, ohne bemerkens-

werthe Klüfte oder steile Abstürze, während im Mittelpunkte der grössern Insel der ansehnliche, stark eingeschnittene, Gipfelpunkt emporsteigt. Nach Osten hin verliert die südliche der beiden Halbinseln in ihrer Verlängerung allmählich die Unebenheiten des Bodens und ihre Gebirge haben weder ein so auffallendes Ansehen noch eine so grüne Pflanzendecke, wie der Boden der grössern Halbinsel oder des eigentlichen Tahiti. An den hohen Gebirgen des Innern erscheinen zwar hie und da kahle Stellen von röthlicher Färbung; aber mit ungetrübtem Wohlgefallen ruht das Auge auf dem Küstenlande, längs welchem sich ein mehr oder weniger breiter Gürtel herrlicher Ebenen, schattenreicher Thäler und lieblicher Buchten hinzieht, in welchen die mit graulichen Dächern bedeckten Wohnungen der Eingebornen zerstreut liegen. Dieser Küstensaum erstreckt sich bis zur *Venus-Spitze*, dem nördlichen Vorgebirge der Insel, wo die Schönheiten des Ufers noch durch die schäumenden Wogen der Brandung erhöht werden.

Das Panorama, welches sich dem Auge, nachdem man die Venus-Spitze umschifft hat, darbietet, ist eines der reizendsten, die man sich denken kann. Es umfasst eine weite mannichfaltig eingeschnittene Strecke, von *Matavaï* bis zu der Landspitze, wo die Bay von *Papeïti* beginnt. Der Anblick ist köstlich. Die ganze Bay von Matavaï entfaltet ihren ruhigen Wasserspiegel, ihre schat-

tigen Orangenwäldchen, ihre von dichten Goyavenbäumen halbversteckten Hütten... Alle Reisenden, die zum ersten Male diese Naturschönheiten gesehen, haben gewünscht, einige Jahre ihres Lebens hier zubringen zu können. Hinter dem Ufer gewahrt man ein allmähliches Ansteigen des Landes, Schluchten und Hügel, die sich an immer höher werdende Berge lehnen, über welche sich der höchste Gipfel des ganzen Inselgebirges, der *Orohéna*, nach der Messung von *Dortet de Tessan* mit 1339 Meter Meereshöhe erhebt *).

Verschieden von dieser Uferansicht, obwohl nicht weniger anziehend, ist der Charakter des Innern der Insel. Der Blick umfasst hier stellenweise grosse Entfernungen, häufiger aber ist die Aussicht auf kleine Räume beschränkt. Es gewährt eben so viel Erstaunen als Entzücken, thurmähnlich übereinander gehäufte Basaltpfeiler neben klaren Frischwasserquellen oder Bächen zu sehen, welche hier still dahin fliessen, dort sich schäumend über die ihnen im Wege stehenden Felsmassen stürzen. Zwischen tiefen Schluchten erheben sich die Bergwände stufenweise wie Amphitheater bis zu den Wolken. Das tiefste Schweigen herrscht in diesen Einöden, wo der Pflanzenwuchs,

*) Auf der Karte zu Dumoulins Werke ist die Höhe dieses Berges zu 2449 Meter angegeben.

unbeirrt von der Hand des Menschen, seinen eignen freien Aufschwung nimmt.

Schon *Cook* hat nach den von Eingebornen erhaltenen Mittheilungen die beiden Halbinseln von Tahiti mit verschiedenen Namen bezeichnet. Die kleine, südliche, von ziemlich birnförmiger Gestalt, heisst *Taïrabu* oder auch *Taïti-iti* (Klein-Tahiti), die nördliche, grössere und kreisförmige *Opureonu* oder *Taïti-nui* (Gross-Tahiti). Nach Wilsons Karte ist die ganze Insel in 32 *Bezirke* eingetheilt, von welchen 19 zur grossen und 13 zur kleinen Halbinsel gehören. Wir können von diesen Bezirken nur einige näher beschreiben.

Der nördlichste auf der grossen Halbinsel ist der von *Matavaï*. Hier breitet sich ein schönes, 7 See-Meilen langes Thal aus und endigt bei der *Venus-Spitze*, welcher *Cook* diesen Namen gab, weil er hier auf seiner ersten Reise den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtete. Diese Spitze ist der nördlichste Vorsprung der Insel und wird durch ein flaches, mit herrlichen Kokospalmen bedecktes Stück Land gebildet. Durch das Thal und dieses Stück Land strömt der Fluss *Haa-unu* bis ins Meer. Er ist der grösste Fluss der Insel und schwillt nach starken Regengüssen oft so an, dass er Häuser und Menschen mit sich fortreisst. Tiefer im Innern bildet er den schönen Wasserfall *Piha*. An der Küste dieses Bezirks haben die meisten Seefahrer, von *Wallis* bis auf die neueste

Zeit, zuerst gelandet. Hier haben sie zuerst Bekanntschaft mit den Eingebornen gemacht und auch die ersten Missionen der Engländer sind hier gegründet worden.

Die gebrechlichen, aus Schilfrohr gebauten Hütten der Eingebornen liegen zerstreut in der Ebene, im Schatten belaubter Bäume, die sie dem Blicke entziehen. Die meisten und besten befinden sich jenseits des längs dem Ufer hinziehenden Flusses. Am Meere sind sie seltener und kleiner. Ihre Bauart ist vorzüglicher als auf *Nukahiva* und *Mangareva*; auch weichen sie in der Form von denen der andern Gesellschaftsinseln ab. Sie bilden ein grosses Oval mit zwei Oeffnungen oder Thüren. Wände von Rohrgeflecht stützen sich auf mit dem Beile zugehauene Säulen, auf welchen ein mit einer wasserdichten Schicht trockener Pandanus-Blätter überzogenes Lehmdach ruht. Die lockern Wände gestatten der Luft freien Zutritt und halten das Sonnenlicht ab. Trotz der leichten Bauart schützt eine solche Hütte die Bewohner hinlänglich und erhält das Innere stets kühl. Die Schlafstätte ist ein, zwei Fuss über dem Boden erhöhtes, auf vier Pfählen ruhendes Rohrgeflecht, auf welchem ähnliche, mit Kokosfasern genähte Decken und Polster liegen. Rings an den Wänden hangen verschiedene Hausgeräthe und Werkzeuge, europäische Strohhüte (ein Luxusartikel der Frauen), Feuergewehre, Beile, Messer etc.

Hölzerne Mörser und Gefässe verschiedener Art vervollständigen das Ameublement. Jede Hütte hat eine Einzäunung von etwa drei Fuss Höhe und aus mehr als fussdicken, in die Erde eingerammten Baumstämmen bestehend. Sie scheint ein Rest alter Gewohnheit zu seyn und kann jetzt nur zur Abhaltung des Viehes dienen.

Die einzigen Gebäude von europäischer Bauart in Matavaï sind die Kirche und die Wohnung des englischen Missionärs. Sie liegen jenseits des Flusses, wohin eine hölzerne Brücke führt, die aber jedes Jahr vom Wasser weggerissen wird. Die Kirche ist ein Oval und weiss angestrichen. Sie enthält an 60 Bänke, welche den einfachen Predigtstuhl umgeben. Die Fensteröffnungen sind gegen die Sonne mit hölzernen Latten geschützt, welche aber der Luft freien Zutritt gestatten. Das vom Dechant *Wilson*, dem Vorsteher aller seit 1797 eingeführten Missionen der Insel, bewohnte Gebäude ist höchst einfach und von aussen mit Kalk übertüncht. Die innern, nur durch etwa zwei Meter hohe Scheidewände getrennten Abtheilungen haben oben keine Decke, sondern reichen unmittelbar bis ans Dach.

Eine ziemlich breite, von Sträflingen gebaute, Strasse durchschneidet den Bezirk Matavaï und führt auf den Gipfel des Hügels oder Caps *Taharai*, wo man eine köstliche Aussicht auf die Venus-Spitze, das ruhige Meer in der Bay und die ro-

mantischen Wohnplätze der Eingebornen hat. — Der Ankerplatz ist von der Venus-Spitze bis zum Cap Taharaï etwas über eine Meile lang und durch jene zwar gegen die den grössten Theil des Jahres herrschenden Ostwinde geschützt, aber nach Westen, von wo zu gewissen Zeiten heftige Stürme kommen, ganz offen. Das brittische Schiff *Norfolk* strandete hier im März 1802 und die russische Brigg *Crolky* entging im Februar 1833 nur mit grösster Anstrengung demselben Schicksal.

Der Bezirk *Waïridi*, im südlichsten Theile der grossen Halbinsel, ist durch den weit landeinwärts liegenden See *Waï-Hiria* merkwürdig, den einzigen, welchen es auf Tahiti giebt. Der englische Capitän *Beechey*, Befehlshaber des *Blossom*, scheint (1826) der Erste gewesen zu seyn, der ihn beschrieben. Der Lieutenant *Belcher* besuchte den See gemeinschaftlich mit Hrn. *Collie*. Der Weg war sehr beschwerlich. Beide mussten 29 Mal einen Fluss übersetzen, der sich in den See ergiesst, und dann über einen steilen Berg klettern, dessen Gipfel sie nach den grössten Beschwerden erreichten und von welchem sie den See erblickten. Er schien einen Umfang von $^3/_4$ Seemeilen zu haben. Das Wasser war schlammigtrüb und zahlreiche kleine Bäche flossen ringsum von den Bergen hinein, für welche er ein einziges grosses Sammelbecken bildete. Merkwürdig ist, dass er ungeachtet dieses unaufhörlichen Zuwachses keinen sichtbaren Ab-

fluss hat, und noch merkwürdiger, dass er während der Regenzeit, anstatt zuzunehmen, sich stets gleich bleibt. Unstreitig geschieht der Abfluss unterirdisch, was auch dadurch bestätigt wird, dass um diese Zeit aus einer weiter abwärts befindlichen Höhle ein Wasserstrom hervorbricht. Die Temperatur des Sees war um 7 Uhr Morgens 22° Centigr., bei 21° Luftwärme, während das Thermometer an der Meeresfläche 25° zeigte. Der See ist auf der einen Seite von hohen senkrechten Felsen begränzt; auf der andern Seite hat der mit dem herrlichsten Pflanzenwuchs geschmückte Boden eine sanfte Abdachung. Er scheint entweder durch einen Bergsturz entstanden zu seyn, welcher den Lauf der umliegenden Flüsse und Bäche plötzlich unterbrach, oder er hat einen vulkanischen Ursprung gehabt. Die Höhe über dem Meere wurde von *Belcher* auf 1500 englische Fuss (1446 Wien. F.), und die der umliegenden Felsen auf mehr als 2100 W. F. geschätzt. Ungeachtet dieser hohen Lage soll er einen Ueberfluss an grossen Aalen beherbergen. Auf den den See umgebenden Felsen findet man, besonders an der östlichen Seite, viele Bruchstücke von blasiger Lava, welche zu der Vermuthung berechtigen, dass sein Becken der Krater eines erloschenen Vulkans sei. Spätere Reisende, wie z. B. *Moerenhout* (1829) haben seine Tiefe gemessen und nicht über 14 Faden gefunden; sie war in der Nähe des Ufers fast dieselbe, wie in der Mitte.

Von Waïridi nach Westen fortgehend kommt man durch den kleinen Bezirk *Atimoni* in den Bezirk *Papara*, wo zu der Zeit, als Wallis hier landete, der Häuptling *Amo* residirte. Am südlichsten Punkte dieses Bezirks, der Spitze *Popoti*, sah *Wilson* noch 1797 das grosse *Moraï* (Heiligthum, besonders Grabstätte) dieses Häuptlings. Es war eine grosse Pyramide von Mauerwerk, dessen Grundfläche ein längliches Viereck bildete. Sie erhob sich in einer Anzahl Stufen, von welchen die unterste 6, die übrigen 5 englische Fuss hoch waren. Die Länge der Grundfläche betrug 270, die Breite 94 Fuss. Die oberste Fläche war 180 Fuss lang und 6 Fuss breit. Die Stufen bestanden theils aus vierseitigen Blöcken von Korallenfels, theils aus einem bläulichen Kies-Conglomerat. Das Innere des Denkmahls war übrigens nicht hohl, sondern mit Steinen von verschiedener Grösse ausgefüllt. Das ganze war ein wundervolles Bauwerk, welches den Eingebornen unermesslichen Zeit- und Kraftaufwand gemacht haben musste, besonders wenn man ihre unvollkommenen Werkzeuge erwägt, und dass sie den Gebrauch des Mörtels nicht kannten. Als *Cooks* Begleiter, *Sir Joseph Banks*, dieses Monument sah, befand sich auf dem Gipfel ein hölzernes Bild, welches einen Vogel darstellte, und dicht daneben das aus Stein gemeisselte Bild eines Fisches. *Wilson* fand diese Bilder nicht mehr; selbst aus den obern Stufen waren mehre Steine

herabgestürzt und auch ein Theil der Ringmauer lag in Trümmern. *Beechey* fand 1826 das Ganze bereits so in Verfall, dass er es nicht mehr mit der von *Wilson* gegebenen Beschreibung vergleichen konnte.

Der Bezirk *Attahuru* umfasst das ganze westliche Ende der grossen Halbinsel, mit einer Küstenlänge von 12 Seemeilen, und ist unstreitig der fruchtbarste und schönste Theil von Tahiti. Er hat zwei gute Ankerplätze, *Panavia (Bunaïa)* und *Païoni*. Auch hier stand weiter landeinwärts, zur Zeit des Heidenthums, ein grosses *Moraï*, welches für das wichtigste der ganzen Insel galt. *Wilson* fand es unweit von Panavia, an einem Bache, den er *Tara-rua-moa* nennt. Eine hölzerne Einzäunung umgab eine zur Hälfte gepflasterte Platform. In der Mitte derselben sah man einen auf 16 acht Fuss hohen Pfeilern ruhenden Altar oder grossen Tisch von 40 Fuss Länge und 7 Fuss Breite, mit dicken Matten bedeckt, die an den Rändern mit langen Fransen verziert waren. Hier wurden die Opfergaben der Gläubigen niedergelegt. *Wilson* sah ganze Schweine, Schildkröten, grosse Fische, Bananen, junge Kokosnüsse etc., aber Alles schon im Zustande der Fäulniss. Andere benachbarte kleinere Altäre waren der Verehrung geringerer Gottheiten geweiht. Im Jahre 1822 war das Moraï schon verfallen und die zum Christenthum bekehrten Tahitier veranstalteten an der Stätte des-

ANSICHT DER RHEDE VON PAPEÏTI.

Verlegt von J.G.Calve in Prag.

NÁRODNÍ MUZEUM

selben den [illegible] Inspectoren ein [illegible] *Moerenhout* [illegible] und einen [illegible]

An den [illegible] lich der die nordwestl[illegible] *Tettaha* an, welcher, [illegible] wenig Flachland [illegible] doch sehr volkreich [illegible] Hafen *Papeïti* (*Papeïte*) [illegible] eine zwei Meilen [illegible] durch vorliegende [illegible] kann, da nur [illegible] weilen treffen, als der [illegible] betrachtet werden, daher er [illegible] besucht wird. Das Land [illegible] mit dichtem Pflanzenwuchs [illegible] westlichen Seite fällt es [illegible] stufenweise gegen das Meer ab, [illegible] welcher Tahiti von der weit in Westen [illegible] Insel *Eimeo* trennt. Die Pflanzungen um Papeïti sind nicht zahlreich und die [illegible] Fruchtbäume stammen aus frühern [illegible] die jungen Eingebornen fast keine [illegible] Was die Landschaft besonders [illegible] von Bächen, die sie nach allen [illegible] schneiden.

Der Ort *Papeïti* ist jetzt das [illegible] rung; es ist aber weder [illegible] ein Dorf,

Verlag von J.G.Calve in Prag.

selben den damals die Insel bereisenden Missions-Inspectoren ein grosses Festmahl von 90 Gedecken! *Moerenhout* sah 1830 nur noch die Einzäunung und einen grossen Schutthaufen.

An den Bezirk *Attahuru* schliesst sich nördlich der die nordwestliche Küste umfassende Bezirk *Tettaha* an, welcher, obschon sehr bergig und nur wenig Flachland zunächst am Meere enthaltend, doch sehr volkreich und besonders durch den Hafen *Papeïti* (*Pape-iti*) merkwürdig ist. Dieser eine zwei Meilen tiefe Einbucht bildende Hafen ist durch vorliegende Riffe sehr gut geschützt und kann, da nur Nord- und Nordwest-Winde ihn zuweilen treffen, als der sicherste der ganzen Insel betrachtet werden, daher er auch am häufigsten besucht wird. Das Land umher ist niedrig und mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckt. An der südwestlichen Seite fällt es von den Hügeln im Innern stufenweise gegen das Meer ab, bis zu dem Kanal, welcher Tahiti von der weit in Westen sichtbaren Insel *Eimeo* trennt. Die Pflanzungen um Papeïti sind nicht zahlreich und die vielen Brodfrucht-Bäume stammen aus frühern Zeiten, da die jetzigen Eingebornen fast keine neuen mehr anbauen. Was die Landschaft besonders verschönert, ist die Menge von Bächen, die sie nach allen Richtungen durchschneiden.

Der Ort *Papeïti* ist jetzt der Sitz der Regierung; es ist aber weder eine Stadt noch ein Dorf;

am ehesten könnte man es mit dem spanischen Namen *Pueblo* bezeichnen. Man erblickt eine nicht besonders in die Augen fallende Gruppe meistens kleiner Häuser oder Hütten, welche unregelmässig zwischen Orangen-Bäumen, Kokospalmen etc. etc., von welchen das Meeresufer bogenförmig eingefasst ist, zerstreut liegen. Das Erste, was man vom Meere aus wahrnimmt, ist ein grünes, nur wenig über den Wasserspiegel sich erhebendes Inselchen, mit einer von acht Kanonen besetzten Batterie, auf welcher die tahitische Flagge weht. Dieses Inselchen heisst, weil die Königinn gern hier verweilt, *Motuuta* (Königinn-Insel). Das schönste Haus in Papeïti ist das, worin der Missions-Vorsteher wohnt. Neben demselben sieht man ein grosses Gebäude, welches zur Kirche und Schule dient. Das Uebrige sind Hütten, worunter einige besser gebaute, mit Kalk getünchte Häuser hervorstehen, welche Weissen, meistens Engländern, gehören. Die Königinn hatte, als der französische Admiral *Dupetit-Thouars* ankam, noch kein eigentliches Residenz-Gebäude, sondern wohnte in einer Rohrhütte, die sich in nichts von denen der andern Eingebornen unterschied. Indessen ist man darauf bedacht gewesen, ihr eine anständigere Wohnung einzurichten und im September 1838 wurde ein ziemlich hübsches Haus für sie gebaut. Es steht weiter im Innern, am Ufer eines in den Hafen fliessenden Baches, hat aber das Unbequeme, dass es der Aussicht auf

das Meer und der in diesem Klima so wohlthätigen Seewinde beraubt ist.

Man findet zu Papeïti mehre Niederlagen von englischen Zeugen und andern Waaren, die den Bedürfnissen der Eingebornen zusagen. Auch Seefahrer können sich mit einigen Lebensmitteln versorgen.

Die von *Matavaï* nach *Papeïti* führende Strasse folgt dem Meeresufer nur vom Cap *Taharaï* bis zum äussersten Ende von *Papoa*; von hier an durchschneidet sie einen Wald von Orangen-, Citronen- und Goyaven-Bäumen. Die Strasse ist eben und breit und wird gut unterhalten, berührt aber den Ort Papeïti nur an dessen Umkreis, und wird von mehren Bächen durchkreuzt, deren einer unweit von Papeïti ein weites Bassin bildet, das den Einwohnern in der heissen Tageszeit zum Baden dient.

Etwa 2 Seemeilen nördlich von Papeïti findet man den jetzt wenig besuchten Hafen *Toanoa*. Hier sah der brittische Capitän *Fitzroy*, 1835, eine von dem Engländer *Bicknell* errichtete Zuckermühle. Der Zucker war gut und wohlfeil. Die Eingebornen brachten ihr erbautes Zuckerrohr in so grosser Menge hieher, dass der Unternehmer nicht nöthig hatte, selbst welches anzubauen.

Im nächstfolgenden, bis Matavaï reichenden Bezirke *Pari*, einem der schönsten der Insel, befindet sich nahe am Meere das Grab des (christ-

lichen) Königs *Pomaré II.*, ein kleines Gebäude von Mauerwerk mit Kalk, übertüncht und von einem Pfahlzaun eingeschlossen, innerhalb dessen schöne Casuarinen und Barringtonien das Gebäude umschatten. Es hat eine Thüre und ein Fenster. In der Mitte des Innern erhebt sich pyramidenförmig ein hölzernes Mausoleum mit dem Sarge. Wahrscheinlich ist das Gebäude nach Angabe der englischen Missionäre errichtet worden; doch sieht man nirgends eine Inschrift. Die Grundlage des Ganzen besteht aus Korallenfels, der mit einer dicken Erdschicht bedeckt worden ist. Nach der Grösse und dem Alter der Bäume zu urtheilen, hat schon früher ein heidnisches *Moraï* hier gestanden.

Auf der kleinen Halbinsel, oder *Taïrabu (Tahiti-iti)*, ist in dem Bezirke *Onvahaï*, an der Nordküste, der zwar kleine, aber gute Hafen *Aïtapeha* zu bemerken, wo *Cook* auf der ersten und dritten Reise landete und ein zum Theil schon verfallnes *Moraï* mit 15 hölzernen Götzenbildern fand, welche die Eingebornen *Ti* nannten. Auch sah man hier ein Haus, welches 1774 zwei von Lima gekommene spanische Seefahrer zur Wohnung für zwei katholische Missionäre errichtet, die aber Letztere zehn Monate später wieder verlassen hatten. Im Ganzen ist diese kleine Halbinsel viel unbedeutender als die grosse. Die Gesammtlänge beider Halbinseln von Nordwest mitten durch die sie verbindende Erdenge nach Südost ist 36 Seemeilen; der Um-

fang des eigentlichen *Tahiti* beträgt 68, der von *Taïrabu* etwa 40 (?) Seemeilen. Die *Oberfläche* von Tahiti kann 1135 Geviert-Kilometer (etwa $19^3/_4$ geogr. Geviertmeilen), die von Taïrabu 365 Gev. Kil. ($6^1/_2$ geogr. Gev. M.), der Flächeninhalt der ganzen Insel demnach 25 bis 26 geogr. Gev. M. betragen. Weniger begründet sind die Schätzungen der *Bevölkerung*. Die älteste von Cook aufgestellte Zahl, 200000, war unstreitig zu gross. *Cook* war 1774 in *Matavaï* Zeuge von der Versammlung der Flotte dieses Distrikts, welche unter dem Häuptling *Touha* eine Landung auf der Insel *Eiméo* bewerkstelligen sollte. Sie bestand aus 210 Kriegs-Piroguen nebst mehren kleinen Transport-Fahrzeugen. Cook nahm an, dass im Durchschnitt jeder Bezirk 40 solcher Piroguen stellen könne und berechnete daraus die Kriegerzahl zu 68000 Mann, was er für ein Drittel der ganzen Volksmenge ansah. *Georg Forster*, Cooks Begleiter, brachte durch eine ähnliche Schätzung nur 120000 Seelen für beide Halbinseln heraus. Am glaubwürdigsten scheint die von *Wilson* 1797 vorgenommene Berechnung zu seyn, welcher für die grössere Halbinsel 12042, für die kleinere 4008, zusammen 16050 Seelen annehmen zu dürfen glaubte. Den spätern Berichten der englischen Missionäre zufolge hatte diese Bevölkerung bis 1802 und 1803, in Folge der von den Europäern eingeführten Krankheiten und der blutigen innern Kriege wenigstens um die

Hälfte abgenommen; 1818 ergab eine Zählung die Summe von 8000 Seelen, welche auch gegenwärtig noch die der Wahrheit am nächsten kommende zu seyn scheint.

Ehe wir zu den merkwürdigsten Schicksalen übergehen, welche Tahiti betroffen haben, wollen wir eine kurze Uebersicht der andern zum ganzen Archipel gehörigen Inseln geben.

In der südöstlichen Gruppe folgt auf Tahiti zunächst die Insel *Eiméo*, von den Eingebornen am häufigsten *Murea* genannt. Sie hat zwei hohe Berge und übertrifft in Hinsicht der Naturschönheiten alle übrigen Inseln des Archipels; auch hat sie die besten Häfen. Der wichtigste unter diesen ist *Opunohu* oder *Talu*, an der Nordseite, nach *Ellis* Versicherung einer der schönsten auf der ganzen Erde. Nach seiner westlichen Seite hin liegt das Dorf *Papetoaï*, die erste und vornehmste Station der englischen Missionäre auf Eiméo, mit einer steinernen Kapelle, der schönsten des Archipels, von welcher eine hübsche Allee zu dem nicht minder schönen Wohngebäude des Missionärs führt. Die Schule steht abgesondert, nahe am Meere, unter einem kleinen Gebüsch von Kokospalmen. Rings um die Mission sieht man gut angebaute Felder mit allen Erzeugnissen dieses Tropenklimas bedeckt. An der östlichen Seite der Insel befindet sich die treffliche Bay *Afareitu*, wo die englischen Missionäre 1824 eine höhere Schule gegründet und

South Sea Academy (Akademie des Südmeeres) genannt haben. Es gehört dazu eine Kapelle. Auch ein hübsches Dörfchen zieht sich längs dem Ufer hin. Mit der Mission Papetoaï steht Afareitu nicht bloss zu Wasser, sondern auch durch einige Landwege in Verbindung. Die ganze Insel wird von Korallenriffen umgeben, die sie wie ein Ring einfassen und nur wenig Oeffnungen darbieten. Der Umfang der Insel selbst beträgt 29 bis 30 Seemeilen, und die Oberfläche etwa 152 Geviert-Kilometer ($2\frac{2}{3}$ geogr. Gev. M.). Die Seelenzahl wird zu 1300 bis 1700 angegeben.

Die kleinen Inseln *Tubuaï-Manu* sind die westlichsten der Südost-Gruppe und die von Seefahrern am wenigsten besuchten. Die östliche, grösste, hat nicht über 31 Gev. Kilom. ($\frac{3}{4}$ geogr. Gev. M.) Flächeninhalt und höchstens 200 Einwohner.

Etwa 23 Seemeilen nördlich von Tahiti liegt die Gruppe *Tetua-roa*, aus 5 sehr kleinen Eilanden mit 300 Bewohnern bestehend. Das Klima gilt für besonders gesund und ehemals wurden sie von den vornehmern Klassen der Insel Tahiti häufig besucht, namentlich von Frauen, die ihre von der Sonne gebräunte Haut zu bleichen wünschten.

Die durch ein gemeinschaftliches Riff umschlossenen, aber kaum 2 Seemeilen von einander entfernten Inseln *Raïatea* und *Taha* sind die bedeutendsten der *nordwestlichen* Gruppe des Tahiti-Archipels. *Raïatea* liegt 115 Seemeilen von Ta-

hiti, ist von Norden nach Süden 14 Meilen lang, von Osten nach Westen 9 Meilen breit und hat eine Oberfläche von beiläufig 136 Geviert-Kilometer ($2^1/_2$ geogr. Gev. M.). Die Volksmenge ist 1500 — 2000. Die Insel bildet fast ein Dreieck und hat sehr eingeschnittene Küsten. Das Innere ist gebirgig, mit mehren hohen Piks, von welchen zahlreiche Gewässer herabfliessen. Besonders malerisch und anmuthig ist der Anblick von der Nord- und Westseite. Zu bemerken sind die Häfen *Hamaniino* und *Waa-Roa* an der westlichen, dann *Opoa* und *Utumaoro* an der östlichen Küste. *Waa-Roa* war der erste Punkt des Archipels, wo die englischen Missionäre sich niederliessen. Die jetzige Kirche wurde 1820 in Gegenwart von mehr als 2400 Eingebornen feierlich eröffnet und es hatte sich bereits eine ansehnliche Zahl Neubekehrter um die Station her angesiedelt, als diese 1823 aufgegeben wurde. An der Bay *Opoa* landete *Cook* 1769 und fand sie so geräumig, dass sie die grösste Flotte aufnehmen könnte. Unweit davon sah er ein grosses Moraï, welches sich durch seine Bauart von allen übrigen des Archipels unterschied. Ein Feigenbaum, den die HH. *Banks* und *Solander* fanden, hatte einen Umfang von 42 Schritten. *Utumaoro* ist, seitdem die Mission 1823 hieher verlegt worden, der einzige Hafen, wo jetzt fremde Schiffe anlegen. In der Nähe der Mission giebt es mehre Hundert mit Zucker, Kaffeh und Tabak bepflanzte und ein-

gezäunte Plätze. *Moerenhout* fand hier auch 1830 eine kleine Schiffswerfte, wo grösstentheils von Eingebornen, unter Leitung eines englischen Zimmermanns und des Missionärs, zwei Goëletten gebaut wurden. - Auf der weiter nördlich liegenden Insel *Taha*, welche höchstens $1\frac{1}{2}$ geogr. Gev. M. gross ist und kaum 1000 Bewohner hat, fand Cooks Lieutenant *Pickersgill* ein ungewöhnlich grosses Haus, fast wie ein asiatisches Karawanserai, wo eine Menge Familien gemeinschaftlich wohnten. Die Insel wird übrigens nicht besucht und ist wenig erforscht.

Uahine (Huaheine, Wahini) liegt 24 — 26 Seemeilen östlich von den vorigen beiden Inseln und ist die östlichste der Nordwest-Gruppe. Sie hat 8 M. Länge, 5 M. Breite und etwa 60 Gev. Kilometer ($1\frac{1}{4}$ geogr. Gev. M.) Flächeninhalt mit einer Bevölkerung von 1800 Seelen (nach *Dumont d'Urville*). Sie besteht aus zwei Halbinseln, durch eine flache Erdenge verbunden, die zur Fluthzeit überschwemmt wird. Das Innere ist gebirgig und die Gesteine sind vulkanisch. Einer der Berge ist augenscheinlich ein erloschner Krater. Zwei grosse Bayen führen die Namen *Effari Roa*, an der östlichen, und *Whari*, an der westlichen Küste. Forster fand auf der Insel viel Brodfrucht- und andere Obstbäume. Besonders sorgfältig wurden die Papier-Maulbeerbäume gepflegt. Die ehemals spärliche Bevölkerung hat seit Errichtung der engli-

schen Missionen zugenommen. An die Stelle einer 1809 errichteten Kapelle ist 1819 eine, von den Eingebornen gebaute, ansehnliche Kirche von 100 (engl.) Fuss Länge und 60 Fuss Breite gekommen, und jene wird jetzt als Schule benützt. Der Bezirk *Maeva* enthält einen See von 5 Meilen Länge und bis 2 M. Breite. An seinem östlichen Ufer erhebt sich der *heilige Berg (Mua Tabu)*; in dessen Nähe zu Cooks Zeit das Oberhaupt der Insel residirte. Auch ist diese Gegend vormals der Schauplatz blutiger Kriege zwischen den um die Herrschaft streitenden Partheien und Kriegern von *Uahine*, *Raïatea* und *Bora-Bora* gewesen. Noch häufiger aber als die Spuren dieser Kriege sind die Reste des Heidenthums.

Die Insel *Bora-Bora* liegt 140 Seemeilen nordwestlich von Tahiti und 10 M. nördlich von Taha, hat von Norden nach Süden nicht über 5 M. Länge und von Osten nach Westen höchstens 2 M. Breite, mit einem Flächeninhalt von 38 Gev. Kilom. ($^2/_3$ geogr. Gev. M.) und einer Bevölkerung von 1000 Seelen. Man erblickt den zweispitzigen, 1200 Meter hohen, Berg *Pahia* vom Meere aus schon in einer Entfernung von 30 Seemeilen. Es ist ein ausgebrannter Vulkan, dessen Krater gegen das Ufer hin theilweise eingestürzt ist und einen Theil der Bay *Belua* (oder *Vaitape*) bildet. Der Berg beherrscht ein schmales, mit Pandanus und Kokospalmen erfülltes Thal, in welchem zahlreiche, häu-

sche Häuser der Eingebornen den lieblichsten Anblick gewähren. Was die Insel noch besonders auszeichnet, sind die sie umgebenden Korallenriffe, welche sich theilweise bis über den Wasserspiegel erheben und durch ihren Pflanzenwuchs einen grünen Ring um die Insel bilden, so dass sich diese wie ein Blumenstrauss, mit einer Guirlande umwickelt, ausnimmt. Die Bay *Beula*, wo der französische Admiral *Duperrey* mit der *Coquille* 1823 vor Anker ging, ist die grösste der Insel. Der Landungsplatz hat einen steinernen Damm von 6 Fuss Breite und 2 bis 3 Fuss Höhe, welchen der Missionär *Orsmond* durch die Eingebornen hat bauen lassen. Von Strecke zu Strecke befinden sich in diesem Damme weite Becken, welche vom Meere bewässert werden und als Fisch- und Schildkröten-Behälter dienen. Unweit davon steht eine steinerne Kirche, eine der schönsten des Archipels, mit einer eignen Abtheilung für die Schule, daneben das grosse hölzerne Wohnhaus des Missionärs, ein Küchengarten etc. Von hier führt eine $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen lange Strasse durch das Dorf und das Thal, und über die Bäche sind hölzerne Stege gebaut.

Die Insel *Maurua* (auch *Mopiti*, *Mobidie*) liegt 25 Seemeilen westlich von Bora-Bora und 160 von Tahiti und erscheint, aus der Ferne gesehen, als ein grosser Kegelberg, von welchem strahlenförmig kleine Hügelketten zum Meere abfallen. Der Gipfel

besteht aus Basalt. Der Umfang der Insel ist etwa 8 Seemeilen und die Oberfläche 26 Gev. Kilom. (weniger als $^1/_2$ geogr. Gev. M.). Die meisten der 300 Einwohner leben im südlichen Theile der Insel und sind zum Christenthum bekehrt, haben aber keinen eignen Missionär, sondern ein Eingeborner, von der Klasse der s. g. Moniteurs, versieht den Gottesdienst. — Die Brodfrüchte dieser Insel sollen die besten des ganzen Archipels seyn.

Unbewohnt sind die zwei, unweit nördlich von Bora-Bora gelegenen, kleinen und flachen Inseln *Motu-iti*, von welchen die westliche, grösste, 7 Meilen lang und $^1/_2$ M. breit ist.

Was den *gesellschaftlichen Zustand* des Tahiti-Archipels betrifft, so unterschied man von jeher drei Hauptklassen von Einwohnern: die *Hui-arii*, die *Buè-raatira* und die *Manahune*.

Zur ersten Klasse gehörten der oberste Häuptling (König) von Tahiti, die Häuptlinge der übrigen Inseln, ihre sämmtlichen Verwandten und Verbündeten. Diese Klasse war zwar nicht zahlreich, aber sehr mächtig und von ihren Vorzügen eingenommen. Man schrieb ihnen eine göttliche Abkunft zu und sie erhielten daher göttliche Verehrung und Opfergaben; auch versahen sie zuweilen das Priesteramt bei den Moraïs; wenigstens war der Oberpriester stets ein Hui-arii, und oft bekleidete das Staatsoberhaupt *(Arü-rahi)* selbst dieses Amt.

Die Klasse der *Bué-raatira* umfasste die Eigenthümer und Anbauer einer gewissen Abtheilung des Bodens. Sie besassen diesen durch Erbrecht und bildeten eine reiche, mächtige und daher auch unabhängige Körperschaft. Sie lebten auf ihren Besitzungen und betrieben neben dem Landbau, mit Ausschluss der übrigen Bevölkerung, verschiedene Geschäfte des Kunstfleisses, bauten Häuser und Piroguen, verfertigten Werkzeuge und Waffen, webten Matten etc. und bildeten auch in Kriegszeiten die Streitmacht. Den höchsten Rang unter den Raatira nahmen diejenigen ein, welche den grössten Landbesitz hatten; sie hiessen *Tavanas* und übten eine gewisse Gewalt über das Volk aus, so wie sie auch Unterpriester bei den Tempeln waren. Ihre Felder liessen sie entweder durch ihre Diener oder durch geringere Raatiras bestellen, welche dafür einen Zins zahlten oder ihnen als Knappen in den Krieg folgten.

Zur Klasse der *Manahune* gehörten alle übrigen Tahitier, welche kein Grundeigenthum besassen, das Gefolge der Häuptlinge und, als die geringste Volksklasse, die *Titi* (Sklaven) und die *Tiutiu* (Dienstleute). Die Titi waren Kriegsgefangene; indessen hatten sie kein besonders hartes Loos und erhielten, wenn kein neuer Krieg ausbrach, bald wieder ihre Freiheit. Doch stand ihr Leben in der Gewalt des Herrn. Aus ihnen wurden die

Opfer genommen, welche man bei gewissen Feierlichkeiten den Göttern schlachtete.

Die Würde des *Arü-rahi* war nach dem Rechte der Erstgeburt erblich und ging auch auf die Frauen über. Sobald ihm ein Erbe *(Otu)* geboren war, musste er abdanken und er blieb nur *Regent* bis zur Volljährigkeit des Otu, worauf er alle Gewalt verlor. Jeder andere Häuptling hatte in seinem Bezirk *(Matteina)* eine noch grössere Macht als der *Arü-rahi* über die ganze Insel, denn sie erstreckte sich auch auf die Raatiras. Die Regierungsform war also ein Gemisch von Monarchie und Aristokratie.

Man hat sich in Europa sehr geirrt, wenn man, den Berichten der ersten Seefahrer zufolge, glaubte, dass die Tahitier das glücklichste Leben auf der Welt führen müssten. Ausser den grausamen religiösen Gebräuchen gab es auch fast immerwährend bürgerliche Kriege. Gewöhnlich war die, durch die schmale und gebirgige Landenge schwer zugängliche, kleine Halbinsel *Tairabu* der Herd der Unzufriedenen und Aufständischen. Aber auch in *Tahiti-Ui* loderte die Kriegsflamme öfters empor und den Ausgang des Kampfes entschied meistens das Recht des Stärkern. Die übrigen Inseln des Archipels hatten eine ähnliche Verfassung wie Tahiti. Die oberste Macht besass gewöhnlich nur Ein *Häuptling*, selten zwei. Zuweilen unterwarf sich *ein Häuptling* auch mehre Inseln. Im Ganzen

scheint die Obergewalt fast immer in einer und derselben Familie erblich gewesen zu seyn. Aber obwohl diese höchste Gewalt nur in Einer Hand lag, so glich die Verfassung doch mehr dem europäischen Lehnswesen; denn das Oberhaupt fand bei den Raatiras oft grosse Widersetzlichkeit. Letztere beriethen ihre Angelegenheiten in grossen Versammlungen, wo jeder frei sprechen durfte. Ging es ohne Zwist ab, so kehrte man ruhig in seinen Bezirk zurück. Oft aber dauerten die Verhandlungen mehre Tage und bei Streitigkeiten wurden die Besiegten, wenn sie nicht entflohen, ohne Erbarmen niedergemetzelt. Auch an ihren Weibern nnd Kindern stillten die Sieger ihre Wuth. Ihre Leichen wurden den Göttern geopfert, um deren Beistand zu erhalten, und auch ihre Ländereien und Habseligkeiten vertheilte man unter sich.

Das Erscheinen der Europäer brachte bald Veränderungen in dem gesellschaftlichen Zustande der Insel hervor. Die verhältnissmässigen Reichthümer, welche die ersten Seefahrer in den Händen mehrer geringern Häuptlinge zurückliessen, erhob diese über andere und gab ihnen das Gefühl höherer Wichtigkeit. Streitigkeiten entstanden und bald setzte sich eine neue Dynastie an die Stelle der vorigen. Die Freundschaft und der Schutz der Fremden wirkten ebenfalls zu Gunsten einiger Häuptlinge und während *Wallis*, *Bougainville* und *Cook* nach ihrer Rückkehr den Europäern das

reizendste Gemälde von diesen »glückseligen Inseln« entwarfen, empfand die Bevölkerung schon schmerzlich die Folgen der Berührung mit europäischer Civilisation.

Vollständig aber wurde der gesellschaftliche Zustand Tahiti's durch die Ankunft der *englischen Missionäre* umgewandelt, von welchen die ersten nebst ihren Weibern und Kindern und einer Anzahl Handwerker, zusammen 39 Personen, durch die Londoner Missions-Gesellschaft auf dem Schiffe *Duff*, unter dem Befehl des Cap. *Wilson*, abgeschickt wurden und am 7. März 1797 in der Bay von *Matavaï* ans Land stiegen, wo sie günstig empfangen wurden und um ein Stück Land baten, auf dem sie sich Häuser bauen und einen Garten anlegen könnten, was ihnen auch bewilligt wurde. Sobald sie sich eingerichtet hatten, begannen sie die Sprache des Landes zu erlernen. Da sie die englischen Buchstaben für die Laute derselben unzureichend fanden, so waren sie genöthigt, eine eigene Schrift zu erfinden, wie sie noch jetzt im Gebrauch ist. Trotz dem, dass ihre Person im Allgemeinen geachtet war, erlitten sie doch von Zeit zu Zeit Diebstähle und wurden auch bisweilen durch das Gerücht bevorstehender Feindseligkeiten beunruhigt. Der Oberpriester *Mani-Mani* forderte sie daher auf, sich unter seinem besondern Schutze auf der Insel *Eiméo* niederzulassen, indem er vorgab, dass *Pomaré* (I.) es nicht redlich mit ihnen

meine. Aber die Missionäre glaubten ihm nicht, sondern blieben, Pomaré vertrauend, auf Tahiti. Pomaré war übrigens, da ihm bereits seit 17 Jahren ein Erbe geboren worden, nur noch Regent.

Am 6. März 1798 ging der von Macao kommende *Nautilus* (Cap. *Bishop*) auf der Rhede von *Matavaï* vor Anker. Es fehlte ihm an Lebensmitteln, Holz und Wasser, welchen Bedürfnissen die Missionäre, so viel in ihren Kräften stand, abzuhelfen suchten, während die Häuptlinge nicht die mindeste Lust bezeigten, sich die Fremden zu verbinden. Nach fünf Tagen verliess das Schiff die Insel, kam aber wegen schlechten Wetters bald zurück. Da zwei Matrosen vom Schiffe entwichen waren, so bat der Capitän die Missionäre, sich beim Könige für ihre Auslieferung zu verwenden. Auf dem Wege dahin wurden diese Friedensboten von den sie begleitenden Eingebornen angefallen, welche sie ihrer Kleider beraubten und zwei Missionäre nach einem benachbarten Flusse schleppten, um sie hineinzuwerfen. Es gelang diesen jedoch, sich loszumachen und, nachdem sie einige Kleidungstücke zurückerhalten hatten, zu der nicht mehr weit entfernten Wohnung des Königs zu gelangen. Dieser bedauerte aufrichtig, was geschehen war, gab ihnen von seinen eignen Kleidern und führte sie zu seinem Sohne, dem *Otu*, welcher, wie schon gesagt, bereits König war. Aus der Unterredung *Pomaré's* mit seinem Sohne wurde es den

Missionären ziemlich einleuchtend, dass jener räuberische Angriff, wenn auch nicht gerade auf Befehl des *Otu*, doch mit seiner Einwilligung Statt gefunden habe, weil die Missionäre durch die dem *Nautilus* geleisteten Dienste den Otu verhindert hatten, dem englischen Capitän selbst das Verlangte zu liefern und dafür Flinten und Pulver einzutauschen, woran ihm sehr viel gelegen war, indem er seinen Vater und seinen jüngern Bruder gänzlich aus dem Wege schaffen wollte. Die entwichenen Matrosen wurden nun zwar an Bord zurückgebracht und die Missionäre erhielten auch einige der geraubten Kleidungstücke zurück; aber die ganze Geschichte hatte sie so aufgebracht, dass eilf von ihnen, trotz dem Wohlwollen, welches ihnen *Pomaré* bezeigte, sich entschlossen Tahiti zu verlassen und mit dem Nautilus nach *Port Jackson* (Neu-Südwales) zu gehen; doch blieben sieben davon, auf Pomaré's Zureden, zurück. Um die Missionäre zu überzeugen, dass sie gänzlich auf seinen Schutz rechnen könnten, überfiel Pomaré den Bezirk, wo der räuberische Anfall geschehen war, und bestrafte zwei der Theilnehmer mit dem Tode. Die Missionäre konnten jedoch diese Art von Genugthuung nur innig betrauern. Um jedem neuen Anlass zu Zwistigkeiten auszuweichen, boten sie dem Könige Alles von ihren Habseligkeiten an, was die Begierde der Eingebornen etwa reizen könnte. Dieser weigerte sich aber und erklärte nur dann, wenn sie

die Insel verlassen würden, etwas von ihnen annehmen zu wollen *).

Bald darauf wurde die öffentliche Ruhe mehrmals wieder gestört; Menschen verloren im Kampfe das Leben und Häuser wurden eingeäschert. Bei der Ankunft zweier englischen Walfischfänger glaubten die Tahitier, diese seien gekommen, Rache für die den Missionären zugefügten Beleidigungen zu nehmen, was jedoch keineswegs der Fall war. Später starb ein Missionär eines gewaltsamen Todes, ohne dass man die Ursache davon entdecken konnte. Nachdem 1800 die erste Kapelle errichtet worden, drohte im folgenden Jahre ein förmlicher Krieg auszubrechen, als die Ankunft eines englischen Schiffes, welches dem alten Könige Geschenke von Seiten des Gouverneurs von Neu-Südwales brachte, die Feinde dieses Fürsten einschüchterte. Bald nachher kam mit einem neuen Schiffe eine Verstärkung von Missionären. *Pomaré*, der an nichts als an Krieg dachte, vernachlässigte die Cultur der Gewächse, mit welchen sein Land bereichert wurde; die meisten Pflanzungen gingen in Folge der nie aufhörenden Feindseligkeiten zu Grunde, oder wurden von der Mannschaft einiger an den Küsten gestrandeter englischen Schiffe als gute Beute angesehen. Endlich starb, zum unersetzlichen Verlust der Missionäre, *Pomaré* am 3. Sept. 1803.

*) *Nouvelles Annales des Voyages* etc. 1844, Nov. Heft. S 222 u. ff.

Obschon sein Sohn *Pomaré II.* noch dem Heidenthum anhing, gab er doch den Missionären bei verschiedenen Gelegenheiten Beweise seines Wohlwollens. Er lernte lesen und schreiben, und machte so schnelle Fortschritte, dass er bald schriftlich mit ihnen verkehren konnte. Er versprach sogar, die Götzenbilder abzuschaffen und zugleich die Menschenopfer aufzuheben, verlangte aber dafür »viel Flinten und viel Pulver, denn« — sagte er — »wenn man mich umbringt, so werdet ihr nichts mehr in Tahiti haben.« Bis zum Jahre 1807 war sowohl bei ihm selbst als bei seinem Volke die alte Ehrfurcht vor den Göttern der Väter verschwunden und er wäre schon damals, wenn auch nicht aus Ueberzeugung, doch aus Eigennutz und um sich seinen englischen Freunden gefällig zu machen, Christ geworden, falls sich dieses mit seiner Politik vertragen hätte.

In demselben Jahre entstanden durch den Ehrgeiz einiger untergeordneten Häuptlinge neue Unruhen. Der Krieg wurde allgemein, das Volk empörte sich und den Missionären wurde gerathen, auf ihrer Hut zu seyn. Auch sahen sie bald die Nothwendigkeit ein, sich zu entfernen und gegen das Ende des Jahres 1808 verliessen sie nebst den meisten andern Europäern die Insel. Nur vier unverheurathete Missionäre hatten den Muth zurückzubleiben. Auch *Pomaré* war zur Flucht *nach Eiméo* genöthigt. Tahiti war der Anarchie

preisgegeben. Die Empörer bemächtigten sich einer englischen Goëlette, warfen die Leute ins Meer und verschonten nur einige Matrosen, aber bloss um sie den Göttern zu opfern. Zum Glück erschien ein anderes, von den Missionären davon benachrichtigtes', englisches Schiff und befreite die unglücklichen Landsleute. *Pomaré* beschloss in dieser Bedrängniss, die Insel Tahiti an den König von England abzutreten, was jedoch nicht angenommen worden zu seyn scheint. Aufs Aeusserste gebracht, schrieb er an die nach Port Jackson geflüchteten Missionäre und bat sie zurückzukommen. Sie liessen sich bewegen und fanden ihn, 1811, noch auf *Eïméo*, wo er ihnen feierlich erklärte, dass er das Christenthum annehmen wolle und auch, 1812, die heilige Taufe verlangte. Die Missionäre hielten jedoch seine Bekehrung nicht für aufrichtig und schlugen ihm vor, die Taufe so lange zu verschieben, bis er bessern Unterricht in der Religion empfangen und durch sein sittliches Betragen sich des Christennamens werth gemacht haben würde.

Pomaré kehrte 1813, wo der Bezirk *Matavaï* sich ihm wieder unterworfen hatte, nach *Tahiti* zurück und auch zwei Missionäre folgten ihm dahin. Aber die Folgen dieses Schrittes waren nichts weniger als günstig. *Pomaré's* Betragen war keineswegs erbaulich und bewies, dass seine Bekehrung nur scheinbar gewesen sei. Er ergab sich vollständig dem Laster der Trunksucht, welches übri-

gens schon seit langer Zeit die ganze Bevölkerung zu beherrschen angefangen hatte. Wie weit diess ging, davon erzählt *Turnbull**) ein merkwürdiges Beispiel. Einige Europäer hatten Weinstöcke gepflanzt und den Eingebornen begreiflich zu machen gesucht, wie nützlich diese Pflanze werden würde, wenn man sie ungestört wachsen liesse. Diese konnten aber die Reife der Trauben nicht erwarten. Da sie sahen, dass die grünen Beeren nicht zu gebrauchen waren, so glaubten sie auf dieselbe Weise, wie sie ihr bekanntes Getränk *Ava* bereiten, auch hier verfahren zu können. Sie rissen daher die Stöcke aus und versuchten die Wurzel zu kauen. Abermals in ihrer Hoffnung getäuscht, hielten sie sich von den Europäern für absichtlich betrogen, und rächten sich dafür, indem sie alle Weinpflanzungen zerstörten. In den letzten Jahren waren die Tahitier auch mit der Kunst des eigentlichen Branntwein-Brennens bekannt geworden. Ganze Bezirke vereinigten sich zur Errichtung solcher Brennereien, wozu sie den Saft der zuckerhaltigen Wurzel der *Tü*-Pflanze *(Dracaena terminalis)* verwendeten. Die zuerst abgezogene Flüssigkeit, die stärkste, nahmen die Häuptlinge für sich, und dem Volke liessen sie den zweiten Abzug. Gewöhnlich folgten dann rohe Trinkgelage, die mehre Tage dauerten, bis Alles aufgezehrt war.

---

*) *Voyage round* the World etc. S. 148 und 149.

Das ganze Volk fiel bald in einen Zustand beklagenswürdigster Roheit. Alle Sicherheit verschwand von der Insel, Mord und Todtschlag waren an der Tagesordnung. Sechs Jahre lang liefen alle auf Tahiti landenden Schiffe Gefahr, ausgeplündert zu werden. Zwei wurden überfallen und ihre Mannschaft mit wenigen Ausnahmen ermordet. Indessen war auch das rohe und selbst grausame Betragen vieler fremden Matrosen und sogar einzelner Befehlshaber nicht geeignet, die Eingebornen günstig für sich zu stimmen. Wiederholte Ausschweifungen dieser Art nöthigten endlich die Regierung von *Neu-Südwales* zwei Bekanntmachungen zu erlassen, welche allen englischen Seefahrern einschärften, das Gebiet, die Personen, so wie die Sitten und Gebräuche der Eingebornen auf den Australischen Inseln gebührend zu achten, widrigenfalls sie nach den gegen Seeräuber und Uebelthäter bestehenden Gesetzen würden bestraft werden.

Unterdessen wüthete der innere Krieg fort, bis endlich am 11. November 1815 *Pomaré* in einem hitzigen Gefechte bei *Narü*, im Bezirk Attahuru, einen vollständigen Sieg über seine Gegner davon trug, wodurch seine Gewalt von jetzt an fest begründet wurde. Zum grossen Erstaunen sowohl der Besiegten als auch seiner Anhänger verbot er streng, die geschlagenen Feinde zu verfolgen, ihre Wohnungen einzuäschern, ihre Felder zu verwüsten, und ihre Frauen und Kinder zu be-

leidigen. Seine Befehle fanden willigen Gehorsam und hatten einen günstigen Erfolg nicht nur für seine eigne Sache, sondern auch für die allgemeine Einführung des Christenthums. Ueberall wurden die Götzenbilder zerstört und auf den Trümmern der Moraïs erhoben sich Kirchen und Kapellen. Auch auf die übrigen Inseln blieben die Ereignisse von Tahiti nicht ohne Einfluss. Im Laufe des Jahres 1816 war der ganze Archipel zum Christenthum bekehrt und die Anzahl der Eingebornen, welche lesen und schreiben konnten, belief sich auf 3000. Die Kräfte der Missionäre waren bald nicht mehr hinreichend zu ihren Amtsverrichtungen, so dass sie von England aus durch neue Mitarbeiter verstärkt werden mussten. Auch schickte man von London einen Mann nach Tahiti, welcher längere Zeit die Arbeiten auf einer Zuckerpflanzung in Jamaica geleitet hatte. Am Anfange des Jahres 1818 führte Tahiti bereits einige Erzeugnisse seines Bodens nach *Port Jackson* aus.

Unterdessen verschlimmerte sich die Lage der Missionäre. Von der Gesellschaft des Mutterlandes, deren Ausgaben ohnehin grösser waren als die Einnahmen, blieben die Unterstützungen aus, während mit der Vergrösserung ihrer Familien auch ihre Bedürfnisse sich vermehrten. Um ihrer Verlegenheit abzuhelfen, kamen sie auf den Gedanken, die zum Christenthum bekehrten Tahitier zur Bildung einer *Hilfsgesellschaft* aufzufordern. Dieser

Gedanke war insofern kein glücklicher zu nennen, als die Missionäre, bei der noch nicht hinlänglich vorgerückten Bildung der Eingebornen, um den Zweck eines solchen Vereins zu begreifen, in den Verdacht geriethen, dass es ihnen dabei mehr um weltliche als geistliche Zwecke zu thun sei. Ohnehin hatten sie durch den Handel, welchen sie mit ihren Bodenerzeugnissen trieben, bereits an Achtung bei den Tahitiern zu verlieren begonnen. Der Hilfsverein kam indessen zu Stande. *Pomaré* selbst stellte sich an die Spitze und unterzeichnete sich mit einem Beitrage von acht Schweinen. Die Sache fand, als etwas Neues, nicht nur auf Tahiti, sondern auch bei den Bewohnern der übrigen Inseln grossen Beifall.

Im Verlaufe der Zeit machte *Pomaré* die nichts weniger als erfreuliche Bemerkung, dass mit Einführung des Christenthums der gesellschaftliche Zustand der Insel sich geändert hatte. Der alte Glanz, der ihn und andere Häuptlinge zur Zeit des Heidenthums umgeben hatte, war verschwunden und seine Unterthanen sahen, dass sie es nicht mehr wie sonst mit höhern Wesen zu thun hatten. Die Missionäre riethen ihm, die vornehmsten Männer der Insel zu einer allgemeinen Versammlung zu berufen und sich mit ihnen über neue gesellschaftliche Einrichtungen zu berathen. Anfangs widerstrebend gab er endlich nach und noch vor Ablauf des Jahres 1818 erschien das erste tahitische

Gesetzbuch, welches aus 19 Kapiteln bestand, von denen das siebente besonders strenge Strafen gegen die Entheiligung des Sabbaths festsetzte.

Am 16. Mai 1819 empfing *Pomaré*, nachdem die Feierlichkeit von einem Jahr zum andern verschoben worden, die Taufe, was jedoch keineswegs beitrug, einen bessern Christen, als er bisher gewesen, aus ihm zu machen. In Betreff des neuen Gesetzbuches hatten die einzelnen Inseln des Archipels verschiedene Meinungen. Die meisten gaben sich eigne Gesetze und wollten sich, wie man glaubt, nicht ohne Beistimmung der Missionäre, von der Hauptinsel Tahiti unabhängig machen.

Mit dem im Dezember 1821 plötzlich erfolgten Tode Pomaré's nahmen die Unruhen überall zu. Doch brachten es die Missionäre dahin, dass sein Sohn im Jahre 1824, obschon damals erst vier Jahr alt, unter dem Namen *Pomaré III.* als König anerkannt wurde. Bei dieser Gelegenheit fand auch eine Umarbeitung des Gesetzbuches Statt, und Tahiti erhielt gewissermassen eine »Constitution«, indem an die Stelle der bisherigen absoluten Monarchie eine Art von Repräsentativ-Verfassung eingeführt wurde. Der junge König wurde in die von den Missionären gegründete »Akademie der Südsee« gebracht, um daselbst eine regelmässige christliche Erziehung zu erhalten, starb aber schon am 11. Jänner 1827 und mit ihm erlosch die männliche Linie seines Hauses. — Seine damals 16 Jahr

alte Schwester *Aïmata* hatte noch bei Lebzeiten des Vaters einen jungen Häuptling geheurathet, welcher gleichfalls den Namen *Pomaré* erhielt. Sie wurde nach dem Tode des Bruders als Königinn von *Tahiti* und *Eiméo*, unter dem Namen und Titel *Pomaré Wahine I.* anerkannt; aber ihre Tante *Arüpaïa* blieb Regentinn.

Schon vor dem Schluss des Jahres 1824 war auf Tahiti der englische Missionär *Pritchard* angekommen und hatte seinen Wohnsitz in *Papeïti* aufgeschlagen. Gleichzeitig fing man auch in *Frankreich* an, sich um das englische Missionswesen zu bekümmern. Ein Artikel des *Drapeau blanc* enthielt eine Vergleichung der Resultate, welche einst die Jesuiten erlangt hatten, mit den Erfolgen der englischen Missionäre auf Tahiti, die als Puritaner bezeichnet wurden. Bald bemächtigten sich auch andere Blätter dieses Gegenstandes und die Angegriffenen erhielten an mehren Gelehrten, namentlich *Abel Remusat*, *Guizot* und *Hyde de Neuville* beredte Vertheidiger. Im Jahre 1825 fand die erste Collision der Regierung von Tahiti mit den europäischen Mächten Statt. Die Regentinn sah, welchen Werth die Europäer auf Perlmutter legten, und belastete die von fremden Schiffen an den Küsten des Archipels stark betriebene Perlmuschel-Fischerei mit einer Abgabe. Bald darauf wurde eine englische Brigg, deren Capitän sich über die Entrichtung dieser Abgabe nicht aus-

weisen konnte, von einem Haufen Eingeborner überfallen, welche die Mannschaft an Händen und Füssen banden und das Schiff rein ausplünderten. Der seit einiger Zeit eingesetzte englische Consul *Charlston* erhielt auf seine Beschwerde keine Genugthuung und erst später gelang es dem im März 1826 ankommenden Capitän *Beechey*, Befehlshaber des Kriegsschiffes *Blossom*, durch ernste Drohungen die Zurückgabe der gestohlenen Sachen und zugleich die Aufhebung der Abgabe zu erzwingen.

Eine neue Verwickelung der tahitischen Zustände brachte die Ankunft zweier *katholischen Missionäre* von den benachbarten Gambier-Inseln hervor. Bis zum Jahre 1835 war nichts Bedeutendes auf Tahiti vorgefallen, ausser dass der erwähnte Missionär *Pritchard* zum *englischen Consul* ernannt und auch von Seiten der Nordamerikanischen *Vereinigten Staaten* ein Consul, Namens *Moerenhout*, angestellt worden war. *Pritchard* hatte jedoch den meisten Einfluss auf die Regierung von Tahiti. Im November 1836 landeten zwei katholische Missionäre, *Laval* und *Caret*, beide Franzosen, an der Küste von Tahiti, nicht weit von Papeïti, und fanden bei mehren Eingebornen eine günstige Aufnahme, so dass einer der Häuptlinge vergebens sie zur Rückkehr zu nöthigen versuchte. Die Eingebornen hatten sich schon öfter über die englischen Missionäre beschwert. Sie erzählten jetzt den katholischen Priestern, dass die engli-

schen Geistlichen verheurathet wären und Handel trieben, dass sie sogar heilige Bücher, z. B. Bibeln, nur für Geld hergäben und selbst die Sacramente nicht unentgeldlich ausspendeten. Sie fragten, ob es die Katholiken auch so machten. Die neuen Missionäre antworteten mit dem Evangelium: »Umsonst habt ihrs empfangen, umsonst gebt es wieder.«

Es gelang indessen dem Consul *Pritchard*, die Königinn dahin zu bringen, dass die katholischen Priester ausgewiesen wurden. Da die Letztern an den später auf Tahiti landenden französischen Seefahrern, namentlich *Dumont d'Urville* und *Du Petit-Thouars*, warme Vertheidiger fanden, so wurden dadurch auch Zwistigkeiten mit der französischen Regierung herbeigeführt. Gleichzeitig nahm die innere Zerrüttung der Insel so überhand, dass im Jahre 1841, während Pritchard nach England gereist war und die Königinn *Pomaré* freier handeln konnte, die Regierung von Tahiti es für rathsam hielt, der französischen das *Protectorat* über den Archipel anzutragen, welches auch im September 1842 vom Admiral *Du Petit-Thouars* provisorisch angenommen wurde. Die seitdem entstandenen neuen Verwickelungen der tahitischen Zustände sind aus öffentlichen Blättern allgemein und zur Genüge bekannt.

Verbesserungen.

S. 58 Z. 3 von unten statt *Markosa* lese man *Markosa*
— 66 „ 1 „ oben „ *theidigung* „ „ *Vertheidigung*
— 96 „ 3 „ „ „ *Soschah* „ „ *Soscha*
— 173 „ 1 u. 2 der Anmerkung, soll es heissen: *die gesetzmässige Zahl von*
— 211 „ 1 von unten statt *Bodenertrag* lese man *Bodenertrag*
— 225 „ 9 „ „ soll es heissen. *Canadiern, die in*
— 233 „ 1 „ oben statt *Elia* lese man *Eliae*
— 275 „ 11 „ unten „ *ganse* „ „ *Ganse*
— 278 „ 12 „ „ „ *hervorstehen* „ „ *hervorstechen*

A 406697
UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06218 6948